DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Standard- und Nonstandard-Deutsch
im universitären Kontext
aus der Sicht von ausgewählten Studienrichtungen“

verfasst von / submitted by

Lisa Krammer, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt / degree programme code as it appears on the student record sheet:	A 190 333 299
Studienrichtung lt. Studienblatt / degree programme as it appears on the student record sheet:	Lehramtsstudium UF Deutsch UF Psychologie und Philosophie UniStG
Betreut von / Supervisor:	Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst

Ich halte den universitären Rahmen für äußerst angemessen, um eine 'schöne Sprache' zu pflegen und deutlich zu kommunizieren. Außerdem verliert eine intellektuelle Unterhaltung meiner Meinung nach stark an Glanz, wenn sie durch Dialekt und Umgangssprache verunreinigt wird. Privat is ma recht wurscht. Ich will nur nicht, dass ich immer schlampert daherred. ;)

Sprache ist für mich etwas sehr Persönliches. Diese muss / soll nicht um jeden Preis versteckt werden. Man darf schon auch hören, woher wer kommt.

Aussagen von ProbandInnen

Vorwort

Meinem Betreuer, Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst, danke ich für die fruchtbaren Gespräche und die kompetente Betreuung. Mein herzlichster Dank gilt auch meiner Familie und meinen Freunden, die mich in allen Phasen der Arbeit ermuntert, tatkräftig unterstützt und begleitet haben. Ein großes Dankeschön an alle ProbandInnen, die an meinen Fragebogen-Erhebungen teilgenommen haben. Ihr habt einen erheblichen Beitrag zu dieser Diplomarbeit geleistet.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung ***8***

2 Theoretische Zugänge ***10***

2.1 Einbettung in den Forschungskontext 10

2.2 Die deutsche Sprache und ihre Varietäten 18

2.2.1 Standard 21

2.2.2 Nonstandard 25

2.3 Klärung weiterer Begrifflichkeiten 29

2.3.1 Normbezogener vs. kommunikations- und sprachgebrauchsorientierter Ansatz 31

2.3.2 Funktionale Varietäten 33

2.3.3 Zur Stellung von Varietäten in Österreich 34

2.4 Spracheinstellungen 36

3 Empirischer Teil ***40***

3.1 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen („Hypothesen“) 40

3.2 Zusammensetzung der Stichprobe 42

3.3 Methodik 47

3.4 Anmerkungen (zur Verbesserung) 52

3.4.1 Anmerkungen von Germanistik-Studierenden 53

3.4.2 Anmerkungen von Medizin-Studierenden 54

3.4.3 Anmerkungen von TU-Studierenden 55

4 Auswertung und Ergebnisse ***56***

4.1 Germanistik-Studierende der Universität Wien 58

4.1.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch 58

4.1.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs 78

4.1.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch 81

4.1.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender 85

4.1.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender 88

4.1.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden 91

4.1.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität 92

4.2 Medizin-Studierende der Medizinischen Universität Wien 97

4.2.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch 97

4.2.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs 110

4.2.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch 112

4.2.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender 114

4.2.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender 117

4.2.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden 118

4.2.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität 119

4.3 TU-Studierende der Technischen Universität Wien 124
4.3.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch 124
4.3.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs 138
4.3.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch 140
4.3.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender 143
4.3.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender 147
4.3.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden 148
4.3.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität 149

4.4 Vergleich 154
4.4.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch 154
4.4.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs 162
4.4.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch 164
4.4.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender 165
4.4.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender 171
4.4.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden 172
4.4.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität 173

5 Resümee und Ausblick 177

6 Literaturverzeichnis 181

7 Abbildungsverzeichnis 191

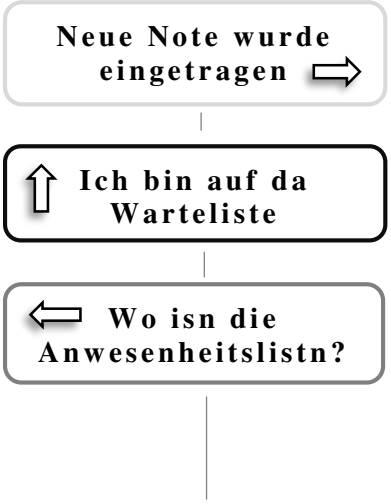
8 Tabellenverzeichnis 198

9 Anhang 200

Abstract 200

Fragebögen 202

1 Einleitung



Staunen. – Damit beginnt bekanntlich nicht nur die Philosophie, sondern auch meine Diplomarbeit bzw. mein Forschungsinteresse. Der konkrete Anstoß dieser Arbeit entspringt meinen persönlichen Beobachtungen in diversen Germanistik-Lehrveranstaltungen an der Universität Wien, in denen mir ein häufiger Gebrauch von Nonstandard-Deutsch auffiel. Die vorliegende Diplomarbeit widmet sich folglich der Einstellung zur sprachlichen Interaktion an der Universität. Die obenstehende Grafik stellt den Versuch dar, das äußerst vielgestaltige Themenfeld meiner Untersuchung zu bündeln und zu veranschaulichen. Die Äußerung bzw. der Text der E-Mail-Nachricht *Neue Note wurde eingetragen*, dem jeder Student, jede Studentin im Laufe des Studiums mehrmals begegnet, repräsentiert die Standardsprache bzw. das varietätenspezifische Konzept „Hochdeutsch", welches grundsätzlich der überregionalen Verständigung und gesellschaftlichen Profilierung dient. Die Frage bzw. Nachfrage *Wo isn die Anwesenheitslistn?*, die in Lehrveranstaltungen ebenso mehrmals pro Einheit gestellt wird, steht stellvertretend für den Dialekt. Die größtenteils betrübliche Feststellung *Ich bin auf da Warteliste* exemplifiziert die Umgangssprache, welche eine Art Kompromiss-Position zwischen Standarddeutsch und Dialekt einnimmt. Im Verlauf meiner Arbeit gilt es aufzuzeigen und darzulegen, welche dieser Varietäten (bzw. Sprechweisen) in welchen Situationen unter welchen Bedingungen und in Kommunikation mit welchen GesprächspartnerInnen von Studierenden unterschiedlicher Studienrichtungen und -gänge (BA-, MA-, Lehramt-, Doktorats-Studium) gemäß deren Selbstwahrnehmung im universitären Kontext verwendet wird. Die beiden Aussagen von ProbandInnen, die meiner Diplomarbeit vorangestellt sind, belegen bzw. verdeutlichen, wie ungemein vielfältig die Ansichten in Bezug auf das Thema sind. Meine primäre Untersuchungsgruppe besteht aus Germanistik-Studierenden der Universität Wien. Studierende der Medizinischen Universität Wien und der Technischen Universität Wien bilden die beiden Kontrollgrup-

pen. Da ich den tatsächlichen Sprachgebrauch weder beobachte noch mittels Tonaufnahmen erhebe, kann ich keine Aussage zum tatsächlichen Sprachgebrauch, zur alltäglichen sprachlichen Wirklichkeit an der Universität tätigen. Demgegenüber untersuche bzw. erhebe ich Aussagen der ProbandInnen über ihren Sprachgebrauch, sogenannte Einstellungsdaten bzw. subjektive Daten. Des Weiteren wird der Frage nach den konkreten Faktoren von vermeintlichen Varietäten-Switches auf den Grund gegangen. Außerdem füllt diese empirische Untersuchung eine Forschungslücke, da ähnliche empirische Studien in Bezug auf die Schule (SCHULYOK-SCHOPP 2013), die Medien (FEUERLE 2014), (HABACHER 2013), (ÖTTL 2014) und die Gastronomie (MIKUŁA 2009) bereits durchgeführt wurden, im universitären Kontext blieb eine Analyse solcher Art bis dato jedoch aus. Ausgehend von der Annahme einer Polyglossie bzw. „inneren Mehrsprachigkeit" und soziodemographischer Heterogenität der Studierenden sollen sowohl situative Aspekte fokussiert als auch soziale bzw. biographische Merkmale wie Herkunft, Geschlecht und Alter berücksichtigt werden. Die Indikatorfunktionen der jeweils verwendeten Varietät im universitären Kontext sollen außerdem mit Faktoren wie dem Öffentlichkeits- und Formalitätsgrad, der Erwartungshaltung in der gesellschaftlichen Praxis und dem Modell „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz" von KOCH / OESTERREICHER (1985) in Beziehung gesetzt werden.

Die Arbeit lässt sich in drei Abschnitte gliedern: Zuerst wird der theoretische Rahmen abgesteckt. Dabei werden Begrifflichkeiten geklärt, es findet die Einbettung der Fragestellung in die Fachdiskussion statt und die moderne soziolinguistische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung wird näher beleuchtet. Die Auswahl an Fachliteratur wurde nach den Kriterien der Vielfältigkeit, Relevanz, Aktualität getroffen und soll keineswegs als geschlossen betrachtet werden. Die Polaritäten, die sich in den verschiedenartigen Standpunkten auftun, sollen dargelegt werden. Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich gänzlich mit der Empirie, der Zusammensetzung der Stichprobe und der verwendeten indirekten Untersuchungsmethode, dem Fragebogen. Abschließend erfolgt im dritten Abschnitt die Analyse, Darstellung und Interpretation der Ergebnisse. Hierbei wird keine sprachstatistische Auswertung, sondern eine Untersuchung basierend auf Grundwerten durchgeführt. Ein Resümee, eine Reflexion und ein Ausblick runden meine Arbeit ab. Die Fragebögen befinden sich im Anhang.

2 Theoretische Zugänge

2.1 Einbettung in den Forschungskontext

Mit Ausnahme der Dissertation von RANSMAYR (2005), die sich mit dem Stellenwert des österreichischen Deutsch an Auslandsuniversitäten näher auseinandergesetzt hat, und daher für meine Arbeit kaum relevant ist, konnte ich keine Quellen ausfindig machen, die sich bereits mit der Einstellung zum Gebrauch von Varietäten der deutschen Sprache im universitären Kontext in Österreich auseinandersetzen. Allerdings bin ich durch das Büro des Rektorats der Universität Wien auf das Forschungsprojekt „VAMUS" mit dem Titel „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg" gestoßen. Unter der Projektleitung von Monika Dannerer und Peter Mauser wird in einer Laufzeit von drei Jahren (2014–2017) folgendes Ziel mit einer breit gefächerten, multivariaten Methodik verfolgt (vgl. VAMUS 2015):

> Ziel des Forschungsprojekts ‚VAMUS' ist es, ein klares und diastratisch differenziertes Bild von Funktionen und Entwicklung der inneren und äußeren Mehrsprachigkeit an der Institution Universität zu gewinnen. Mithilfe einer breit angelegten Online-Fragebogen-Enquete sowie exemplarischer Interviews und Video-/Audioaufnahmen werden die Sprachattitüden, -einschätzungen sowie Selbsteinschätzungen sprachlichen Handelns und sprachlicher Entwicklung von Personen erfasst und analysiert, die an der Universität Salzburg in den Bereichen Lehre, Forschung und Verwaltung tätig sind. (VAMUS 2015)

Die Projektgruppe „VAMUS" erfasst somit die sprachliche Interaktion an der Universität holistischer. Sowohl Studierende und Lehrende als auch das Verwaltungspersonal ist im Projektdesign integriert (vgl. DANNERER / MAUSER 2016: 10f.). Durch Video-/Audioaufnahmen können objektive Daten den subjektiven Daten (Online-Fragebogen, Leitfadeninterviews) gegenübergestellt werden (vgl. ebd.). Die Ähnlichkeit zu meinen Forschungsfragen ist klar ersichtlich (siehe *3.1 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen („Hypothesen")*). Das Spektrum der Forschungsfragen des Projekts deckt beispielsweise ebenso die Frage nach der „Bedeutung von Varietäten des Deutschen im Kontext der Universität" (DANNERER / MAUSER 2016: 1) ab. Und ergänzend dazu: „Welcher Stellenwert kommt ihnen zu, welche Funktionen erfüllen sie? Wo werden sie als (un)angemessen erachtet?" (DANNERER / MAUSER 2016: 1f.) Eine forschungsleitende Annahme des Projekts „VAMUS" beschäftigt sich mit der Fakultätszugehörigkeit. Es wird davon ausgegangen, dass „Prestige und […] Akzeptanz [der Nonstandard-Varietäten] in universitätstypischen Domänen abseits informeller Gespräche […] der Tendenz nach umgekehrt proportional zur Sprachaffinität der Wissenschaftsdisziplin sein [werden]." (DANNERER / MAUSER 2016: 10) Die Fakultätszugehörigkeit bzw. Studienrichtung spielt auch bei meiner Untersuchung

eine wesentliche Rolle. Im Hinblick auf die Methodik hat die Projektgruppe „VAMUS“ ein mehrschichtiges Untersuchungsmodell entwickelt, um das weite Untersuchungsfeld aus möglichst unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Das Projektdesign lässt sich mit den drei Aspekten der Sprachenpolitik von dem Sprachsoziologen SPOLSKY (2004) in Beziehung setzen:

Three components of the language policy:		
Language practices	Language beliefs or ideology	Language intervention, planning or management (vgl. SPOLSKY 2004: 5).

Tab. 1: Three components of the language policy.

Die drei Komponenten der Sprachenpolitik werden von SPOLSKY (2004) folgendermaßen beschrieben:

> […] language practices – the habitual pattern of selecting among the varieties that make up its linguistic repertoire; […] language beliefs or ideology – the beliefs about language and language use; and any specific efforts to modify or influence that practice by any kind of language intervention, planning or management (SPOLSKY 2004: 5).

Die nachstehende Tabelle bildet den „*VAMUS*“-Methodenkatalog in Anlehnung an SPOLSKYS (2004) Dreiteilung ab.

Datengewinnung „*VAMUS*“:		
25 Video- und Audioaufnahmen (Lehrveranstaltungstypen, Servicegespräche)	Quantitative und qualitative Methoden der Befragung: - Online-Fragebogen (Studierende, Lehrende, Verwaltungspersonal) - 140 Leitfadeninterviews (Einzelinterviews mit Studierenden, Lehrenden, Verwaltungspersonal) - 19 Leitfadeninterviews (mit EntscheidungsträgerInnen)	Quellenstudium: - schriftliches Datenmaterial zur universitären Sprachenpolitik - Universitäre Dokumente - Vergleich der Universität Salzburg mit den Universitäten Innsbruck, Wien und Bozen (vgl. DANNERER / MAUSER 2016: 11)

Tab. 2: Datengewinnung „*VAMUS*“.

Es wäre überaus interessant, zwischen den Ergebnissen des Projekts und den Ergebnissen meiner Einstellungsdaten einen Vergleich anzustellen und mögliche Parallelen, zum Beispiel in Bezug auf den sozial- und situationsspezifisch gesteuerten Einsatz der jeweils gewählten bzw. angegebenen Varietät, zu ziehen.

Da ansonsten das Forschungsfeld „Universität“ in Österreich kaum erforscht wurde, berücksichtige ich nun Einstellungsdaten zum sprachlichen Umgang mit Kindern und im Schulunterricht. Des Weiteren ziehe ich Ergebnisse aus der Schweiz heran, die Einstellungen zum Sprachgebrauch an der Hochschule erhoben haben.
STEINEGGER (vgl. 1998) untersuchte in seiner Umfrage, die in Österreich und Südtirol durchgeführt wurde, unter anderem die Einstellungen der ProbandInnen zum Sprachgebrauch im Umgang mit Kindern und die Einstellungen zum Sprachgebrauch im Schulunterricht. Dabei nahm er zusätzlich auf die Diplomarbeit und Ergebnisse der Fragenbogenerhebung von PATOCKA (1986), welche ebenso nicht den tatsächlichen Sprachgebrauch (objektive Daten) untersucht hat, sondern Einstellungen (subjektive Sprachdaten) dazu, Bezug (vgl. STEINEGGER 1998: 7). Deshalb gliederte er seine Ergebnisse konsequent nach drei Kategorien: alle F (Fragebögen), neue F, alte F (vgl. STEINEGGER 1998: 132f.). Die Fragen bzw. Einstellungen, wie mit Kindern sprachlich interagiert werden soll und wie tatsächlich mit Kindern gesprochen wird, lieferten folgende Ergebnisse (vgl. ebd.):

"Gew." Sprachgebrauch (Frage 11)			
	alle F	neue F	alte F
D	29,8%	30,6%	27,8%
U	23,3%	30,7%	5,3%
H	46,8%	38,3%	66,9%
S	0,3%	0,4%	---- %

Tats. Sprachgebrauch (Frage 6)			
	alle F	neue F	alte F
D	41,8%	43,9%	36,9%
U	36,6%	35,3%	39,6%
H	18,8%	16,3%	22,0%
A	3,4%	4,3%	1,3%
S	0,2%	0,2%	0,3%

Tab. 3: „Gewünschter“ Sprachgebrauch und „tatsächlicher“ Sprachgebrauch (STEINEGGER 1998: 134).

Im folgenden Abschnitt beziehe ich mich auf STEINEGGER (vgl. 1998: 134).
An den Zahlen ist deutlich ersichtlich, dass die Einstellungen zum „gewünschten“ und „tatsächlichen“ Sprachgebrauch divergieren: Nimmt man alle Fragebögen in den Blick, haben 46,8 % der ProbandInnen „Hochdeutsch“ als „gewünschten“ Sprachgebrauch bei Kindern angegeben. Bezüglich dem „tatsächlichen“ Sprachgebrauch mit Kindern gaben hingegen

18,8 % der Befragten an, „Hochdeutsch“ zu verwenden. Betrachtet man die Kategorie Dialekt genauer, fällt eine umgekehrte Tendenz auf: Hier beträgt der „gewünschte“ Sprachgebrauch mit Kindern 29,8 % und die Angabe bei „tatsächlicher“ Sprachgebrauch ist mit 41,8 % deutlich höher.

Die Unterscheidung zwischen Einstellungen zum „gewünschten“ und „tatsächlichen“ Sprachgebrauch findet auch in meinen Fragebogen-Erhebungen Beachtung.

Die Begründungen für den intendierten bzw. vermeintlichen Gebrauch von „Hochdeutsch“ im Umgang mit Kindern waren sehr unterschiedlich und ließen sich in folgende Cluster zusammenfassen. Neben den Argumenten für den Gebrauch der Umgangssprache und der Verwendung von Dialekt, welche ich exkludiert habe, möchte ich an dieser Stelle noch die Gründe für den Gebrauch von mehreren Sprechweisen anführen (vgl. STEINEGGER 1998: 136f.).

Gebrauch von „Hochdeutsch“	*Gebrauch von mehreren Sprechweisen*
„**Schule, Rechtschreibung** […]	„**Kinder sollen beides (alles) können** […]
Kinder sollen *richtig* sprechen lernen […]	**- H [Hochdeutsch]: Schule, Erziehung, für später etc.** - **D [Dialekt]: Muttersprache** […]
‘D (o. U [Umgangssprache]) hören sie eh immer’ […]	**- H:** Theorie: **‘sollte so sein’** […] **- D** […]: Praxis **‘so spricht man leider’, ‘ist (leider) so’** […]
Verständigung […]	**- H: für später** […] **- D: D-Pflege** […]
‘für später’, ‘fürs Leben’ […]	**‘egal’**“ (Formatierung im Original) (STEINEGGER 1998: 139).
gegen Sprachbarrieren […]	
D ist: fehlerhaft […]“ (Formatierung im Original) (STEINEGGER 1998: 136).	

Tab. 4: Gebrauch von „Hochdeutsch“ und mehreren Sprechweisen.

Die Kategorien für den *Gebrauch von „Hochdeutsch“* haben gemeinsam, dass Faktoren wie Korrektheit, uneingeschränkte Kommunikation dem „Hochdeutschen“ zugeordnet werden und dessen Verwendung nicht nur in Bezug auf die Schule, sondern auch für den weiteren Lebensweg relevant ist (vgl. STEINEGGER 1998: 136). Aspekte wie multifunktio-

naler Spracheinsatz, der Dialekt als gewohnte Sprechweise und die Bedeutung der Konservierung von Dialekt wurden beispielsweise bei dem *Gebrauch von mehreren Sprechweisen* angeführt (vgl. STEINEGGER 1998: 139). In meinen Fragebögen besteht ebenfalls die Möglichkeit für die ProbandInnen, deren Begründungen für den vermeintlichen Gebrauch der jeweiligen Varietäten in Kontakt mit anderen Studierenden und Lehrenden mitzuteilen.
Vergleicht man diese Ergebnisse nun mit den Einstellungen der ProbandInnen zum Sprachgebrauch im Schulunterricht, zeigt sich in Anbetracht des „gewünschten" Sprachgebrauchs in der Schule ein recht ähnliches Bild. 74,5 % der ProbandInnen entschieden sich für „Hochdeutsch", 19,6 % für die Umgangssprache und 5,9 % gaben an, den Dialekt als wünschenswerte Sprachform in der Schule zu erachten (vgl. STEINEGGER 1998: 141).
Hier möchte ich die Beweggründe für die Präferenz der Standardsprache, Hintergründe der Entscheidung für die Umgangssprache und Argumentationen für ein schulisches Kommunizieren im Dialekt in tabellarischer Form anführen. Jede Spalte segmentiert der Rangfolge nach die Gründe für die vermeintliche Verwendung der jeweiligen Varietät bzw. für eine dynamische Variationsperformanz der Varietäten im schulischen Kontext. Die Zeilen der Tabelle sind primär getrennt voneinander zu betrachten, können aber durchaus miteinander in Beziehung gebracht bzw. in einem Abhängigkeitsverhältnis betrachtet werden. Eine Verbindung bzw. Verknüpfung der Begründungen von STEINEGGER (1998) mit meinen erhobenen Daten (Antworten auf die fakultativen Textfelder im ersten Fragenblock) befindet sich im vierten Kapitel *Auswertung und Ergebnisse* meiner Arbeit.

Standardsprache	Umgangssprache	Dialekt
„**'weil man es (einfach) lernen muß'** […]	„**Kompromiß** […]	„**üblich** […]
Rechtschreiben, Lesen […]	**Verständigung** […]	**Muttersprache,** […] **freier, natürlicher** […]
für später […]	**Schule; besserer Ausdruck** […]	**D-Pflege** […]
Verständigung […]	**Auflockerung: einfacher, leichter,** […] **als H** […]	**Vertrauen; Nähe**" (Formatierung im Original) (STEINEGGER 1998: 143f.).
H ist Normsprache, Schriftsprache […]	**höhere Sprachebene (als D)** […]	
Niveau halten; besserer Ausdruck […]	**für später, Leben** […]	

‘D […] **reden sie eh zu Hause**, untereinander, von selbst’ […]	**‘gehört sich so’** […]
Bildung, Erziehung […]	**gegen Diskriminierung**“ (Formatierung im Original) (STEINEGGER 1998: 143).
sonstige: - Distanzverhältnis Lehrer - Schüler, - Respekt, Durchsetzungskraft, Disziplin, - den *Kindern* gefällt H besser“ (Formatierung im Original) (STEINEGGER 1998: 142).	

Tab. 5: Gebrauch von Standardsprache, Umgangssprache und Dialekt.

Des Weiteren gaben 57,1 % der ProbandInnen an, dass sie im eigenen Schulunterricht „Hochdeutsch“ sprechen mussten, 5,0 % kreuzten bei dieser Frage den Dialekt und 37,3 % die Umgangssprache an (vgl. STEINEGGER 1998: 140). Die restlichen Prozente entfallen auf die Kategorien „Slowenisch“ und „Italienisch“ (vgl. ebd.).

Ein aktuelleres Projekt beschäftigt sich ebenso weitgehend mit der Sprache im schulischen Kontext. Der Projektleiter, Rudolf de Cillia, untersuchte von 2012 bis 2015 unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Jutta Ransmayr und Elisabeth Fink am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien die Bedeutung des österreichischen Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache (vgl. DE CILLIA 2015: 36). Mit dem Terminus „österreichisches Deutsch“ ist das ‘österreichische Standarddeutsch’ gemeint. Dieses groß angelegte Projekt, welches österreichweit durchgeführt wurde, nahm folgende Forschungsbereiche in den Blick: die LehrerInnenausbildung, die Lehrpläne für österreichische Schulen, das Lehrmaterial, die Unterrichtspraxis und Nachschlagewerke (vgl. DE CILLIA 2011: 7). Daraus ließen sich zentrale Forschungsfragen formulieren, wie beispielsweise:

> Wie wird der Umgang mit Dialekt/Umgangssprache/Standardsprache in der Lehrerausbildung berücksichtigt? […]Wird die Funktionalität der unterschiedlichen sprachlichen Varietäten im Unterricht vermittelt? […] Wie sind österreichische Lehrkräfte dem österreichischen Deutsch gegenüber eingestellt und wie viel Wissen über die Plurizentrik des Deutschen und die Varietäten, insbesondere über das österreichische Deutsch, ist unter Lehrkräften vorhanden? (DE CILLIA 2011: 8f.)

Laut meiner persönlichen Nachfrage bei der Projektleitung ist die Veröffentlichung der Ergebnisse in Buchform voraussichtlich Ende 2016 / Anfang 2017 geplant. Bisherige Publikationen und Präsentationen sind jedoch auf der Projekthomepage[1] frei zugänglich. In dem Kapitel *Bestandsaufnahme Teil I: der Status Quo* spielt nach „dem Befund unserer ExpertInnen-Interviews […] in den österreichischen Lehrerbildungsinstitutionen (Universitäten und Pädagogische Hochschulen) die österreichische Varietät als Bildungssprache nur eine geringe oder gar keine ausgewiesene Rolle" (DE CILLIA 2011: 4). Besonders bekräftigt wird von den Befragten, dass „die Schule bei der Tradierung eines Standards trotz der formenden Kraft der Medien elementar [sei], und dies […] für alle Unterrichtsgegenstände [gelte]" (DE CILLIA 2011: 5). Da die Schule als Vorstufe eines Studiums an der Universität und der Sprachgebrauch und die Sprachvermittlung an der Schule als eine Art prägendes Fundament angesehen werden kann, wären die Ergebnisse dieses Projekts ebenfalls sehr interessant für mein Untersuchungsfeld.

Wenn man einen Blick auf die Schweiz wirft, wurden unter anderem die verwendeten Sprachen im Rahmen von Ausbildungen in der Eidgenössischen Volkszählung im Jahr 2000 von dem Bundesamt für Statistik untersucht (vgl. LÜDI / WERLEN 2005: 5). Bei dieser Darstellung ist zu beachten, dass es sich um subjektive Angaben, wie dies bei Spracheinstellungs- und -wahrnehmungsdaten immer der Fall ist, handelt, die die SchweizerInnen in der Volkszählung gemacht haben. Außerdem ist im Allgemeinen der varietätenspezifische Gebrauch des Deutschen in der Schweiz im Vergleich zu Wien sehr unterschiedlich ausgeprägt. MOOSMÜLLER (vgl. 1991) spricht hinsichtlich des Sprachgebrauchs in Österreich von einem Varietätenkontinuum. Das bedeutet, dass „Hochsprache, Umgangssprache, Dialekt und alle dazwischen liegenden Sprachebenen […] nahtlos ineinander überzugehen" (MOOSMÜLLER 1991: 12) scheinen. In der Schweiz spricht man hingegen von einer Diglossie (vgl. AMMON 2003). Diese zeichnet sich dadurch aus, dass „Dialekt [Schweizerdeutsch] und Standarddeutsch [Schweizerhochdeutsch] […] klar auseinandergehalten werden; es gibt keinen kontinuierlichen Übergang […], sondern nur das vollständige Umschalten." (AMMON 2003: 169) WANDRUSZKA (1979: 25) betont jedoch diesbezüglich, dass „mit einem solchen binären Schema die sprachliche Wirklichkeit viel zu grob vereinfacht und damit verfälscht" repräsentiert wird. Ergänzend dazu ist explizit herauszustreichen, dass der

[1] http://oesterreichisches-deutsch.bildungssprache.univie.ac.at/texte/publikationen/[letzter Zugriff: 21.06.2015].
http://oesterreichisches-deutsch.bildungssprache.univie.ac.at/vortraege-und-praesentationen/[letzter Zugriff: 21.06.2015].

„Gebrauch des Dialekts nicht von sozialen Variablen beeinflusst [ist], sondern […] durch alle Klassen hindurch als identitätsstiftendes Merkmal“ (ENDER / KAISER 2009: 274) aufgefasst wird. Dies lässt sich anhand folgender Tabelle illustrieren:

Tabelle 38: Hochdeutsch und Schweizerdeutsch als Ausbildungssprachen nach Ausbildungsarten im deutschen Sprachgebiet (in %), 1990 und 2000*

	Hochdeutsch		Schweizerdeutsch		Schweizer- und Hochdeutsch	
	1990	2000	1990	2000	1990	2000
Obligatorische Schule, Diplommittelschule oder Berufsvorbereitende Schule	13.0	7.6	33.2	38.8	52.3	52.8
Berufslehre, Vollzeit-Berufsschule	16.3	8.4	27.3	34.4	53.0	55.5
Maturitätsschule, Lehrerseminar	20.0	11.6	10.1	13.1	67.6	73.9
Höhere Fach- und Berufsausbildung	16.7	10.9	36.0	33.0	42.7	50.0
Höhere Fachschule, Fachhochschule	20.9	12.4	19.5	14.4	55.9	69.3
Universität, Hochschule	25.7	20.4	16.6	11.1	55.3	65.6
Ohne Angabe	20.3	18.5	44.4	31.6	30.9	45.4

Quelle: Eidgenössische Volkszählungen, BFS
** Grundgesamtheit: alle Personen in Ausbildung, die eine Ausbildungssprache angegeben haben.*

Tab. 6: Hochsprache und Dialekt in der Ausbildung (LÜDI / WERLEN 2005: 85).

Um die Grafik näher zu erläutern, beziehe ich mich im folgenden Absatz auf LÜDI / WERLEN (vgl. 2005: 85). Die meisten SchweizerInnen gaben dementsprechend an, Schweizerdeutsch (Dialekt) und Schweizerhochdeutsch (Standarddeutsch) an der Universität zu sprechen. Der Prozentsatz der Personen, die einerseits vermeintlich nur „Hochdeutsch“ verwenden, ist an den Universitäten am höchsten. Andererseits stößt man an den Hochschulen ebenfalls auf die niedrigste Zahl derer, die angeblich nur Dialekt benutzen. Diese Tendenz lässt sich zusätzlich bei den Maturitätsschulen (Gymnasien) und den Lehrerseminaren (LehrerInnenbildung) erkennen.

Das folgende Zitat lässt sich somit zu der oben angeführten Statistik in Beziehung setzen:

> Es wird gesagt, jedes wissenschaftliche Gespräch lasse sich auch im Dialekt führen. Das ist schlechterdings unbestreitbar. Ich führe jedes private Fachgespräch mit meinen schweizerischen Berufskollegen in Mundart, und wir stossen nie auf Schwierigkeiten, Goethe oder Kafka mögen noch so schwierige weltanschauliche Probleme aufgeben. Wenn dem Dialekt ein Fachausdruck fehlt, wird er flugs im Hochdeutschen gestohlen und mit einer schweizerischen Lautung versehen, und schon ist das Leck behoben. Wir machen das automatisch, aus alter Gewohnheit, und so fast jedermann. (WIESMANN 1985: 136)

Ob die ProbandInnen meiner Erhebung ebenso zustimmen, dass wissenschaftliche Gespräche auch problemlos in anderen Sprechweisen geführt werden können, wird sich in meiner empirischen Studie herausstellen.
Darüber hinaus wird im weiteren Verlauf des Zitates darauf angespielt, was passieren würde bzw. könnte, wenn der Unterricht in allen Altersstufen immer mehr im Dialekt vollzogen werden würde:

> Dann gelten zuletzt die fremden Eindringlinge als Dialekt, und verloren ist dessen Charakter, Eigenart und Schönheit. Er wird sich selbst entfremdet, wird Allerweltsrede. Unsern so unvergleichlich kostbaren Mundarten droht von keiner Seite grössere Gefahr als von der Dialektwelle im Unterricht und in den Medien, weil da kaum mehr ein unverfälschter Dialekt zu hören ist. (WIESMANN 1985: 136)

Ob sich diese Befürchtung, die sich im Zitat widerspiegelt, ebenso auf die Wahrnehmung der Studierenden betreffend des durchschnittlichen Sprachgebrauchs von Lehrenden im Fachbereich Germanistik an der Universität Wien, von Studierenden an der Medizinischen Universität Wien und Studierenden der Technischen Universität Wien beziehen lässt, wird in der vorliegenden Arbeit erörtert werden.
Nachdem in diesem Kapitel mehr oder weniger ähnliche, aber auf alle Fälle vergleichbare Forschungsfelder und Erkenntnisse präsentiert und mit meinem Untersuchungsgebiet in Zusammenhang gebracht wurden, handelt der nächste Abschnitt von den unterschiedlichen Varietäten des Deutschen und deren Abgrenzung voneinander. Anschließend wird eine bestimmte Terminologie und Präzisierung der Varietäten favorisiert und meinen Fragebögen zugrunde gelegt.

2.2 Die deutsche Sprache und ihre Varietäten

> Eine sprachliche Varietät zeichnet sich dadurch aus, dass gewisse Realisierungsformen des Sprachsystems in vorhersehbarer Weise mit gewissen sozialen und funktionalen Merkmalen kookkurrieren [sic!]. Wenn eine Menge von gewissen kongruierenden Werten bestimmter sprachlicher Variablen (d. h. Realisierungen gewisser Formen, die in der betreffenden Sprache variieren) zusammen mit einer gewissen Menge von Merkmalen auftreten, die Sprecher und/oder Gebrauchssituationen kennzeichnen, dann können wir von einer sprachlichen Varietät sprechen. (BERRUTO 2004: 189)

Ergänzen möchte ich die Definition von BERRUTO (2004) mit der Begriffsbestimmung von DOVALIL (2010). Dieser fügt hinzu, dass eine Varietät als eine weitgehend „*kohärente (= als relativ homogen erscheinende und als relativ homogen wahrgenommene) Gesamtheit sprachlicher Elemente […] [determiniert] und […] sowohl von der Gruppe der Benutzer*

selbst, als auch von außen als eigenständig wahrgenommen bzw. anerkannt wird." (Formatierung im Original) (DOVALIL 2010: 45f.)

AMMON (vgl. 2003: 170) beschreibt drei Typen von Regionen im deutschen Sprachgebiet, denen er unterschiedliche sprachliche Charakteristika zuordnet. Ein Dialektschwund ist in Norddeutschland registrierbar, die Diglossie findet man in der Schweiz und in Österreich und Süddeutschland liegt ein Dialekt-Standard-Kontinuum vor (vgl. ebd.). Dieses besteht aus Übergangsstufen, welche durch „Kombination von Formen des Dialekts und der Standardvarietät" (AMMON 2003: 166) konstituiert werden. Wie lässt sich jedoch dieses Dialekt-Standard-Kontinuum konkret erfassen? Woran lassen sich die Übergangsstufen festmachen? Und können die mannigfaltigen Kombinationen überhaupt gesondert voneinander abgegrenzt werden?

BELLMANN (vgl. 1983: 123) spricht sich ebenso für ein Dialekt-Standard-Kontinuum aus. Er sieht den Fokus im „mittleren Bereich [zwischen Dialekt und Standard], der überwiegend erst sekundär durch Interferenz zustande gekommen ist, nun aber wachsend hervortritt und kommunikativ genutzt wird." (BELLMANN 1983: 123)

BARBOUR / STEVENSON (vgl. 1998: 149) akzentuieren hingegen bei der Manifestation von Kontinua, dass diese nicht durch Übergangsstufen, sondern durch fließende Übergänge gekennzeichnet sind und es dadurch kaum möglich ist, eine Grenze zwischen Standard- und Nonstandard-Varietäten zu ziehen. Dem Terminus „Kontinuum" kann ebenso die Bedeutung, dass „die Sprechenden in Abhängigkeit von der Situation ohne spürbare Abstufungen in offiziellere oder ungezwungenere Ausdrucksweise hinübergleiten" (BARBOUR / STEVENSON 1998: 149), innewohnen.

Ich möchte an dieser Stelle nochmals festhalten, dass laut der einschlägigen Fachliteratur der Großteil der österreichischen Sprachlandschaft, exklusive dem alemannischen Westen, einem Dialekt-Standard-Kontinuum entspricht. Wie dieses Kontinuum jedoch segmentiert wird, darüber sind sich die ausgewählten, oben genannten Autoren uneinig. Kann man nun von nahtlosen Überleitungen oder doch von distinkten Sprechweisen ausgehen? Ist die traditionelle Aufschlüsselung in Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache in der modernen Varietätenlinguistik noch tragbar? BERRUTO (2004) bietet eine Antwort auf die oben gestellten Fragen bzw. einen Lösungsvorschlag an. Sein Konzept für den Ausdruck „Varietät" möchte ich meiner Arbeit zur Basis machen.

> Während 'Varietät' eigentlich Diskretheit implizieren müsste, die Möglichkeit also, die Grenze zwischen einer Varietät und der anderen zu bestimmen, sowohl innerhalb des Sprachrepertoires einer

> Sprachgemeinschaft auf Basis ihrer funktionalen und sozialen Distribution, als auch mit Bezug auf sie konstituierende Merkmale, scheint es den Tatsachen in Wirklichkeit oft angemessener zu sein, Varietäten als (konventionell bestimmte, unscharf abgegrenzte) Verdichtungen in einem Kontinuum zu verstehen (BERRUTO 2004: 190).

Auch DANEŠ (2005: 47) konstatiert, dass die „Vorstellung eines sprachlichen Kontinuums mit arealen Verdichtungen unterschiedlichen Grades (oder auch mit Verdichtungsinseln) […] ein adäquates Herangehen an die Varietätenforschung“ zu sein scheint.
Grundsätzlich beziehe ich mich bei der theoretischen Abgrenzung der Varietäten untereinander auf die Einteilung von WIESINGER (1980). Dieser geht von einem geschichteten Konzept aus. Das Balkendiagramm kann dadurch jedoch als Einladung, sich die Varietäten als feste Schichten vorzustellen, angesehen werden. Da diese Publikation auch noch über 35 Jahre alt ist, wird sie durch rezentere Forschungsliteratur, wie etwa HUESMANN (1998), GLAUNINGER (2011) ergänzt.

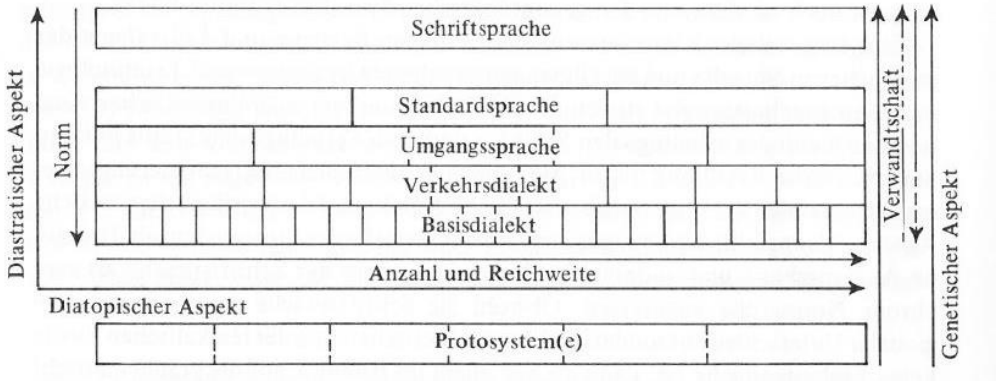


Abb. 1: Einteilung von WIESINGER (WIESINGER 1980: 186).

In der Grafik bildet die Standardsprache die übergeordnete Norm (vgl. WIESINGER 1980: 189). Eine sogenannte Vermittlerposition nimmt die Umgangssprache ein, die aufgrund der „verbleibenden sekundären dialektalen Merkmale zwar noch eine deutliche regionale Bindung [besitzt], […] aber durch ihre standardsprachlichen Anteile den intimen Charakter des Dialekts [verliert]“ (WIESINGER 1980: 189). Der Dialekt wird nach WIESINGER (1980: 187) zusammengefasst als

> untergeordnete, lokal bis regional gebundene, privat bis halböffentlich und damit beschränkt gebrauchte, der Schriftsprache mehr oder minder fernstehende, meist wenig geschätzte, entwicklungsgeschichtlich auf natürlichem Weg aus einem Protosystem hervorgegangene Sprachform.

Diese Sichtweise der philologischen Dialektologie lässt die Funktion des Dialekts als vielseitig abwechslungsreiche kommunikative und pragmatische Ressource, vor allem auch im

öffentlichen, medialen Bereich, völlig außer Acht. Der Frage *Findet der Dialekt an der Universität Verwendung und vor allem wie?* wird in den Einstellungsdaten der ProbandInnen nachgegangen.

2.2.1 Standard

In diesem Kapitel wird nun die Standardvarietät des Deutschen, ihre Funktion und Rolle näher beleuchtet. Der Standardsprache gebührt deswegen ein umfangreicher Platz in meiner Arbeit, da ich jene sowohl als Bezugspunkt (für Vergleiche) als auch als „eigene" Varietät und bewusst nicht als Bezugsnorm meiner Erhebung klassifiziere. Viele SprachteilnehmerInnen sehen die Standardsprache als Bezugsnorm an. Durch diese mehrfach geteilte Auffassung lässt sich ebenso die Normvorstellung der Gesellschaft bzw. die Diskrepanz zwischen der Normerwartung und der tatsächlichen Normerfüllung in gesellschaftlicher Praxis aufzeigen. Es gilt explizit hervorzuheben, dass die anderen Varietäten dadurch keineswegs als untergeordnet anzusehen sind und die Gewichtung meiner Fragestellungen und der Testfragen im Fragebogen **nicht** mit einer Bewertung einhergeht.
Vorerst gilt es, anhand der Begrifflichkeit „Standardvarietät" eine überblicksmäßige historische Rückschau zu halten und einen kurzen Überblick über die linguistische Konzipierung der Standardvarietät aufzuzeigen. Dabei wurden ausgewählte Autoren wie AMMON (1995), BARBOUR / STEVENSON (1998) und HAGEMANN u. a. (2013) herangezogen und deren Definitionsversuche in Zusammenhang gebracht. Laut AMMON (1995: 3) ist eine Standardvarietät „‚kodifiziert'". Das heißt, dass „ihre Formen in einem ‚Sprachkodex' niedergeschrieben sind, in Wörterbüchern, Grammatiken und dergleichen. […] Außerdem ist eine Standardvarietät in aller Regel in ihrer Sprachgemeinschaft amtlich institutionalisiert" (ebd.). Die Schule wird als Institution genannt, deren Aufgabe unter anderem darin besteht, die Standardsprache korrekt zu lehren (vgl. AMMON 1995: 3). Als einer der Anwendungsbereiche wird der Kontakt mit Behörden angeführt (vgl. ebd.). Die nachfolgende Grafik veranschaulicht die Interaktion mehrerer, ausgewählter Institutionen, die über eine Bewertung der Standardvarietät unterschiedlichen Ausmaßes verfügen. Die Pfeile symbolisieren die Interdependenz zwischen den einzelnen Instanzen. Diese sind wiederum eingebettet in das große Ganze, in die allumfassende Kategorie *Bevölkerungsmehrheit* (vgl. AMMON 1996: 134).

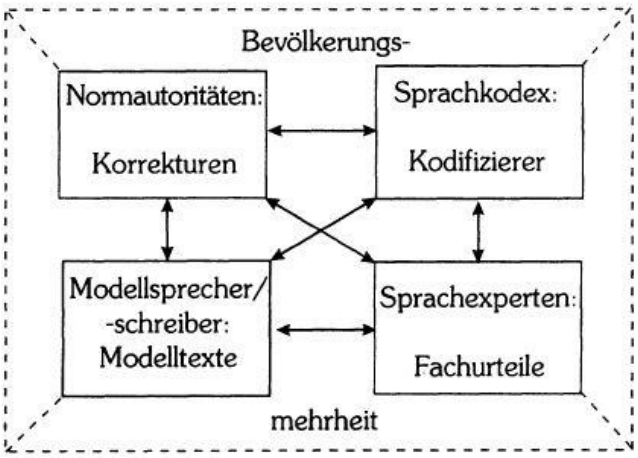


Abb. 2: Das soziale Instanzenmodell einer Standardvarietät (AMMON 1996: 134).

Gesprochen mit BARBOUR / STEVENSON (1998: 145) wird der Terminus „Standard" unterschiedlich verwendet, wie etwa als „*Hochsprache,* ***Schriftsprache****, Literatursprache, Einheitssprache* oder auch *Standardsprache*." (Formatierung im Original) Die mündliche und schriftliche Form der Standardsprache ist konventionell an Schulen, in Wörterbüchern, Grammatiken aufzufinden und wird bei der Unterweisung von Deutschlernenden gelehrt (vgl. BARBOUR / STEVENSON 1998: 145).

HUESMANN (1998: 7) fasst drei grundlegende Aspekte zur Entstehung und Ausprägung des Neuhochdeutschen zusammen:

„– Überregionalität

– Prestige

– Kodifizierung". Sofern mindestens zwei der aufgelisteten Faktoren eintreten, wird ein Sprachzeichen als standardsprachlich angesehen (vgl. HUESMANN 1998: 29). Die Kodifizierung eines Sprachzeichens charakterisiert die Einbettung in Grammatiken, Wörterbüchern und Aussprachewörterbüchern (vgl. ebd.). Jedoch ohne Verweis betreffend „diatopischer" (regionale Variation), „diastratischer" (soziale Variation) oder „diaphasischer" (situative Variation) Verwendungsweisen (ebd.). Überregionalität zeichnet ein Sprachzeichen aus, wenn es „im gesamten Geltungsgebiet der Standardvarietät, dem Staatsgebiet, verbreitet ist, d.h. wenn es im gesamten Sprachgebiet im aktiven Sprachgebrauch der SprecherInnen der Standardvarietät die unmarkierte Variante ist" (ebd.). Hohes Prestige eines sprachlichen Zeichens zeigt auf, dass es bevorrechtigt im öffentlichen Kontext benutzt wird (vgl. HUESMANN 1998: 30). Dieser Gesichtspunkt muss allerdings differenzierter betrachtet werden. Alle Varietäten evozieren Prestige und Stigma, wenn auch prototypisch ein Faktor

dominiert. Beispielsweise kann der Dialekt ein ebenso hohes, oft romantisierendes und heimisches Prestige aufweisen. Die Gruppenspezifizität und das präskriptive Potenzial von standardsprachlichen Sprachzeichen sind in Abgrenzung zu den drei oben genannten, definitorischen Merkmalen sogenannte empirische (vgl. HUESMANN 1998: 31f.). Empirische Kennzeichen der Standardvarietät sind ebenso deren Multifunktionalität, das bedeutet ihre textsortenunabhängige Anwendung, und deren Verschriftlichung (vgl. HUESMANN 1998: 32). Hier ist jedoch anzumerken, dass es in Österreich auch funktionale bzw. soziale Einschränkungen für die Standardvarietät gibt. Soziale Zugehörigkeit wird zum Beispiel durch Dialekt, der zumeist innerhalb einer Dorfgemeinschaft gesprochen wird, oder Jugendsprache ausgedrückt. Ein weiteres definitorisches Merkmal charakterisiert darüber hinaus die Standardvarietät (vgl. HUESMANN 1998: 33). Und zwar, wenn diese „zu einem bestimmten Prozentsatz aus standardsprachlichen Sprachzeichen besteht" (HUESMANN 1998: 33).

AMMONS (2005) Standardbegriff bezieht sich laut SCHNEIDER / ALBERT (vgl. 2013: 50) zu wenig auf den tatsächlichen Spracheinsatz und exkludiert den Aspekt der Mündlichkeit gänzlich. Diese vertreten nämlich die Ansicht, dass der Terminus „Standard" „variabler, domänen- und medialitätsspezifischer" (SCHNEIDER / ALBERT 2013: 51) greifbar gemacht werden muss. Daher ist es absolut bedeutsam, zwischen geschriebenem und gesprochenem Standard zu unterscheiden, denn beide Varietäten verfügen über unzählige Varianten, sind daher im Grunde verschiedenartig und bedingen aber dennoch einander in unterschiedlichem Grade (vgl. SCHNEIDER / ALBERT 2013: 57f.).

Die Definition der Standardsprache von KLEIN (2013) lässt sich sowohl mit der Begriffsbestimmung von AMMON (1995) als auch mit jener von HUESMANN (1998) vereinen. Denn sie bezeichnet die Standardsprache als jene Varietät, die „für die überregionale Kommunikation genutzt wird und die einen stilistisch neutralen, schriftsprachnahen, distanz-orientierten Charakter besitzt und überdies kodifiziert ist" (KLEIN 2013: 29).

MAITZ / ELSPAß (2013: 35) beschäftigen sich näher mit sprachlichen Ideologien und betrachten dabei die „Standardsprachenideologie" und die „Homogenitätsideologie" genauer. Die erstgenannte Ideologie räumt der Standardsprache einen speziellen Stellenwert ein (vgl. MAITZ / ELSPAß 2013: 35): „Sie [die Standardsprache] sei das unerlässliche Mittel der Bildung, die wichtigste Varietät der Sprache, der Maßstab der Sprachrichtigkeit und die Grundbedingung des gesellschaftlichen Fortschritts." (MAITZ / ELSPAß 2013: 35) Die „Homogenitätsideologie" besticht durch den Standpunkt, dass „sprachliche Vielfalt ein negatives/abnormales/gefährliches Phänomen darstellt, sodass die sprachliche Einheit zu Lasten der Variabilität gefördert werden soll." (MAITZ / ELSPAß 2013: 36) MAITZ / ELSPAß (2013:

45) bieten dementsprechend mit ihrem Konzept von Standardsprache eine Art Gegenmodell zum „idealistisch-normativen Standardbegriff“, wie er vergleichsweise von der „Standardsprachenideologie“ und der „Homogenitätsideologie“ geformt wurde, an. Sie verleihen somit einem sogenannten „realistisch-deskriptiven Standardbegriff“ (MAITZ / ELSPAß 2013: 46) Gestalt. Denn möchte man ein „‚gesprochenes Standarddeutsch’ modellieren, so ist es unbedingt als Gebrauchsstandard zu rekonstruieren, der naturgemäß Variation berücksichtigt“ (ebd.).

HAGEMANN u. a. (2013: 1) beziehen sich darauf, dass der Standard oftmals „ex negativo“ aufgefasst und charakterisiert wird. „Zum Standard gehören dann alle sprachlichen Einheiten, die nicht einem – wie auch immer dies dann zu definieren wäre – besonderen Bereich zuzuordnen sind, also etwa *nicht* einer Fachsprache, *nicht* einer Jugendsprache, *nicht* einem Dialekt“ (ebd.). Die Standardsprache wird somit kontrastiv mit den anderen Varietäten in Verbindung gesetzt. Die Standardvarietät wird folglich als

> Gesamtheit sprachlicher Escheinungen, die in bestimmten (und festzulegenden) Kommunikationssituationen, in bestimmten Texten anzutreffen sind, die zu bestimmten Anlässen, von bestimmten SprecherInnen, aus bestimmten Gründen, zu bestimmten Zwecken usw. produziert werden (HAGEMANN u. a. 2013: 2f.) beschrieben.

Diese Auslegung gilt aber nicht nur für die Standardsprache, sondern für (fast) alle Varietäten. Gleichzeitig beinhaltet die weit gefasste Definition indirekt die Differenzierung zwischen kodifiziertem und pragmatischem Standard. Grammatiken und Wörterbücher konservieren den sogenannten kodifizierten Standard (vgl. HAGEMANN u. a. 2013: 2). Der pragmatische Standard ist hingegen der „**auf der Ebene sprachlichen Handelns und Verhaltens zu beschreibende Standard**“ (Formatierung im Original) (HAGEMANN u. a. 2013: 3). Als pragmatischen Standard sehe ich auch die Verwendung der Standardvarietät im universitären Kontext an. Je nach Anforderung, situativen Kontext und dem sprachlichen Agieren anderer Personen handelt man bewusst oder unbewusst pragmatisch bzw. anwendungsbezogen. Der von MUHR (1995) vertretene kommunikations- und sprachgebrauchsorientierte Ansatz lässt sich ebenso auf einen pragmatischen Standard beziehen und wird im Kapitel 2.3.1 dieser vorliegenden Arbeit näher behandelt.

2.2.2 Nonstandard

BELLMANN (1983: 124) wählt den Begriff „Substandard“ aus, um „für den sprechsprachlichen Gesamtbereich unterhalb des Standards einen Oberbegriff zur Verfügung zu haben.“ Der Terminus „Substandard“ mag durch das Präfix sub- wertend klingen, es soll damit jedoch keineswegs eine Bewertung bzw. Hierarchie verbunden werden. Dennoch habe ich mich summa summarum dafür entschieden, anstatt „Substandard“ den Begriff „Nonstandard“ zu verwenden. Im weiteren Verlauf der Arbeit subsumiere ich darunter die Termini „Dialekt“ und „Umgangssprache“ bzw. „modifizierte, normgelockerte Formen der Standardsprache, regionale Standardsprechsprachen“ (LENZ 2003: 20).

Der Begriff „Mundart“ benennt „in bestimmten Kontexten die typische Sprachform eines kleinen Gebietes (i. d. R eines Dorfes und seiner Umgebung)“ (BARBOUR / STEVENSON 1998: 60). Hingegen kann mit Dialekt eine „Gruppe von Mundarten gemeint sein […], die einander in gewissen Aspekten gleichen und über ein weiteres Areal verteilt sind.“ (ebd.) Gewöhnlich wird diese Differenzierung nicht als sehr strikt angesehen und dadurch werden die Ausdrücke häufig bedeutungsgleich verwendet (vgl. BARBOUR / STEVENSON 1998: 60). Dialekte werden in der Dialektologie als die „am stärksten örtlich gebundenen und am weitesten vom Standard divergierenden Varietäten des Deutschen“ (BARBOUR / STEVENSON 1998: 62) charakterisiert.

Nach MATTHEIER (1998: 96) besticht der Dialekt dadurch, dass er „mit einer überdachenden Standardsprache verwandt ist, aber in einem kleineren Raum als sie verwendet wird und auch nur von einer kleinen gesellschaftlichen Gruppe, die aber ein eigenes Dialektbewußtsein hat.“

LÖFFLER (vgl. 2003: 3) führt sechs Aspekte an, um den Dialekt gegenüber den anderen Varietäten abzugrenzen. Nach dem linguistischen Kriterium ist Dialekt ein

> Subsystem S’ zu einem übergreifenden Sprachsystem S. Die Teildeckung oder Abweichung zwischen S und S’ darf auf allen grammatischen Ebenen nur so weit gehen, dass die gegenseitige Verstehbarkeit gewahrt bleibt. Dialekt wäre danach also eine Sprachsystem-Variante mit ungestörter Verstehbarkeit. (LÖFFLER 2003: 3)

Dem Aspekt der ungestörten Verstehbarkeit würde ich jedoch nicht zur Gänze zustimmen. Meiner Ansicht nach gibt es stets einzelne Wörter in einem bestimmten Dialekt, die von anderen DialektsprecherInnen nicht ohne weiteres verstanden werden.

Die Verwendungsbereiche charakterisieren einen weiteren Gesichtspunkt (vgl. Löffler 2003: 5). Der Dialekt ist für den „[f]amiliär-intimen Bereich, örtlichen Bereich und Arbeitsplatz, mündliches Sprechen“ (LÖFFLER 2003: 5) kennzeichnend. Die übergeordnete

Hochsprache findet man primär im „[ö]ffentlichen Bereich, überörtlichen Bereich, mündliche und schriftliche Rede, Literatur, Kunst, Wissenschaft, öffentliche Rede, feierliche Anlässe, Gottesdienst, Schule“ (ebd.). Je nach Bildungsgrad lässt sich eine weitere Kategorisierung vornehmen: Dialekt steht symbolisch für die Unterschicht bzw. Personen mit geringer Schulbildung, hingegen die Hochsprache der Mittel- und Oberschicht bzw. Personen mit höherer Schulbildung zugeordnet wird (vgl. LÖFFLER 2003: 6). „Unterschicht“ und „Oberschicht“ - diese hierarchischen Dualismen reiben sich an meiner möglichst neutralen Betrachtungs- und Herangehensweise. Die Verwendung solcher Termini sollte meiner Meinung nach als kritisch erachtet und hinterfragt werden. Nach dem Kriterium der sprachgeschichtlichen Entstehung ist der Dialekt eine „[z]eitliche Vorstufe […], reine oder echte Mundart“ (LÖFFLER 2003: 6). Im Gegensatz dazu besticht die Hochsprache als „Vereinigungsform von zeitlich vorgelagerten Dialekten als Verkehrs- oder Kultursprache“ (ebd.). Der Aspekt der räumlichen Erstreckung ist das am häufigsten verwendete Einteilungsprinzip (vgl. LÖFFLER 2003: 7). Dem Dialekt kommen dabei Attribute wie Raumgebundenheit und Landschaftsspezifik, der Hochsprache Merkmale wie Überörtlichkeit und konträr dazu keine Landschaftsspezifik zu (vgl. ebd.). Ähnlich entgegengesetzt ist der Gesichtspunkt der kommunikativen Reichweite: Dialekt wird dabei mit minimaler und Hochsprache mit optimaler kommunikativer Reichweite in Verbindung gebracht (vgl. ebd.). Alle Kategorisierungen verbindet jedoch eine Übereinstimmung:

> Eine Merkmalsbeschreibung von Dialekt ist immer nur als eine Abgrenzung von Nicht-Dialekt möglich. Die Relation zu Nicht-Dialekt, d.h. zur Einheitssprache, kann eine Teil-Ganzes-Relation sein oder auch eine Beziehung der hierarchischen Unterordnung. Die Merkmalsbeschreibung von Dialekt geschieht also auf dem Hintergrund der Merkmalsbeschreibung von Hochsprache, wobei für beide jeweils identische Kriterien angewendet werden müssen. (LÖFFLER 2003: 8)

Die Problematik der Umgangssprache liegt in der Terminologie und der Komplexität: Der „Halbterminus ist mehrfach ambig und das damit am häufigsten bezeichnete Zwischenbereichsphänomen scheint sich dem linguistischen Zugriff zu entziehen“ (BELLMANN 1983: 118).

> Während die Standardsprache und jeder ausgeprägte Dialekt monosystematisch, d.h. durch homogene oder homogenisierende Grammatiken, beschreibbar sind, widersteht die sogenannte Umgangssprache, eben durch die sie charakterisierende Variabilität, jedem derartigen Versuche. (ebd.)

Deshalb wird nun der Terminus „Umgangssprache“ in dieser Diplomarbeit apostrophiert, um damit das uneinheitliche Konzept, welches dem Begriff anhaftet, sichtbar zu machen.

Bei HARTMANN (1990: 49) findet man, dass der Begriff „Umgangssprache“ „wissenschaftsgeschichtlich gesehen zunächst als ‘paper-basket’ für alles nicht zur Standardsprache und nicht zum Dialekt Gehörige verwendet worden ist.“

STEVENSON / BARBOUR (vgl. 1998: 150) unterteilen die Kategorie „Umgangssprache“ in standardnahe „Umgangssprache“ und dialektnahe „Umgangssprache“. Des Weiteren betonen sie, dass sich das Kontinuum zwischen Standarddeutsch, standardnaher und dialektnaher „Umgangssprache“ „einerseits durch beachtliche Kontraste und andererseits durch ziemlich fließende Übergänge“ (BARBOUR / STEVENSON 1998: 151) auszeichnet. Dadurch ist es auch schwierig, trennscharfe Abgrenzungen zu tätigen bzw. der Versuch, den Begriff zu fassen, lediglich über Abgrenzungen und Gegenüberstellungen (und dies zum Teil auch nur begrenzt) vollzogen werden kann. Zu betonen ist in dieser Hinsicht allemal, dass sich BARBOUR / STEVENSON (1998) einerseits zu dem Ansatz eines Kontinuums bekennen und andererseits diesen jedoch auf eine Varietätenhierarchie stützen (vgl. DURRELL 1998: 22). Nach DURRELL (1998: 22) lässt sich ein Kontinuum „mit der Vorstellung diskreter identifizierbarer Sprachstufen in keinerlei Weise vereinbaren.“ Die Begrifflichkeiten, die beispielsweise bei STEVENSON / BARBOUR (1998) durch die Aufschlüsselung der „Umgangssprache“ entstanden sind, wären folglich vielmehr „vortheoretische Hilfsbezeichnungen, die insofern potentiell irreführend sind, als sie die objektive Existenz verschiedener diskreter Sprachformen suggerieren.“ (DURRELL 1998: 21) DURRELL (1998: 25) gelangt zusammenfassend zu folgendem Fazit:

> Jeder Sprachteilhaber verwendet das Variablenrepertoire anders, so daß sich keine stabilen Implikationshierarchien über das Vorkommen der jeweiligen Variablen feststellen lassen und Korrelationen zwischen den Variablen inkonsistent sind. Es lassen sich nur Verallgemeinerungen machen über den ungefähren Stufenwert der einzelnen Variablen im Kontinuum, so daß jede Variable praktisch ihre eigene Distribution hat.

Eine varietätenlinguistische Betrachtung der deutschen Sprache in Wien „– was deren *Status* und *Gebrauch* bzw. die ihnen im *Bewusstsein* der Sprecher(innen) zukommende Gewichtung anbelangt“ (Formatierung im Original) (GLAUNINGER 2011: 148), lässt sich in folgender Grafik veranschaulichen.

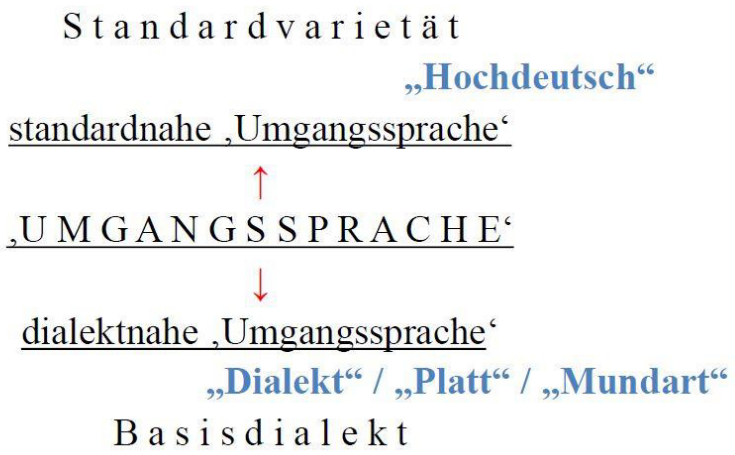


Abb. 3: Gegenwärtiges Deutsch (vgl. GLAUNINGER 2011: 148).

Die Standardvarietät und der Basisdialekt bilden die beiden äußeren Standpunkte bzw. Extreme (vgl. GLAUNINGER 2011: 148). Als fokussierter Knoten- und Brennpunkt agiert die „Umgangssprache“, welche sich kongruent zu STEVENSON / BARBOUR (1998), und je nach aktueller Konstitution, in standardnahe „Umgangssprache“ und dialektnahe „Umgangssprache“ aufspaltet (vgl. ebd.). Die blau eingefärbten Begriffe „Hochdeutsch“ und „Dialekt“ / „Platt“ / „Mundart“ stehen repräsentativ für die nicht linguistischen Konzeptionen, die vorrangig nicht germanistisch / linguistisch „vorbelastete“ Personen gebrauchen (vgl. GLAUNINGER 2011: 142).

BELLMANN (vgl. 1983: 130) versucht die inhärente Vieldeutigkeit und Nicht-Fassbarkeit des Substandards nicht als Schwierigkeit, sondern als Spezifikum aufzufassen. Diese Umkehrung des Blickwinkels zeigt auf, dass Schwächen auch Ansatzpunkte für neue Herangehensweisen bieten können.

> Seine [des Substandards] vielfach konstatierte Systemschwäche ist keine Systemschwäche, sondern eine Systembesonderheit, deren Eigenheit darin besteht, daß sie anstelle von konstanten sprachlichen Einheiten eine bestimmte Art von Variablen, nämlich die aus Varianten der Dialekt/Standard-Achse konstituierten, quantitativ dominieren und funktional werden läßt. (Formatierung im Original) (BELLMANN 1983: 130)

Im Verlauf meiner Diplomarbeit verwende ich für die jeweiligen Varietäten die folgenden Definitionen, welche ebenso meinen Fragebögen zugrunde liegen. Diese Begriffsbestimmungen beruhen weitgehend auf den Beschreibungen von HUESMANN (vgl. 1998: 272), die sie für die Fragebogenerhebung ihrer Doktorarbeit verwendet hat. Die Definitionen von „Hochdeutsch“ und Dialekt wurden von mir angepasst und der Terminus „Umgangssprache“ wurde zusätzlich von mir als Zwischenpol zwischen „Hochdeutsch“ und Dialekt definiert.

Dialekt: Eine Sprechweise, die für einen Ort bzw. eine Region charakteristisch ist und viele sprachliche Eigenheiten hat. Außenstehende können sie nicht zweifellos verstehen.

Umgangssprache: Eine Sprechweise zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Sie wird großräumiger gesprochen (und verstanden) als der Dialekt.

Hochdeutsch: Eine Sprechweise, die im gesamten deutschsprachigen Raum verstanden wird und keine regionalen Auffälligkeiten enthält. Auch NachrichtensprecherInnen im Radio und Fernsehen sprechen Hochdeutsch.

2.3 Klärung weiterer Begrifflichkeiten

In diesem Kapitel wird einzelnen Ausdrücken und Konzepten, die im Rahmen meiner Arbeit relevant sind, Raum zur Erklärung gegeben. Im Kapitel *3.1 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen („Hypothesen")* geht es unter anderem auch um die „soziale Bedeutung" (Prestige / Stigma) von Standard- und Nonstandard-Deutsch im universitären Kontext. In diesem Sinne werden die beiden Begriffe nun konzis erläutert.
In der sogenannten dritten Welle der Soziolinguistik wird Sprache als Zeichensystem verstanden, welches soziale Wirklichkeit hervorbringt (vgl. ECKERT 2012: 94):

> Whereas the first two waves viewed the meaning of variation as incidental fallout from social space, the third wave views it as an essential feature of language. Variation constitutes a social semiotic system capable of expressing the full range of a community's social concerns. And as these concerns continually change, variables cannot be consensual markers of fixed meanings; on the contrary, their central property must be indexical mutability. (ECKERT 2012: 94)

Dadurch werden SprachbenutzerInnen anders wahrgenommen: Nicht als "passive and stable carriers of dialect, but as stylistic agents, tailoring linguistic styles in ongoing and lifelong projects of self-construction and differentiation." (ECKERT 2012: 97f.) Der Fokus der Betrachtung der sozialen Bedeutung zeichnet sich dadurch aus, dass "[t]he third wave locates ideology in language itself, in the construction of meaning" (ECKERT 2012: 98).

Unter Prestige versteht man die „Wertschätzung, die einer Person […] oder Gruppe […] aufgrund von positiv bewerteten Eigenschaften […] entgegengebracht wird." (STRASSER / BRÖMME 2004: 412) Die Anerkennung und die Stellung einer Person bzw. einer Varietät in der Öffentlichkeit etablieren sich nicht aus eigenem Antrieb, sondern durch Zuordnung (vgl. STRASSER / BRÖMME 2004: 413) und folglich wird „Prestige" als „Konstruktionsprinzip gesellschaftlicher Organisation" (STRASSER / BRÖMME 2004: 413) aufgefasst.

Die „degradierte Stellung einer Person […], die durch negative Bewertung eines oder mehrerer Merkmale zustandekommt“ (STRASSER / BRÖMME 2004: 412), wird dahingegen als Stigma definiert. Interessanterweise figurieren die beiden Termini „für den Einzelnen objektive Bedingungen […], die aber auf subjektiven Bewertungen anderer Personen beruhen.“ (ebd.)

Als Student bzw. Studentin an der Universität nimmt man eine gewisse Rolle ein. Als Individuum hat man aber auch zugleich mehrere Rollen in petto. Der Begriff „Repertoire“ bezeichnet „die Summe der Varietäten, Soziolekte, Dialekte, Stile, Register […], die entweder einer ganzen Sprachgemeinschaft oder […] einer einzelnen Person innerhalb einer Sprachgemeinschaft zur Verfügung stehen.“ (LINKE u. a. 2004: 349) Damit wird die „Vorstellung einer durch regionale, soziale und situative Parameter begründeten ‘Mehrsprachigkeit’ der einzelnen Sprecher und Sprecherinnen [betont] und […] gleichzeitig die Vorstellung von der Existenz einer einheitlichen Sprache“ (ebd.) negiert. Register werden auch als die „durch eine bestimmte Kommunikationssituation vorgegebenen und damit auch *erwartbaren* Formen des Sprachhandelns“ (Formatierung im Original) (LINKE u. a. 2004: 348) beschrieben. Je nach Kontext, situativen Gegebenheiten und Gesprächskonstellationen kann eine Person unterschiedliche sprachliche Register bewusst und unbewusst aktivieren und zwischen beliebigen Registern wechseln (vgl. LINKE u. a. 2004: 348).
Das soziolinguistische Varietäten-Modell von LÖFFLER (2010) verbildlicht die sprachliche Vielfalt des Repertoires eines Sprachteilnehmers, einer Sprachteilnehmerin:

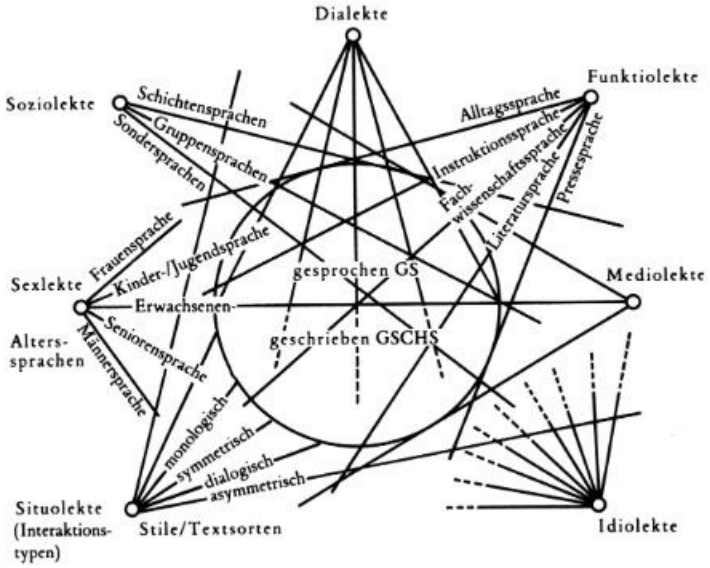


Abb. 4: Soziolinguistisches Varietäten-Modell (vgl. LÖFFLER 2010: 79, modifizierte Version: RONZ 2014: Folie 9).

> Kreis und Striche sollen zeigen, dass die Sprachwirklichkeit ein übergangsloses Kontinuum darstellt und dass alle Klassifizierungsversuche eine Frage des Standpunktes sind und immer nur unzureichend sein können. Die Übergänge sind fließend und die Unterscheidungskategorien überschneiden sich (LÖFFLER 2010: 79).

Im kommunikativen Alltag und zur Bewältigung der Kommunikationserfordernisse an der Universität werden diverse Varietäten verwendet. Variation kann in unterschiedlicher Hinsicht, zum Beispiel rhetorisch von Nutzen zu sein, um dem Gesagten eine andere Akzentuierung zu verleihen. Wichtig dabei ist jedoch, dass kontextuelle und außersprachliche Implikationen stets Berücksichtigung finden. Folgt nun die Einstellung der ProbandInnen zum angenommenen Sprachgebrauch an der Universität nun eher dem normbezogenen oder dem kommunikations- und sprachgebrauchsorientierten Ansatz?

2.3.1 Normbezogener vs. kommunikations- und sprachgebrauchsorientierter Ansatz

Der normbezogene Ansatz geht vorrangig von der Sprache und der Verwendung von Sprache aus (vgl. MUHR 1995: 103). Unter Standardsprache wird alles, „was in als standardsprachlich angesehenen (öffentlichen) Kontexten geschrieben vorkommt und nicht zu stark von der geschriebenen Sprache abweicht“ (MUHR 1995: 103) verstanden. Der Autor wertet diesen Ansatz als den „verkappt-monozentrischen Zirkelschluß […]: Was nicht geschrieben/öffentlich-sprachlich etc. erwartbar ist, kann nicht geschrieben/öffentlich-sprachlich verwendet werden und ist daher nicht standardsprachlich“ (ebd). Für nicht standardsprachlich werden die Termini „‚umgangssprachlich’ oder ‚dialektal’“ (ebd.) verwendet. Der von MUHR (1995: 104) vertretene kommunikations- und sprachgebrauchsorientierte Ansatz geht der Frage nach „den jeweiligen kommunikativen Anforderungen und den damit verbundenen sprachlichen Formen“ auf den Grund.

Laut MUHR (vgl. 1995: 104f.) verfügen ÖsterreicherInnen über eine sogenannte doppelte Identität, die sich mit den Begriffen „deutschsprachig“ (Außenstandard) und „Österreicher“ (Innenstandard) fassen lassen. Der Varietätenenwechsel bzw. der Wechsel vom Außenstandard hin zum Innenstandard geschieht in Gesprächssituationen in folgenden drei Fällen (vgl. ebd.): Wenn

a) es thematisch um *personenbezogene Inhalte* geht, d.h., wenn jemand persönlich angesprochen/ angegriffen wird.
b) *Emotionen involviert sind*, u. zw. je erregter/ bedrückter etc. der Sprecher ist, um so eher wird sog. ‘Alltagssprache’ realisiert.

c) *sich die Sprecher kennen* bzw. sich gegenseitig nicht als Fremde/ Nicht-Österreicher einstufen. (Formatierung im Original) (MUHR 1995: 105)

Demzufolge kristallisieren sich fünf kommunikative Faktoren für das österreichische Sprachverhalten im öffentlichen Kontext, darunter ist auch der Sprachgebrauch an der Universität einzuordnen, heraus (vgl. MUHR 1995: 105):

1. **Der Gesprächspartner:** Bekannt oder fremd bzw. der Eigengruppe oder einer Fremdgruppe zugehörig empfunden.
2. **Die Sprecherrolle und Sprecherhaltung:** Agieren als Experte/ Nichtexperte und Vertreten von Eigenstandpunkten vs. Fremdstandpunkten.
3. **Das Ausmaß der Emotionalität:** groß vs. klein.
4. **Der Formalitätsgrad bzw. das Ausmaß der Öffentlichkeit und institutionellen Einbettung der Situation:** gegeben/ nicht gegeben.
5. **Der Beruf und die standardsprachlichen Kenntnisse**" (Formatierung im Original) (MUHR 1995: 105).

Das Modell der fünf kommunikativen Faktoren von MUHR (1995) lässt sich mit der Dreiteilung der gesprochenen Standardsprache von CHRISTEN u. a. (2010: 13), welche sie auf die Schweiz bezieht, folgendermaßen verbinden bzw. für den Gebrauch in Österreich applizieren: Der situationsinduzierte Standardgebrauch ist durch die „soziopragmatischen Regeln der Diglossie gesteuert" und korreliert somit mit dem Punkt **4** *Formalitätsgrad bzw. Ausmaß der Öffentlichkeit und institutionelle Einbettung der Situation*. Standardgebrauch, der „vornehmlich in Dialektgesprächen zwischen Autochthonen in Form von limitierten standardsprachlichen Einschüben ins Spiel kommt […], wird hier als d i s k u r s i n d u z i e r t e r S t a n d a r d g e b r a u c h bezeichnet" (CHRISTEN u. a. 2010: 14). Dieser Standardgebrauch steht in Wechselbeziehung mit den Punkten **1** *Gesprächspartner* und **3** *Ausmaß der Emotionalität*. Der adressateninduzierte Standardgebrauch hängt „von – sprachlichen – Eigenheiten des Gegenübers" (ebd.) ab und lässt sich mit den Faktoren **1** *Gesprächspartner*, **2** *Sprecherrolle und Sprecherhaltung* und **5** *Beruf und standardsprachliche Kenntnisse* in Einklang bringen.

Schlussfolgernd wird sich an den Ergebnissen der empirischen Studie zeigen, welche Gesprächssituationen Varietäten-Switches bedingen und ob diese mit den Faktoren von MUHR (1995) korrelieren und, ob nicht beispielsweise an der Universität eine Mischform aus normbezogener und kommunikations- und sprachgebrauchsorientierter Sprachverwendung zu verorten ist.

2.3.2 Funktionale Varietäten

Die Sprache kann in innersprachliche und außersprachliche Dimensionen differenziert werden (vgl. DANEŠ 2005: 42). Zu den innersprachlichen Kriterien zählen „Verschiedenheiten in der sprachlichen Form, der Struktur und den Regularitäten“ (DANEŠ 2005: 42). Wird die Sprache unter dem Blickwinkel der außersprachlichen Faktoren betrachtet, stößt man traditionell auf die Adjektive „*diatopisch*, *diastratisch*, *diaphasisch*“ (Formatierung im Original) (DANEŠ 2005: 43). Eine andere Gliederung unterscheidet wiederum zwischen geographischen, sozialen und situationellen oder funktional-kontextuellen Varietäten (vgl. DANEŠ 2005: 43).

DITTMAR (1973: 137) beschreibt funktionale Varietäten wie folgt:

> *Funktionale Varietäten* unterscheiden sich von den bisher genannten Varietäten [Standard-Varietäten, regionale und soziale Varietäten] darin, daß ihr Gebrauch quer durch die Dimensionen der Standard-Varietät, des Soziolekts oder des Dialekts verläuft. Sie können gebunden sein an spezifische Interaktionen, an Institutionen oder an Verhältnisse des Arbeitsplatzes, an formale oder an informale Situationen, an Eigenheiten von Sprechern etc. Sprecher gebrauchen die von ihnen erlernten Varietäten funktional: die Varietät *A* in diesem, die Varietät *B* in jenem Bereich (Formatierung im Original).

Auch BAUSCH (vgl. 2003: 440f.) nimmt auf die Funktionalität von Varietäten bzw. der Mehrsprachigkeitsformen Bezug und unterscheidet auf Basis einer Typologie der Zwei- und Mehrsprachigkeitsformen zwei Einteilungen. Die erste Gruppierung umfasst alle Typen, die unter die Kategorie *Sprachfertigkeit* bzw. *Sprachstand* fallen (vgl. ebd.). Die zweite Gruppierung, die für meine Arbeit relevanter ist, enthält die Typen, die sich „je nach soziokulturellem Kontext, sowohl auf Erwerbssituationen als auch auf Fremdsprachenlernkontexte beziehen können, freilich auch auf wechselseitig funktionierende Mischkontexte“ (BAUSCH 2003: 441). Hier handelt es sich unter anderem um

> *funktionale Zwei- und Mehrsprachigkeitsformen*, die sich zum einen von den individuellen Kommunikationsintentionen (mit wem, mit welcher Absicht, wann, wo, mit welcher Sprache?) und zum anderen von den einzusetzenden Sprachproduktions- und -rezeptionsverfahren her (welche Fertigkeiten setze ich z.B. in welcher Situation einem bestimmten Adressanten gegenüber ein?) bestimmen lassen. (Formatierung im Original) (ebd.)

In diesem Ansatz lassen sich ebenfalls einige kommunikative Faktoren von MUHR (1995) wiederfinden. Die funktionalen Zwei- und Mehrsprachigkeitsformen lassen sich auch wie eine Schablone über den Sprachgebrauch der Studierenden an der Universität legen und sollen bei der anschließenden Analyse im Rahmen meiner Diplomarbeit Beachtung finden.

2.3.3 Zur Stellung von Varietäten in Österreich

MOOSMÜLLER (vgl. 1991: 162f.) beschäftigte sich in ihren Untersuchungen auch mit der vermeintlichen Überlegenheit der Standardvarietät und der Laissez-faire-Komponente des Dialekts. Denn die

> Hochsprache wird mystifiziert, als etwas Unerreichbares, tatsächlich ‚Hohes', an sie muß man sich heranarbeiten, man muß sich bemühen, es wird aber nie gelingen, sie vollkommen zu beherrschen. Der Dialekt hingegen […] drängt sich durch, wo er nicht sollte […]. Diese Beschreibungen erinnern fast an das Freudsche ‚Es' und ‚Über-Ich', so als wäre Dialekt jedem Menschen inhärent, müßte unterdrückt werden und wäre nur in bestimmten Situationen erlaubt […]. Wer Dialekt spricht, ‚läßt sich gehen', ist unbeherrscht (MOOSMÜLLER 1991: 163).

Die Arbeiten von SCHOEL / STAHLBERG (vgl. 2012: 205f.) in Bezug auf das Bairische und Sächsische erforschen allgemeine Einstellungen gegenüber Standard- und Nonstandard-SprecherInnen. Die Ergebnisse exemplifizieren, dass die Standardsprache zumeist, ihre Ästhetik betreffend, mit einer positiveren und schöneren Bewertung korreliert als Nonstandard-Varietäten (vgl. ebd.). Außerdem wird Standardsprechern, Standardsprecherinnen ein „höherer Status, mehr Prestige und mehr Kompetenz" (SCHOEL / STAHLBERG 2012: 205f.) beigemessen als Nonstandard-Sprechern, Nonstandard-Sprecherinnen. Hinsichtlich der Aspekte „Solidarität" und „Wärme" (soziale / emotionale) ist in vielen Erhebungen eine deutliche Umkehrung erkennbar: Was die Ebene der Emotionalität anbelangt, haben die Nonstandard-SprecherInnen die Nase vorne (vgl. SCHOEL / STAHLBERG 2012: 205f.). Eine Erklärung für das Phänomen, dass mit Hochsprache Kompetenz assoziiert wird, liefert die Normdekrethypothese von GILES / BOURHIS / DAVIS (1979) (vgl. SCHOEL / STAHLBERG 2012: 213). Diese legt zugrunde, dass die „Ursache des höheren Prestiges der Standardsprache darin liegt, dass diese von statushohen Gruppen in einer Gesellschaft gesprochen und sozial wie institutionell gefördert wird" (SCHOEL / STAHLBERG 2012: 213).

Die Kompensationshypothese von YZERBYT / PROVOST / CORNEILLE (2005) sagt demgegenüber aus, dass „Non-StandardsprecherInnen motiviert sein sollten, den Mangel an zugeschriebener Kompetenz durch höhere Bewertungen auf der Wärmedimension auszugleichen" (SCHOEL / STAHLBERG 2012: 215). In vielen Studien ist jedoch auffällig, dass eine positivere Bewertung auf der Wärmedimension in Bezug auf SprecherInnen der Standard- und Nonstandard-Varietät zutrifft (vgl. SCHOEL / STAHLBERG 2012: 215).

Das Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 19f.) integriert die Aspekte der Wärmedimension in die Parameter *Vertrautheit/Fremdheit der Person*, *Expressivität*, *Affektivität/Objektivität* und spannt ein mehrdimensionales Nähe-Distanz-Kon-

tinuum auf. Diese Kommunikationsbedingungen werden von den beiden Autoren als elementar für sprachliche Redekonstellationen und Variation angesehen (vgl. ebd.). Die dichotomen Parameter können analysiert und aufgrund der Häufigkeit jeweils der Kategorie *Sprache der Nähe* oder *Sprache der Distanz* zugeordnet werden (vgl. ebd.). Da die einzelnen Parameter einander bedingen, kann auf der einen Seite eine rasche Kategorisierung erfolgen, aber andererseits erschwert das Ineinandergreifen der Parameter eine präzise Einteilung (vgl. ebd.). Des Weiteren spielt im Modell die spezifische Behandlung der Inkodierung von Sprache (phonisch / graphisch) eine besondere Rolle: Denn die Begrifflichkeiten „gesprochen" und „geschrieben" können jeweils zweifach (phonischer / graphischer Kode) unterschieden werden (vgl. KOCH / OESTERREICHER 1985: 17):

> Da zwischen der Konzeption ‚gesprochen' und der Realisierung im phonischen Kode einerseits und der Konzeption ‚geschrieben' und der Realisierung im graphischen Kode andererseits besondere Affinitäten bestehen, sind zweifelsohne die Kombinationen ‚gesprochen + phonisch' (Beispiel: vertrautes Gespräch) und ‚geschrieben + graphisch' (Beispiel: Verwaltungsvorschrift) besonders typisch. (KOCH / OESTERREICHER 1985: 17)

Die Parameter „phonisch" und „graphisch" verhalten sich zueinander zweigeteilt, während hingegen die Disparität von „gesprochen" und „geschrieben" einem graduellen Übergangsverlauf entspricht (vgl. KOCH / OESTERREICHER 1985: 17).

Das Modell lässt sich mit den fünf kommunikativen Faktoren von MUHR (vgl. 1995: 105) in Übereinstimmung bringen: Diese beinhalten die *Bekanntheit oder Fremdheit des Gesprächspartners*, die *momentane Sprecherrolle*, den *Umfang der vorhandenen Emotionalität*, den *Öffentlichkeitsgrad* und den *Beruf und* die *standardsprachlichen Kenntnisse*. Weitgehend äquivalent dazu können folgende Kommunikationsbedingungen von KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 19f.) *Vertrautheit/Fremdheit* der Partner, *Dialog/Monolog* bzw. *freie Themenentwicklung/Themenfixierung*, *Expressivität*, *Affektivität/Objektivität* und *Face-to-face-Interaktion / raumzeitliche Trennung* bzw. *keine Öffentlichkeit/Öffentlichkeit* aufgefasst werden. Für den fünften Faktor von MUHR (1995) *Beruf* und *standardsprachliche Kenntnisse* lässt sich keine adäquate Entsprechung im Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (1985) finden. In meiner Auswahl an forschungsleitenden Annahmen beschäftigt sich eine „Hypothese" konkret mit dem Zusammenhang von vermeintlichem Nonstandard-Deutsch-Gebrauch in Lehrveranstaltungen und dem interaktionalen Grad an „sozialer Nähe".

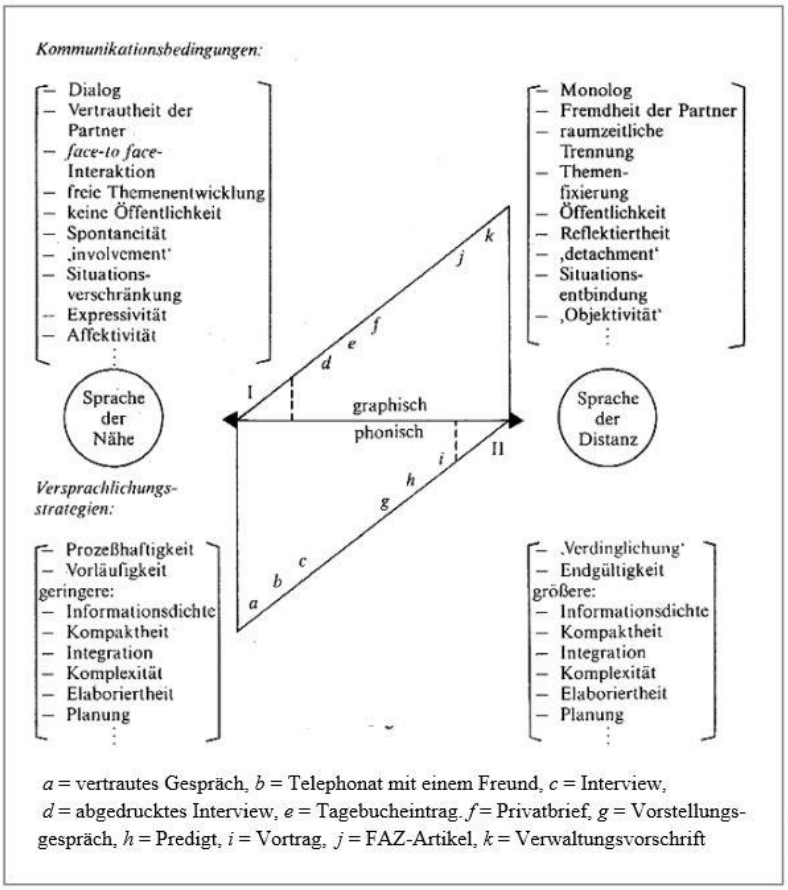


Abb. 5: Sprache der Nähe, Sprache der Distanz (KOCH / OESTERREICHER 1985: 23).

2.4 Spracheinstellungen

Die Sprache als in erster Linie durchwegs soziale Erscheinung ist nicht wertneutral bzw. unvoreingenommen wahrzunehmen bzw. zu beurteilen (vgl. MOOSMÜLLER 1991: 153). SCHOEL / STAHLBERG (2012: 206) weisen darauf hin, dass Sprache nicht nur als „‚Sprache an sich' wahrgenommen [wird], sondern […] immer auch mit der Bewertung der SprecherInnen bzw. der Sprechergruppe verbunden [ist] und umgekehrt". Laienäußerungen über die Sprache bzw. subjektive Sprachdaten wurden eine geraume Zeit lang unter der Dominanz von sogenannten objektiven Daten ausgesprochen kritisch betrachtet (vgl. NEULAND 1993: 723). Das Charakteristische an objektiven Daten ist, dass diese „sprachliche Äußerungen der Informanten selbst [sind] […] [und] nicht aber ihre Äußerungen *über* Sprache" (Formatierung im Original) (NEULAND 1993: 723).

Das französische „‘attitude'" oder das italienische „*attitudine*" spielt auf eine „Befähigung, die zur Form der Stellung, der Haltung transformiert wurde" (ebd.) an.

Spracheinstellungen werden dem

> Forschungsgegenstand einer Soziologie und Sozialpsychologie der Sprache [zugeordnet], die die sozialen Bedingungen und Wirkungen des Sprachgebrauchs nicht nur in ihren unmittelbar äußerlich manifesten Erscheinungsweisen erforschen, sondern die auch die Verarbeitung sozialer Wirklichkeit im Bewußtsein von Sprechern und Hörern berücksichtigen will (NEULAND 1993: 724).

Sozialpsychologisch stellen Einstellungen „relativ überdauernde, positive oder negative Bewertungen gegenüber einem Einstellungsobjekt (Personen, Gruppen, Situationen, Normen, Gegenstände, Produkte u. a.) dar und nehmen potenziell Einfluss auf das Verhalten einer Person.“ (HARTUNG 2010: 61) Die Schwierigkeit bzw. Herausforderung dabei ist, dass “*attitude* […] a sociopsychological concept [is] which, unlike weight or shoe size, cannot be objectively and directly observed and measured; it is rather an inference that one makes from behaviour.” (Formatierung im Original) (LASAGABASTER 2004: 399) Die umgebende Umwelt, das Umfeld einer Person, der Arbeitsplatz, die Beziehungen zu anderen Menschen sind beispielsweise Faktoren, die auf Einstellungen einen unmittelbaren Einfluss ausüben (vgl. LASAGABASTER 2004: 399).

Einstellungen werden folglich als Meinungen bzw. Einschätzungen und Beurteilungen zusammengefasst, die in Bezugnahme auf die Urfassung von ALLPORT (1954) ein Gefüge aus sowohl kognitiven als auch evaluativen und konativen Komponenten repräsentieren (ALLPORT 1954: 24 zitiert nach vgl. LENZ 2003: 263). Außerdem können Einstellungen als „latente Verhaltensdispositionen“ (vgl. ALLPORT 1954: 24 zitiert nach LENZ 2003: 263) ausgelegt werden. Die kognitive Komponente umfasst die Kenntnis, Vorstellungen bzw. eine Art Konzeption über das zugehörige Objekt (vgl. LENZ 2003: 263). Dies können Ansichten „deskriptiver Art […] und informative Ansichten“ (LENZ 2003: 263) sein. Kognitive Spracheinstellungen sind beispielweise „Meinungen über Wesen und Funktion der Sprache und ihrer Varietäten, die in Äußerungen zum Ausdruck kommen wie ‚Dialekt ist die Sprache der Bauern’“ (LENZ 2003: 263f.). Um die kognitiven Überzeugungen zu stützen bzw. zu untermauern, wird die evaluative Komponente benötigt, die die begleitenden Emotionen zum Inhalt hat (vgl. LENZ 2003: 264). Beispielhaft sind Beurteilungen wie: „‚Hochdeutsch wirkt abweisend.’ bzw. ‚Dialekt schafft Vertrauen.’“ (LENZ 2003: 264). Der konative Faktor bzw. die Verhaltenskomponente modifiziert die kognitiven Betrachtungsweisen (vgl. LENZ 2003: 264). In Bemerkungen und dem Verbalisieren von konativen Einstellungen werden etwaig daraus resultierende Handlungsabsichten ausgedrückt (vgl. ebd.). Die überzeugte Haltung „‚Es ist wichtig, dass Kinder Hochdeutsch lernen.’ lässt vermuten, dass diese Einstellung den hier zitierten Sprecher in seinem eigenen Erziehungsstil maßgeblich beeinflusst“ (LENZ 2003: 264).

Nach dem Einkomponenten-Modell beruhen Einstellungen ausschließlich auf der affektiven Komponente (vgl. CASPER 2002: 32). Beispielhaft dafür ist das Modell von FISHBEIN / AJZEN (1975). Es enthält „neben Einstellungen auch die Begriffe Meinung und Verhaltensintention bzw. offen gezeigtes Verhalten." (CASPER 2002: 32) Diese drei genannten Parameter werden jedoch „nicht als Teile der Einstellung betrachtet, und […] sollen auch getrennt operationalisiert werden." (ebd.)

RIEHL (vgl. 2000: 143) zeigt auf, dass eine Fokussierung auf nur eine Komponente zu Einseitigkeit und mehreren weiteren Problemen führt, denn werden nämlich nur affektive Faktoren in den Blick genommen, sollten vier Aspekte berücksichtigt werden: 1. Affektive Komponenten entziehen sich des Öfteren einer bewussten Reflexion und einer sprachlich adäquaten Äußerung. Zweitens werden auf „Einstellungen resultierende Bewertungen […] von den Sprechern in vielen Kontexten nicht kommuniziert" (RIEHL 2000: 143). In diesem Fall müssen KommunikationspartnerInnen, die spezifische Situation und andere relevante Kontextingredienzien herangezogen werden (vgl. RIEHL 2000: 143). 3. Die Diskrepanz zwischen plausiblen und tatsächlichen Einstellungen ist immer gegeben, daher muss die Möglichkeit einer Fehleinschätzung, der Selbsttäuschung in Betracht gezogen werden (vgl. ebd.). 4. Einstellungen zeichnen sich nicht durch eine permanente Beständigkeit aus, sondern können je nach Bezugsrahmen, momentanen Umständen und Kontext differieren (vgl. ebd.). LENZ (2003: 266) betont hierzu ebenfalls, dass Einstellungen „Konstrukte [sind], die in Abhängigkeit von gesellschaftsbedingten, situationsspezifischen und interaktionellen Kontexten entstehen und modifiziert werden."

FIEDLER / KURZENHÄUSER (vgl. 2000: 162) veranschaulichen ähnlich wie ALLPORT (1954), dass die Bedeutung sprachlicher Interaktion als Werkzeug der Modifikation von Einstellungen ebenso die drei Komponenten enthält:

> Sprache ist ein enormer Speicher kulturellen Wissens und ein Zeichensystem zur Übermittlung von Wissen (kognitive Komponente); sie enthält neben der Möglichkeit zur expliziten Bewertung vielfältige implizite Wertungen und Wortkonnotationen (affektive Komponente); und Sprache ist eingebettet in ein permanentes interpersonales Kommunikationsspiel mit ganz bestimmten Verhaltensregeln (konative Komponente). (FIEDLER / KURZENHÄUSER 2000: 162)

Summa summarum sind Einstellungen „verdeckte, aber erschließbare Größen. Selbst nicht direkt beobachtbar, lassen sich jedoch ihre einzelnen Komponenten externalisiert als metasprachliche Äußerungen über Meinungen, Gefühle und Verhaltensbereitschaften operationalisieren" (NEULAND 1993: 728). HERMANNS (2002: 79) resümiert, dass eine Einstellung „eine gelernte Zwischenreaktion auf etwas [ist], die weitere Reaktionen vorbereitet und

einleitet. Sie besteht aus ebenfalls gelernten Kognitionen, Emotionen sowie Volitionen in Bezug auf das, worauf sie die gelernte Zwischenreaktion ist."

Die Funktionen von Spracheinstellungen sind sehr breit gefächert. Einerseits lassen sie sich als „Orientierungs- und Erkenntnishilfe" (NEULAND 1993: 728) heranziehen, andererseits erfüllen sie auch den Effekt der „Wertexpression und bzw. der Selbstdarstellung" (ebd.). Einstellungen bieten die Gelegenheit, „reflexiv Aussagen über die jeweiligen Selbstbilder" (ebd.) zu machen. Die Voraussetzung dafür ist, dass die ProbandInnen ehrlich, authentisch sind und über eine Fähigkeit zur richtigen Selbsteinschätzung verfügen (vgl. ebd.). Die TeilnehmerInnen einer Erhebung nehmen größtenteils unbewusst eine bestimme soziale Rolle ein, möchten durch ihre Einstellungen „keinen Imageverlust erfahren" (RIEHL 2000: 143) und ein möglichst „konsistentes Bild der eigenen Person […] präsentieren" (LENZ 2003: 268f.). Dieses Bestreben befindet sich jedoch stets im „kontextgebundenen Konflikt mit anderen eigenen und auch fremden Erwartungen und Anforderungen" (LENZ 2003: 269).

Gemäß der Motivationsgrundlage unterscheidet KATZ (vgl. 1960: 170) folgende vier Funktionen von Einstellungen:

1. The instrumental, adjustive, or utilitarian function […]
2. The ego-defensive function […]
3. The value-expressive function […]
4. The knowledge function (ebd.).

Function	*Origin and Dynamics*		
Adjustment	Utility of attitudinal object in need satisfaction. Maximizing external rewards and minimizing punishments	Value expression	Maintaining self identity; enhancing favorable self-image; self-expression and self-determination
Ego defense	Protecting against internal conflicts and external dangers	Knowledge	Need for understanding, for meaningful cognitive organization, for consistency and clarity

Abb. 6: Determinants of attitude formation (Ausschnitt aus KATZ 1960: 192).

Je nach Voraussetzung und Umstände können diese Funktionstypen verschiedenartig aktiviert und verändert werden (vgl. KATZ 1960: 192). Die Abbildung veranschaulicht die vier Funktionen von Einstellungen. Deren Charakteristika und deren Faktoren der Entstehung, Erregung und Modifikation werden jedoch hier nicht angeführt bzw. berücksichtigt.

Der Schwerpunkt der sprachwissenschaftlichen Einstellungsforschung setzt sich weitgehend aus der „Suche nach einem Kausalzusammenhang" (LENZ 2003: 264) zwischen Spracheinstellungen, subjektiven Daten, auf der einen Seite und Sprachverhalten, objektiven Daten, auf der anderen Seite zusammen (vgl. LENZ 2003: 264). LENZ (2003: 265) vertritt in dieser Hinsicht folgenden Standpunkt:

> Die Beobachtungen dieser und anderer Untersuchungen, die Sprach- und Einstellungsdaten zueinander in Beziehung setzen, lassen Forderungen nach mehr Selbständigkeit der Interpretation von Einstellungen aufkommen. Diese sollen nicht länger allein als Explanans und Prädikator von Sprachverhalten benutzt werden, sondern als Explanandum sui generis ihre eigene gleichberechtigte Wertigkeit neben objektivem Datenmaterial erhalten.

Spracheinstellungen, sozusagen in den Köpfen der ProbandInnen zu lesen, haben einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert in der Forschung, der dennoch als benachteiligter Pol der Dichotomie subjektive / objektive Daten wahrnehmbar ist. Ein mehrdimensionaler Methodenzugang, subjektive und objektive Daten miteinander zu vergleichen, erscheint als optimaler Gold-Standard, der jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde und beispielsweise in einer Dissertation weitergeführt werden könnte.

3 Empirischer Teil

3.1 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen („Hypothesen")

Aus der im theoretischen Teil vorgenommenen Bestandsaufnahme und den aufgezeigten Lücken in der Forschung lassen sich folgende Forschungsfragen ableiten:

1) Welche grundlegende „soziale Bedeutung" (Prestige / Stigma) haben Standard- und Nonstandard-Deutsch (varietätenspezifische Konzepte: „Hochdeutsch", „Umgangssprache", Dialekt) im universitären Kontext für Studierende an der Universität?

2) Welche Domänen, Situationen, Funktionen im universitären Kontext korrelieren die Studierenden mit welcher Varietät des Deutschen?

3) Vor dem Hintergrund von **1)** und **2)**: Welche (v. a. soziopragmatischen) Faktoren determinieren (laut Aussage der Studierenden) welche Varietäten-Switches?

4) Wie bewerten Studierende den mündlichen Sprachgebrauch von Lehrenden an der Universität in Bezug auf Lehrveranstaltungstyp, Alter und Herkunft?

Folgende forschungsleitende Annahmen („Hypothesen") bilden die Basis bzw. das Grundgerüst dieser Arbeit und sollen im Rahmen der vorliegenden Erhebung überprüft werden.

1) Grundlegende Aspekte der „sozialen Bedeutung" (Prestige / Stigma), die Standard- und Nonstandard-Deutsch im universitären Kontext für Studierende haben, korrelieren (tendenziell) mit deren soziodemographischem Hintergrund (z.B.: Herkunft / Dialektloyalität), deren Studiendauer und Studienrichtung.
Ich gehe unter anderem von der Annahme aus, dass sich bei StudienanfängerInnen die Selbsteinschätzung eines eher standardaffinen Sprachgebrauchs verzeichnen lässt und, dass Studierende im fortgeschrittenen Stadium des Studiums das Variationsspektrum zunehmend anders betrachten bzw. mehr ausschöpfen.

2) Der vermeintliche Nonstandard-Deutsch-Gebrauch in Lehrveranstaltungen korreliert im Allgemeinen mit der Studienrichtung und in Bezug auf die kommunikative Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden mit dem Grad an „sozialer Nähe".
Hier nehme ich dezidiert auf das Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (1985) und dessen Parameter Bezug.

3) Der Aspekt der Höflichkeit und der verständlicheren und klaren Ausdrucksweise lassen sich mit Standarddeutsch in Zusammenhang bringen.
An dieser Stelle stütze ich mich teilweise auf die fünf kommunikativen Faktoren für das österreichische Sprachverhalten im öffentlichen Kontext (MUHR 1995).

4) *Lehrende über 40 Jahre* und *Lehrende aus Österreich* werden als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ (hinsichtlich des Varietätenspektrums des Deutschen) wahrgenommen als *Lehrende unter 40 Jahre* und Lehrende, die *nicht aus Österreich* stammen.
Dass sich Lehrende, die nicht ursprünglich aus Österreich kommen, mit den Varietäten zumeist nicht allzu sehr vertraut sind, ist meiner Ansicht nach naheliegend. Die Altersgrenze habe ich größtenteils subjektiv und aufgrund des selbst gesammelten Erfahrungsschatzes mit Lehrenden unterschiedlichen Alters festgesetzt.

3.2 Zusammensetzung der Stichprobe

Eine Stichprobe ist eine „kleine Teilmenge der sogenannten Grundgesamtheit […], die nach bestimmten Kriterien ausgewählt wird“ (RAAB-STEINER / BENESCH 2012: 22). Ich habe bewusst **Germanistik-Studierende** als primäre Untersuchungsgruppe für meine Erhebung ausgewählt, da mir dies aus mehreren Gründen ausgesprochen reizvoll erschien. Vorweg gehe ich davon aus, dass Germanistik-Studierende keine herkömmlichen linguistischen Laien sind und sie über einen reflektierten Sprachgebrauch verfügen bzw. verfügen sollten. Diese Annahme stütze ich darauf, dass die Beschäftigung mit der Sprache sowohl im Allgemeinen als auch im Besonderen im Germanistik-Studium forciert wird und Lehrveranstaltungen wie „Sprachgeschichte“ und „Einführung in die germanistische Sprachwissenschaft“ typische Pflichtlehrveranstaltungen an der Universität Wien sind. Somit sind Germanistik-Studierende eine Gruppe mit einem besonders interessanten „Zwischenstatus“, da sie weder völlige Laien noch ExpertInnen sind. Den „Experten“-Status als LinguistIn erwirbt man durch einen einschlägigen Studienabschluss bzw. entsprechende Forschungsarbeit.
Da mein eigentlicher Anstoß für diese empirische Studie aus der persönlichen Beobachtung in Germanistik-Lehrveranstaltungen entspringt, wollte ich nicht zuletzt auch meine persönlichen Annahmen an der Realität überprüfen. Hinzu kommt, dass ich sehr viele Germanistik-Studierende persönlich kenne und in zahlreichen Facebook-Gruppen „heimisch“ bin, welche mich wiederum mit zahlreichen Germanistik-Studierenden unterschiedlicher Studiendauer vernetzen. Dadurch habe ich mir eine durchaus höhere Anzahl an ProbandInnen erwartet. Anfangs wollte ich die Bedingung „geboren und aufgewachsen in Österreich“ für die Stichprobe festlegen. Ich habe mich jedoch dafür entschieden, dies nicht zu tun. Denn

sofern auch ProbandInnen, die nicht in Österreich geboren und aufgewachsen sind, an meiner Erhebung teilnehmen, lassen sich diese bei einer gewissen Anzahl ebenso zusammenfassen und in Verbindung zu den ProbandInnen, die in Österreich geboren und aufgewachsen sind, setzen. Schlussendlich habe ich beschlossen, die nicht in Österreich geborenen ProbandInnen nicht einzubeziehen, da die Anzahl in Relation zu meiner gesamten Stichprobe zu gering war. Betreffend der primären Stichprobe sind meine Erwartungen mehr als übertroffen worden. Insgesamt haben 474 ProbandInnen begonnen, an der Erhebung teilzunehmen. Davon haben 417 ProbandInnen die Erhebung auch abgeschlossen. Nach der Bereinigung und einheitlichen Aufbereitung der Daten beträgt meine Stichprobe schlussendlich 335 ProbandInnen, die sowohl angegeben haben, Germanistik an der Universität Wien zu studieren (Kontrollfrage) als auch den genauen Geburtsort bzw. das Bundesland und die Kategorie „aufgewachsen in:“ angegeben haben. ProbandInnen, die bei diesen Pflichtfeldern „nur“ Österreich angegeben haben, musste ich leider aufgrund der Ungenauigkeit ausschließen. Von meiner Stichprobe mit einem Umfang von 335 ProbandInnen kann nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf die Grundgesamtheit Schlüsse gezogen werden. Somit deuten die erhobenen Ergebnisse auf Tendenzen hin, können aber nicht generalisiert werden (vgl. RAAB-STEINER / BENESCH 2012: 22). Die Tabelle und die nachfolgende Grafik veranschaulichen meine primäre Untersuchungsgruppe, Germanistik-Studierende der Universität Wien, nach den Parametern Geschlecht, Typ des Studiums, der Anzahl der bereits absolvierten Semester und dem Bundesland eingeteilt.

Geschlecht	Typ des Studiums	Semester
männlich: 68 weiblich: 267	BA: 65 MA: 34 Lehramt: 233 Dr.: 3	Bis zum 5. Semester: 166 Ab dem 6. Semester: 169

Tab. 7: Stichprobe Germanistik-Studierende.

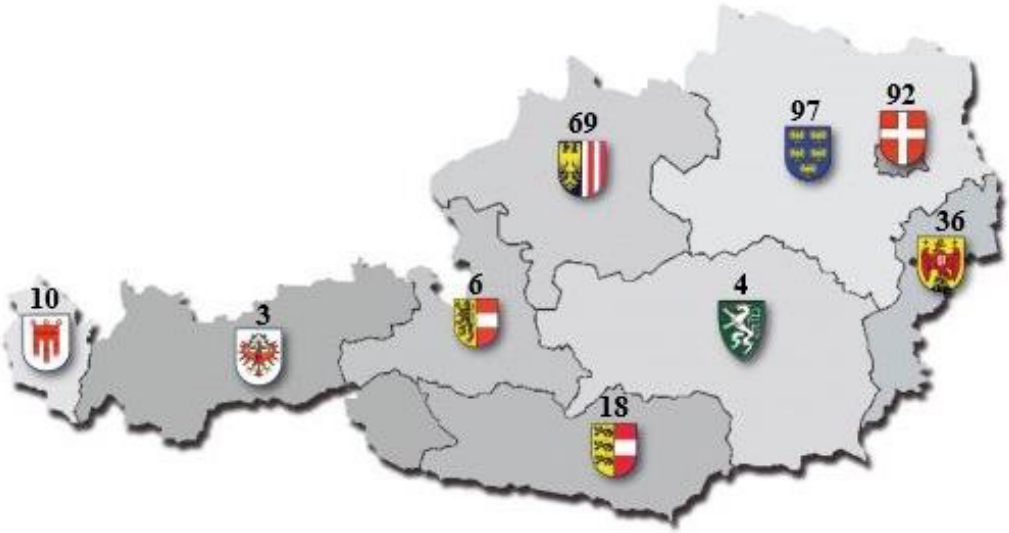


Abb. 7: Stichprobe Germanistik-Studierende – Bundeslandverteilung (Karte: vgl. PARLAMENTSDIREKTION 2014).

Bei der Auswahl der beiden Kontrollgruppen, Medizin-Studierende der Medizinischen Universität Wien und TU-Studierende der Technischen Universität Wien, habe ich gezielt darauf geachtet, dass diese konträr zur Hauptuntersuchungsgruppe (Germanistik-Studierende) sind und dass eine weitgehende Homogenität in Bezug auf Lehrveranstaltungstypen gegeben ist. Bei einem Vergleich ist es essenziell, möglichst viele Faktoren konstant zu halten. Da an der Technischen Universität Wien viele Lehrveranstaltungen in englischer Sprache abgehalten werden und ich keine Eingrenzung in Bezug auf die vielen Studienrichtungen getätigt habe, um dadurch nicht vornherein den ProbandInnen-Zustrom zu schmälern, ist die Kongruenz meiner Untersuchungsgruppen nicht zur Gänze gewährleistet. Bei der ersten Kontrollgruppe, **Medizin-Studierende** der Medizinischen Universität Wien, haben gesamt 197 ProbandInnen begonnen, an der Erhebung teilzunehmen. Davon haben 153 ProbandInnen die Erhebung auch abgeschlossen. Nach der Bereinigung und einheitlichen Aufbereitung der Daten beträgt meine Stichprobe schlussendlich 122 ProbandInnen, die sowohl angegeben haben, Human- oder Zahnmedizin an der Medizinischen Universität Wien zu studieren (Kontrollfrage) als auch den genauen Geburtsort bzw. das Bundesland und die Kategorie „aufgewachsen in:“ angegeben haben. Nachfolgend befindet sich eine detaillierte Aufschlüsselung.

Geschlecht	Studienrichtung	Semester
männlich: 38 weiblich: 84	Wurde nicht gesondert abgefragt.	Bis zum 5. Semester: 74 Ab dem 6. Semester: 48

Tab. 8: Stichprobe Medizin-Studierende.

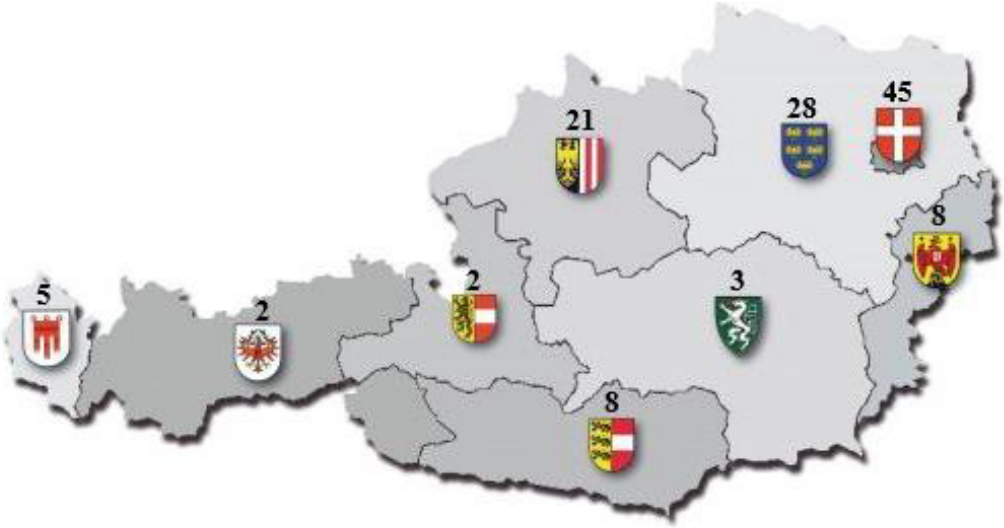


Abb. 8: Stichprobe Medizin-Studierende – Bundeslandverteilung (Karte: vgl. PARLAMENTSDIREKTION 2014).

Die zweite Kontrollgruppe waren **TU-Studierende** der Technischen Universität Wien. Insgesamt haben 185 ProbandInnen begonnen, an der Erhebung teilzunehmen. Davon haben 147 ProbandInnen die Erhebung auch abgeschlossen. Nach der Bereinigung und einheitlichen Aufbereitung der Daten beträgt meine Stichprobe schlussendlich 130 ProbandInnen, die sowohl angegeben haben, an der Technischen Universität Wien zu studieren (Kontrollfrage) als auch den genauen Geburtsort bzw. das Bundesland und die Kategorie „aufgewachsen in:“ angegeben haben. Letztendlich habe ich die Stichprobe der TU-Studierenden der Stichprobe der anderen Kontrollgruppe, Medizin-Studierende, angeglichen. Somit wurde die Auswertung dieser Kontrollgruppe ebenfalls mit 122 ProbandInnen durchgeführt. Diese lassen sich wie folgt segmentieren:

Geschlecht	Typ des Studiums	Semester
männlich: 60 weiblich: 62	BA: 76 MA: 45 Dr.: 1	Bis zum 5. Semester: 57 Ab dem 6. Semester: 65

Tab. 9: Stichprobe TU-Studierende.

Die Stichprobe TU-Studierende lässt sich in folgende Studienrichtungen untergliedern. Durch die unterschiedlichen Studienrichtungen der ProbandInnen ist mir durchaus bewusst, dass man diese Stichprobe kaum als homogen bezeichnen kann.

BA-Studium	**MA-Studium**	**Dr.-Studium**
BA Architektur: 13	MA Architektur: 10	Dr. Bauingenieurwesen: 1
BA Bauingenieurwesen und Infrastrukturmanagement: 14	MA Automatisierungstechnik: 1	
BA Elektrotechnik und Informationstechnik: 4	MA Bauingenieurwesen und Infrastrukturmanagement: 2	
BA Maschinenbau: 2	MA Business Informatics: 2	
BA Medieninformatik & Visual Computing: 1	MA Elektrotechnik: 1	
BA Raumplanung und Raumordnung: 8	MA Maschinenbau: 2	
BA Software & Information Engineering: 2	MA Raumplanung und Raumordnung: 10	
BA Technische Chemie: 7	MA Software Engineering & Internet Computing: 2	
BA Technische Informatik: 5	MA Technische Chemie: 2	
BA Technische Mathematik: 5	MA Technische Mathematik: 2	
BA Technische Physik: 6	MA Technische Physik: 5	
BA Verfahrenstechnik: 4	MA Verfahrenstechnik: 2	
BA Wirtschaftsingenieurwesen-Maschinenbau: 5	MA Wirtschaftsingenieurwesen-Maschinenbau: 2	
	LEHRAMT Mathematik und Physik: 1	
	MA keine Angabe: 1	

Tab. 10: Stichprobe TU-Studierende – Studienrichtung.

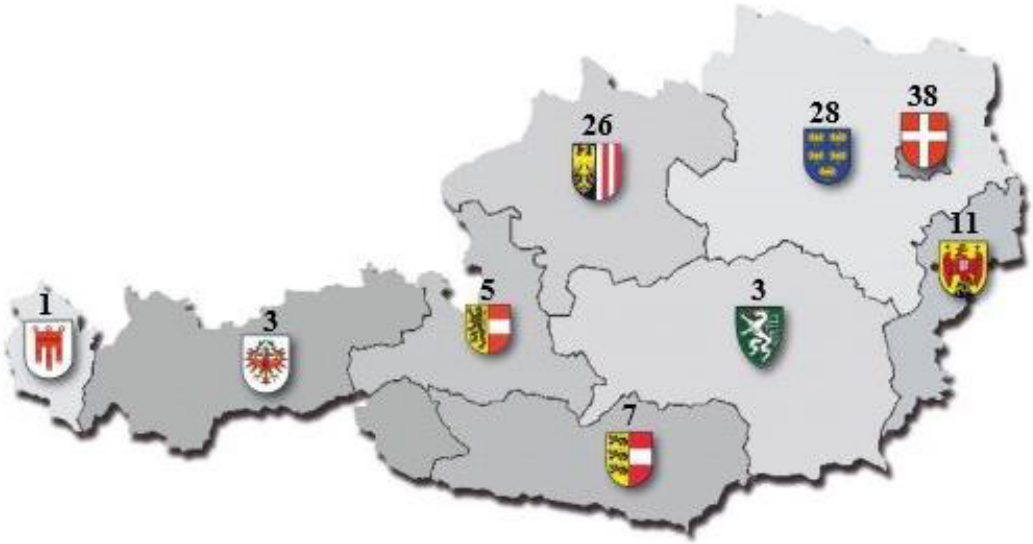


Abb. 9: Stichprobe TU-Studierende – Bundeslandverteilung (Karte: vgl. PARLAMENTSDIREKTION 2014).

3.3 Methodik

Die Fragebogenerhebung ist eine Methode der quantitativen Datenerhebung (vgl. RAAB-STEINER / BENESCH 2012: 45f.). Die vielfältigen Möglichkeiten der Gestaltung des Fragebogens, die äußerst kostengünstige und ressourcenschonende Untersuchungsmethode bieten sich besonders an, um große, homogene Gruppen zu befragen (vgl. ebd.). Anders als im qualitativen Bereich können keine Eingriffe während der Erhebungssituation erfolgen, da der Explorator, die Exploratorin nicht anwesend ist (vgl. ebd.). Ich habe mich letztlich für einen vollstandardisierten Ablauf via webgestütztem Fragebogen entschieden (vgl. ebd.). Der Fragebogen fungiert dabei als „theoretisch begründete und systematisch präsentierte Auswahl von Fragen, mit denen […] [ich] das zugrundeliegende theoretisch definierte Erkenntnisinteresse anhand der mit dem Fragebogen zu gewinnenden Daten empirisch zu prüfen“ (PORST 2014: 16) versuche.

Der Fragebogen für die primäre Untersuchungsgruppe, Germanistik-Studierende der Universität Wien, besteht aus insgesamt acht Fragen, welche sich in weitere Unterfragen gliedern. Der erste Fragenkomplex beschäftigt sich damit, welche Sprechweise Studierende in diversen Situationen in Interaktion mit unterschiedlichen Personen vermeintlich verwenden. Damit es keine Missverständnisse und Probleme der Standardisierung gibt, habe ich eine verbindliche Definition von den Varietäten *Dialekt*, „*Umgangssprache*“, „*Hochdeutsch*“ und der zusätzlichen Kategorie *Anpassung* angeführt. Sollten die ProbandInnen

bestimmte Lehrveranstaltungen und Situationen bis dato nicht erlebt haben, besteht die Möglichkeit, das Feld einfach auszulassen. Im Anschluss befinden sich drei Textfelder, die fakultativ ausgefüllt werden können und den ProbandInnen die Möglichkeit geben, zu erläutern, warum sie in den einzelnen Situationen „Hochdeutsch“, „Umgangssprache“ oder Dialekt verwenden. Die Selbstwahrnehmung der Veränderung des eigenen Sprachgebrauchs an der Universität Wien im Laufe des Studiums und der Aspekt der Angemessenheit in Bezug auf Nonstandard-Deutsch in Lehrveranstaltungen bilden den zweiten und dritten Fragenblock. Der Fragenbereich vier bis sechs deckt die Wahrnehmung (vonseiten der Studierenden) des durchschnittlichen (die Mehrzahl der Lehrenden), mündlichen Sprachgebrauchs der Lehrenden in diversen Situationen in Interaktion mit unterschiedlichen Personen, die Beständigkeit des Sprachgebrauchs der Lehrenden und die vermeintliche eigene Veränderung bzw. Nicht-Veränderung des Sprachgebrauchs in Kontakt mit Lehrpersonen ab. Eine sechsstufige Skala, welche bewusst keine Mittelposition zulässt und mit den beiden Polen „stimme gar nicht zu“ und „stimme voll zu“ skaliert ist, bildet das letzte inhaltliche Fragengebilde, Nummer sieben. Hier soll die Zustimmung zu neun Aussagen angegeben werden. Diese Aussagen entsprechen dem Konzept von ALLPORT (1954). Die ersten beiden Äußerungen lassen sich der kognitiven Komponente, die nächsten drei dem Typus der affektiven und die letzten vier Darlegungen dem Typus der konativen Komponente zuordnen. Die Tabelle veranschaulicht noch einmal die Klassifikation. Herausstreichen möchte ich, dass eine eindeutige Zuordnung im Allgemeinen problematisch ist, da die Komponenten ineinander fließen (vgl. CASPER 2002: 31). Bei der Aussage „Die Beherrschung des ‚Hochdeutschen’ ist für meinen weiteren Beruf relevant“ scheint beispielsweise ebenso eine recht starke konative Komponente vorhanden zu sein. Wichtig erschien mir hierbei, von jeder Kategorie genügend Elemente in den Fragebogen zu integrieren, sodass über jede Kategorie relevante Ergebnisse gewonnen werden können. Die Elemente sind zwar verschiebbar, meine Zuordnung ist aber ausgeglichen und erscheint prima facie akzeptabel.

kognitiv	**affektiv (evaluativ)**	**konativ (verhaltensbezogen)**
„Hochdeutsch“ ist die Sprache der Universität.	Eine dialektale oder umgangssprachliche Sprechweise schafft an der Universität Vertrauen.	Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht „hochdeutschen“ Sprechweise.

Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen.	Die Verwendung von „Hochdeutsch“ verleiht einer Aussage mehr Gewicht.	Solange dialektale und/oder umgangssprachliche Sprechweisen verständlich sind, können sie im universitären Kontext verwendet werden.
Die Beherrschung des „Hochdeutschen“ ist für meinen weiteren Beruf relevant.	Wissenschaftliche Inhalte können adäquater bzw. konkreter im „Hochdeutschen“ vermittelt werden.	Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen.

Tab. 11: Einteilung nach dem Komponentenmodell von ALLPORT (1954).

Bei den bisher erläuterten Fragekomplexen, außer bei Frage sieben, lassen sich auch offene Fragen finden, um den ProbandInnen die Möglichkeit zu geben, eigene Ansichten auszuformulieren und dadurch den Fragebogen zu bereichern. Am Ende des Fragebogens befinden sich die Fragen zu den soziodemographischen Daten der ProbandInnen. Besonders relevant sind hier die Unterfragen *Typ des Studiums*, *Anzahl der bereits absolvierten Semester*, *Geboren in: Ort / Land*, *Aufgewachsen in: Ort / Land* und die Kontrollfrage *Studium Deutsche Philologie: ja / nein*. Ich habe diesen Fragenkomplex bewusst an den Schluss der Erhebung gesetzt, um anfangs mit der Thematik des Fragebogens die ProbandInnen neugierig zu machen und sie zum Weitermachen zu animieren. Sofern die Studierenden am Ende bereits ermüdet sind und sich nur mehr schwer konzentrieren können, reicht für das Ausfüllen der persönlichen Daten gewöhnlich eine eingeschränkte Auffassungsfähigkeit aus. Nach der Abwägung und unterschiedlichen Gewichtung der Fragen habe ich ausgewählte Fragen als obligatorisch gesetzt. Es ist davon abzuraten, die gesamten Fragen des Fragebogens obligatorisch zu setzen, da infolgedessen die Wahrscheinlichkeit, den Fragebogen vollständig auszufüllen, enorm reduziert wird.

Abschließend wurde jede einzelne Frage nochmals einer Prüfung unterzogen. Folgende Fragestellungen erwiesen sich dabei als sehr hilfreich: „Ist jede Frage erforderlich? Gibt es – vielleicht unabsichtlich – Wiederholungen ähnlicher Fragen? Können die Antworten eventuell durch die Fragenreihenfolge beeinflusst werden?“ (BELLER 2004: 43) Des Weiteren sollten ProbandInnen mit einer bestimmten Einstellung nicht permanent mit „ja“ oder „nein“ antworten müssen (vgl. ebd.). Die Durchführung von drei Pretests diente der Überprüfung und Verbesserung des Fragebogens.

Der Umfang des Fragebogens betrug schlussendlich sechs Seiten und als vorgegebenen Zeitrahmen habe ich nach der Durchführung der Pretests zehn Minuten ausgewählt. Die schnellsten ProbandInnen der Stichprobe **Germanistik-Studierende** benötigten für das Ausfüllen des Fragebogens ungefähr vier Minuten. Der langsamste Proband, die langsamste Probandin vollendete den Fragebogen in drei Stunden und zehn Minuten. Vermutlich wurde das Browserfenster offen gelassen und mit der Weiterbearbeitung bzw. Fertigstellung des Fragebogens zu einem späteren Zeitpunkt fortgesetzt.

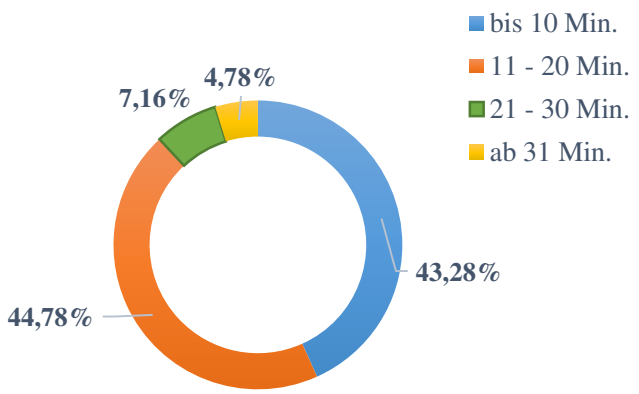


Abb. 10: Zeitaufwand Germanistik-Studierende.

Der Befragungszeitraum der primären Untersuchungsgruppe, Germanistik-Studierende, wurde am 23. März 2015 eröffnet und am 11. Juni 2015 geschlossen. Der Fragebogen für die beiden Kontrollgruppen ging am 31. Oktober 2015 ins Feld und bis 5. Jänner 2016 konnte daran teilgenommen werden.

Der Fragebogen für Medizin- und TU-Studierende ist in Bezug auf den Aufbau gleich geblieben. Angepasst wurden die Lehrveranstaltungstypen den jeweiligen Studienrichtungen entsprechend und zusätzlich zu den verbindlichen Definitionen von den Varietäten *Dialekt*, „*Umgangssprache*“, „*Hochdeutsch*“ wurden folgende Beispielsätze angegeben:

Beispiel für Dialekt: *Heit Obnd kummt mei Bruada ham.*
Beispiel für „Umgangssprache“: *Heut Abnd kommt mein Bruda nach Haus.*
Beispiel für „Hochdeutsch“: *Heute Abend kommt mein Bruder nach Hause.*

Da die Fragen *Geboren in: Ort / Land* und *Aufgewachsen in: Ort / Land* des Öfteren nicht korrekt ausgefüllt, sondern nur Österreich eingetragen wurde, habe ich bei den Kontrollgruppen zur Sicherheit ein obligatorisches Kästchen (dropdown-Auswahl) mit allen Bundesländern angeben. Außerdem zeigte die Durchsicht der Ergebnisse, dass die Angabe

Jahrgang teilweise Verwirrung stiftete. In dieser Hinsicht habe ich die besser geeignete Formulierung *Geburtsjahr* ausgewählt. Da mein Fragebogen zwar mit keinem Kommentarfeld ausgestattet war, ich jedoch den Fragebogen via soziale Netzwerke verschickte, bekam ich trotzdem sehr viele persönliche Nachrichten. Um den ProbandInnen den Kontaktaufbau zu erleichtern, habe ich bei der Modifikation des Fragebogens ein Kommentarfeld hinzugefügt.

Der schnellste Proband, die schnellste Probandin der Stichprobe **Medizin-Studierende** benötigte für das Ausfüllen des Fragebogens zwei Minuten. In 16 Minuten erledigte der langsamste Proband, die langsamste Probandin den Fragebogen.

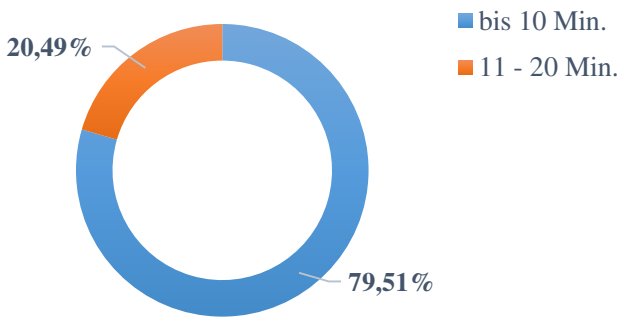


Abb. 11: Zeitaufwand Medizin-Studierende.

Die zweite Kontrollgruppe, **TU-Studierende**, haben den Fragebogen am schnellsten in drei Minuten abgeschlossen. Hingegen benötigte der langsamste Proband, die langsamste Probandin 21 Minuten.

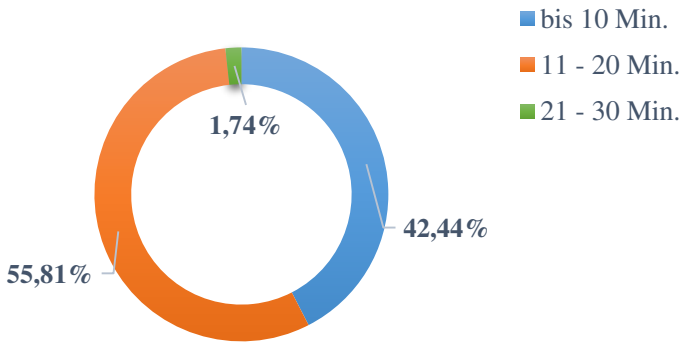


Abb. 12: Zeitaufwand TU-Studierende.

3.4 Anmerkungen (zur Verbesserung)

> **Schwimmen zwei junge Fische** des Weges und treffen zufällig einen älteren Fisch, der in die Gegenrichtung unterwegs ist. Er nickt ihnen zu und sagt: »Morgen, Jungs. Wie ist das Wasser?« Die zwei jungen Fische schwimmen eine Weile weiter, und schließlich wirft der eine dem anderen einen Blick zu und sagt: »Was zum Teufel ist Wasser?« (Formatierung im Original) (WALLACE 2012: 9)

Die Quintessenz der kurzen Geschichte ist, dass die omnipräsenten, scheinbar offenkundigen Tatsachen schwierig wahrzunehmen und zu identifizieren sind (vgl. WALLACE 2012: 10). Die ProbandInnen waren dazu aufgefordert, über den eigenen Sprachgebrauch und die Einstellungen dazu zu reflektieren und sich bewusst zu fragen: „Wie spreche ich eigentlich an der Universität?“ Zwei ProbandInnen teilten mir per E-Mail mit: „Ich finde es sehr spannend, weil ich mir das erste Mal wirklich bewusst Gedanken gemacht habe, wann ich wie spreche. Da ich auch Deutsch auf Lehramt studiere, ist mir das oft gar nicht bewusst, wann ich jetzt in Standardsprache spreche und wann im Dialekt.“

„Ich höre mir oft selbst beim Reden nicht zu, es kann sein, dass ich mich öfter unbewusst anpasse oder nicht.“

Das Sprachgefühl der Studierenden agiert dementsprechend als „‚Berufungsinstanz’, indem es Urteile und Bewertungen von Sprachäußerungen anderer und die normgemäße Ausrichtung des eigenen Sprachgebrauchs zu ermöglichen scheint“ (NEULAND 1993: 726). Dadurch reflektieren die ProbandInnen nicht nur „subjektiv-affektive, sondern auch normative Vorerfahrungen über übliches und wohl auch über richtiges Sprachverhalten“ (NEULAND 1993: 730).

Während der Fragebogen der primären Untersuchungsgruppe, Germanistik-Studierende, im Feld war und vor allem auch bei der anschließenden Auswertung fielen mir einige Aspekte auf, die nicht auf Anhieb klar und somit als verbesserungswürdig einzustufen waren. Ich bemerkte erst im Nachhinein, dass die Frage *Sprechen Sie einen Dialekt? Wenn ja, welchen?* bedauerlicherweise nicht Eingang in meinen Fragebogen gefunden hat. Da die Sprachkompetenz sowohl im Allgemeinen als auch im Hinblick auf die Dialektverwendung bzw. das Kennen des Dialekts eine wichtige Rolle bzw. Funktion für die Ausprägung von Spracheinstellungen inne hat, würde ich diese Frage beim nächsten Mal auf alle Fälle hinzunehmen. Alle anderen Verbesserungsvorschläge, die mir die ProbandInnen mitteilten, konnte ich größtenteils, wie im vorigen Kapitel bereits erwähnt, bei der Erhebung der beiden Kontrollgruppen umsetzen.

3.4.1 Anmerkungen von Germanistik-Studierenden

Über soziale Netzwerke haben mich viele Nachrichten mit lobenden Äußerungen wie „done! echt cooler Fragebogen“, „freu mich auf Ergebnisse“, „klingt auf jeden Fall spannend dein Themengebiet!“, „[ich] find […] das Thema nämlich sehr interessant“ und ebenfalls Mitteilungen, welche mit konstruktiver Kritik angereichert waren, erreicht. Der Gesichtspunkt, der die ProbandInnen am meisten beschäftigte bzw. den sie teilweise sogar als störend oder inkorrekt empfunden haben, war die Nennung des Begriffs „Hochdeutsch“. Hier folgen nun einige Äußerungen der ProbandInnen, die ich zur Exemplifikation anonym zitieren möchte:

> Im Germanistikstudium lernen wir im zweiten Semester den Unterschied zwischen Hochdeutsch (meint örtlich den Bereich im Norden Deutschlands) und Standarddeutsch (Schriftsprache) - vielleicht könntest du das noch etwas präzisieren!
>
> ich selbst finde es durchaus zumutbar, wenn der test nur von ‘germanist*innen’ ausgefüllt werden soll, ‘standardsprache’ statt ‘hochdeutsch’ zu schreiben. das sollten, meiner meinung nach, alle unterscheiden können, die sich mit germanistik beschäftigen. immerhin sind wir hier an einer hochschule. aber das stört mich persönlich, dankenswerterweise hast du dich auf das thema im präambel darauf bezogen.
>
> Ich würde den Begriff ‚Standardsprache’ anstelle von ‚Hochsprache’ empfehlen, da dieser 1. genauer ausdrückt, was damit gemeint ist und 2. im Gegensatz zu ‘Hochsprache’ neutral konnotiert ist. […] Ersetzt man den Begriff durch ‚Standardsprache’, dann wird dieser Eindruck einer vermeintlichen Hierarchie vermieden oder zumindest abgeschwächt.
>
> ich finde es passt so, wie dus gemacht hast.ist ja extra eine erklärung dabei, worum ‚hochdeutsch’ steht und nicht ‚standardsprache’.

Bereits in den Pretests ließ sich das geschulte Wissen meiner speziellen ProbandInnen-„Klientel“ erkennen. Deshalb führte ich bei der ersten Nennung des Begriffs im Fragebogen explizit an, dass „Hochdeutsch“ in der allgemein üblichen, das bedeutet nicht in der sprachwissenschaftlichen, Bedeutung von „Standarddeutsch“ gebraucht wird. Ich vermutete in dieser Hinsicht, dass für germanistisch / linguistisch „vorbelastete“ Personen die Begrifflichkeit „Hochdeutsch“ dasselbe ist, was linguistisch als „Standarddeutsch“ bzw. die „Standardvarietät des Deutschen“ bezeichnet wird und somit ging ich davon aus, dass diese begründete Verwendung keine größeren inhaltlichen Schwierigkeiten nach sich ziehen sollte. Einige ProbandInnen stießen sich dennoch an jener Gleichsetzung.

Da ich denselben Fragebogen bei der zweiten Erhebungswelle für die beiden Kontrollgruppen verwendet habe, die in sprachwissenschaftlichen Belangen vermutlich nicht ausgespro-

chen versiert sind, habe ich mich dazu entscheiden, den Begriff „Hochdeutsch“ zu gebrauchen. Dieser wird meiner Einschätzung nach in der Gesellschaft häufiger benutzt und ist dadurch auch der Allgemeinheit besser bekannt. Da der Begriff „Hochdeutsch“ in meiner Arbeit als Erhebungs-Stimulus bzw. Antwort der ProbandInnen fungiert, wird dieser apostrophiert. Dennoch ist mir durchaus bewusst, dass linguistisch betrachtet in der

> Begriffs-Trias *Standardsprache-Hochsprache-Schriftsprache* der (neuere) Terminus ‘Standardsprache’ als der konnotationsärmste der drei Begriffe [gilt]; er wird aus diesem Grund dem sozial elitär konnotierten Begriff ‘Hochsprache’ sowie dem zu stark auf geschriebene Texte verweisenden Begriff ‘Schriftsprache’ vorgezogen. (Formatierung im Original) (LINKE u. a. 2004: 348)

3.4.2 Anmerkungen von Medizin-Studierenden

Der Fragebogen der Kontrollgruppen ist bereits mit einem Kommentarfeld ausgestattet worden. Folgende ausgewählte Mitteilungen exemplifizieren, dass das Thema von den ProbandInnen als interessant aufgefasst wurde. Zusätzlich wurden persönliche Einschätzungen, Beobachtungen über den eigenen Sprachgebrauch und den Sprachgebrauch anderer abgegeben und weitere hilfreiche Anregungen geliefert.

> nette Studie - gerne wieder :)
>
> klingt interessant ;)
>
> Ich möchte noch anmerken, dass es aus meiner Sicht wirklich stimmt, dass deutsche Studenten, die zum größten Teil Hochdeutsch sprechen, oft kompetenter wirken, da sie sich einfach besser ausdrücken, als Studierende, die im Dialekt reden.

Dieses Zitat lässt sich mit den Ergebnisse der Studie von (vgl. SCHOEL / STAHLBERG 2012: 205f.) in Verbindung bringen: Demnach wird SprecherInnen der Standardvarietät mehr Fachwissen und ein kompetenter Eindruck zugeschrieben als Nonstandard-SprecherInnen.

> Ich als Wiener besitze meiner Meinung nach nicht unbedingt einen Dialekt. Ich denke bei Studenten und Lehrenden aus anderen Bundesländern ist dies anders und für sie bestimmt schwieriger Hochdeutsch zu sprechen.

Diese Einschätzung eines Probanden, einer Probandin deckt sich mit der letzten Aussage des Fragenkomplexes sieben. Die Zustimmung bzw. Ablehnung der Behauptung „Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen.“ musste auf einer sechsstufigen Skala angegeben werden. Im Rahmen der Analyse wird sich im Bundesländervergleich (OÖ, NÖ, W) zeigen, ob es signifikante Unterschiede in dieser Hinsicht gibt.

3.4.3 Anmerkungen von TU-Studierenden

Hier sind einige Bemerkungen von TU-Studierenden, die das Kommentarfeld genutzt haben:

> studienergebnisse fände ich sicher interessant, meine mailadresse ist ***
>
> Interessante Umfrage :) Wär sehr auf Ergebnisse gespannt. Gutes Gelingen noch! :)
>
> Survey ist sehr lange und wird daher bestimmt von vielen abgebrochen :)

38 TU-ProbandInnen haben den Fragenbogen abgebrochen. Dies kann einerseits an dem Umfang des Fragebogens, aber auch an anderen Faktoren wie etwa Überforderung, Unverständlichkeit und fehlender motivationaler Anreiz zum Weitermachen liegen.

> Es wird meines Erachtens, bis auf den Schriftverkehr, so gut wie immer in Umgangssprache geredet.

Dieser Annahme wird im Kapitel 4 *Auswertung und Ergebnisse* näher untersucht.

> Diplomstudien sind nicht angeführt. Gibt es aber an der TU. Ich studier z.b im Diplom kann das aber nicht angeben.

Bedauerlicherweise habe ich nicht bedacht, dass es an der Technischen Universität Wien auch den auslaufenden Studientyp Diplom gibt.

> Es auch sehr wenig darauf eingegangen was von Eltern vermittelt wurde und ob man selbst überhaupt einen Dialekt (oder Umgangssprache) spricht.

Im Kapitel *3.4 Anmerkungen (zur Verbesserung)* habe ich bereits erwähnt, dass ich die Dialektkompetenz nicht abgefragt habe.

> Viele Antworten aus diesem Fragebogen habe ich auf mein Bachelorstudium bezogen, da dieses fast ausschließlich auf Deutsch ist. Der Großteil der Master-LVAs wird auf Englisch gehalten, sodass viele der hier gestellten Fragen auf mein momentanes Studium nicht mehr zutreffen.

Die Tatsache, dass an der Technischen Universität je nach konkreter Studienrichtung, Studientyp die Lehrveranstaltungen in englischer Sprache abgehalten werden, war mir von Anfang an bewusst. Ich entschied mich letztlich dafür, diese nicht vermeidbare Begleiterscheinung in Kauf zu nehmen, um den Zugang zum Fragebogen allen und nicht nur ausgewählten Studienrichtungen zu gewähren.

> Ich finde es toll, dass es zu diesem Thema eine kleine Studie gibt:
> Denn mir ist schon oft aufgefallen, dass ich mich generell automatisch an verschiedene Dialekte anpasse, auch wenn ich den Dialekt nicht mag, oder das nicht will. Zum Beispiel spreche ich plötzlich

> in Wien diesen grausigen wienerischen Dialekt, WENN und nur wenn jemand eine gewisse Zeit (einige Minuten bis Stunden) in meiner Anwesenheit so spricht. Genauso bei typischen Dialekten von Immigranten: Da ist dann nicht mehr nur vom Dialekt die Rede, ja sogar die Grammatik wird angepasst. Auch die Betonung und Stimmlage gleicht sich an. (‚Ich weiß das nix, warum das so ist', ‚Eine schöne Abend wünsche isch Ihnen noch!')

Dem Aspekt der Anpassung wird bei der Untersuchung der Resultate besondere Beachtung geschenkt.

> Es scheint eine starke Diskrepanz zwischen Umgangssprache und Hochdeutsch in meinem Studiengang zu geben, die auf dem momentanen Niveau wissenschaftlichen Diskurses und persönlicher Distanz basiert. Neige bei gut bekannten Professoren selbst zur Umgangssprache, verwende aber allgemein Hochdeutsch.

Dieser Kommentar spricht mehrere Elemente (Wissenschaftlichkeit, lockerer oder privater Kontext) an, die sich auch bei den Antworten der Textfelder der ProbandInnen wiederfinden lassen. Auch die Parameter der Kategorien *Sprache der Nähe* und *Sprache der Distanz* spielen hierbei eine Rolle.

4 Auswertung und Ergebnisse

Nach der detaillierten Analyse der drei Studienrichtungen werden diese miteinander in Beziehung gesetzt und Vergleiche gezogen. Dafür ist jedoch notwendig, die jeweiligen Lehrveranstaltungstypen konkret zu definieren.

Laut der STUDIENVERTRETUNG GERMANISTIK (2014: 66) ist eine Vorlesung „ein Lehrveranstaltungstyp, bei dem keine Anwesenheitspflicht besteht, geprüft wird am Ende des Semesters und zwar je nach Vorlieben der Lehrenden schriftlich oder mündlich." Eine Übung ist hingegen eine „einführende Veranstaltung, die in grundlegende Techniken und Methoden einführt sowie Kernkompetenzen und Theorien eines eingegrenzten Fachgebietes vermittelt. Dabei setzen die Lehrenden auf Gruppenarbeiten, Referate und Hausübungen." (ebd.) In einem Proseminar soll ein „spezifisches Thema eines Fachgebietes […] so erschlossen werden, dass gleichzeitig Forschungszugänge und Methoden praktisch angewandt und erprobt werden können." (STUDIENVERTRETUNG GERMANISTIK 2014: 67) Das Seminar ist die „große Schwester der Proseminare" (ebd.). Es besteht zumeist ebenso aus Referaten, die Arbeiten sollten aber über einen größeren Umfang (20 – 30 Seiten) verfügen (vgl. ebd.).

Vorlesungen fungieren im Medizinstudium als „Einführung in die Grundkonzepte und Systematik, dem Aufzeigen des wissenschaftlichen Hintergrundes, […] der Erklärung von

komplizierten Sachverhalten und der Bedeutung für die klinische Anwendung." (MEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 5) In Seminaren wird „die eigenständige Auseinandersetzung mit theoretischen Problemen auf wissenschaftlicher Basis geschult" (ebd.). Durch die Formierung von Kleingruppen und durch Mitarbeit und Mitwirkung der Studierenden können theoretische Implikationen in praktischen Anwendungsbereichen erprobt werden (vgl. ebd.). Für die „Aneignung von Fertigkeiten zur Vorbereitung auf die spätere berufliche Praxis" (MEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 6) sind in erster Linie Praktika förderlich. Lines sind hingegen „Praktika bzw. Seminare in Kleingruppen, gegliedert in ‚Line-Elemente', mit dem Ziel spezielle Bezüge zum klinischen Unterricht herzustellen." (MEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 2) In diesem Lehrveranstaltungstyp werden ebenso klinische Fähigkeiten und Kompetenzen, sogenannte Skills, wie beispielsweise Krankenuntersuchung und Blutabnahme geübt (vgl. ebd.).

Gemäß der HTU (Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft an der Technische Universität Wien) (2011) bestechen Vorlesungen durch Vorträge „'in allen Formen und Farben'" und es „gilt keine Anwesenheitspflicht." Das Ziel einer Übung bzw. Laborübung ist, die theoretisch erworbenen Inhalte in die Praxis zu übertragen und gleichzeitig zu trainieren (vgl. HTU 2011). Dies kann auf mannigfaltige Art und Weise erfolgen: „als Vorrechnen an der Tafel, Durchführen von Experimenten mit genauer Protokollierung oder Abgeben von ausgearbeiteten Aufgaben" (ebd.). Eine Vorlesung mit Übung ist ein Konglomerat aus den Lehrveranstaltungstypen Vorlesung und Übung, die Anwesenheitspflicht wird hierbei je nach Lehrenden unterschiedlich streng gehandhabt (vgl. ebd.). Ein „gewisses Maß an Eigenständigkeit und Vertiefung in ein Thema" (ebd.) setzen Seminare und Praktika voraus. Die Darbietung von Präsentationen, einschlägiger Austausch und Fachgespräche sind die Bausteine eines Seminars (vgl. ebd.). Eigenverantwortliches Schaffen wird bei dem Lehrveranstaltungstyp Praktikum groß geschrieben, je nach Studienrichtung ist auch die Absolvierung eines Firmenpraktikums möglich (vgl. ebd.). Bezüglich Exkursionen konnte ich keine allgemeine Begriffsbestimmung finden. Da dieser Lehrveranstaltungstyp meiner Ansicht nach je nach Studienrichtung an der Technischen Universität Wien nicht allzu divergierend aufzufassen ist, orientiere ich mich nun an der Erläuterung des Studienplans des Bachelorstudiums Architektur. Demnach sind Exkursionen „Lehrveranstaltungen außerhalb des Studienortes. Sie dienen der Veranschaulichung von Lehrinhalten im jeweiligen lokalen Kontext." (TU WIEN 2009: 2)

Zieht man nun Parallelen zwischen den Explikationen der unterschiedlichen Studienrichtungen bzw. Universitäten so lassen sich folgende Lehrveranstaltungstypen durchaus miteinander vergleichen: Vorlesung, Übung, Seminar. An der Medizinischen Universität Wien entsprechen Lines der Lehrveranstaltungsart Übung. Da es Praktika im Germanistik-Studium nicht gibt, kann hier nur eine Gegenüberstellung der Medizinischen Universität Wien und der Technischen Universität Wien erfolgen.
Die Evaluation der Ergebnisse läuft in Anbetracht der immer gleich bleibenden Reihenfolge der Fragenstellungen der drei Fragebögen ab. Dadurch kann jedoch der ursprünglichen Chronologie meiner forschungsleitenden Annahmen („Hypothesen") (Kapitel 3.1) nicht gefolgt werden.

4.1 Germanistik-Studierende der Universität Wien

Folgende Anzahl an Studierenden war im Wintersemester 2014/15 zur Fortsetzung gemeldet:

STUDIENART	FACHKENNZAHL	SEMESTER	weibl.	% weibl.	männl.	Gesamt
Bachelor	A617 Deutsche Philologie	2014W	1.391	78,2 %	388	1.779
Bachelor Lehramt	A045 UF Deutsch	2014W	370	72,4 %	141	511
Master	A814 Deutsch als Fremd- und Zweitsprache	2014W	537	89,9 %	60	597
	A817 Deutsche Philologie	2014W	250	73,3 %	91	341
	A818 Austrian Studies	2014W	108	78,3 %	30	138
Diplom Lehramt	A333 UF Deutsch	2014W	2.385	75,0 %	796	3.181
Doktoratsstudium	A332 Deutsche Philologie	2014W	91	78,4 %	25	116
Doktoratsstudium	A332 Deutsche Philologie (Doktorat Neu)	2014W	130	63,4 %	75	205

Tab. 12: Statistik Germanistik-Studierende (REPORTING SYSTEM DER UNIVERSITÄT WIEN 2015).

Von insgesamt 6868 Germanistik-Studierenden habe ich mit meiner Fragebogenerhebung 335 erreicht. Das sind 4,9 % der Gesamtanzahl.

4.1.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch

„Wer spricht mit wem worüber wie?" (STRASSER / BRÖMME 2004: 414) Mit dieser Frage beschäftigt sich nicht nur die Soziolinguistik, sondern sie fasst auch die diversen Fragetypen meiner Fragebögen adäquat zusammen. Die erste Frage beschäftigt sich mit den verschiedenen Lehrveranstaltungs- und Situationstypen. Welche Sprechweise verwenden

Germanistik-Studierende in diversen Situationen in Interaktion mit unterschiedlichen Personen?

Zuerst soll überprüft werden, ob in Linguistik-Lehrveranstaltungen ein in höherem Maß lockerer, dialektaler Sprachgebrauch herrscht als in Literatur-Lehrveranstaltungen. Bei den Ergebnissen kristallisiert sich heraus, dass es in den Augen der befragten Studierenden kaum Unterschiede zwischen dem Sprachgebrauch mit Lehrenden in Linguistik-Lehrveranstaltungen und Literatur-Lehrveranstaltungen (zukünftig LV) gibt. Knapp 60 % sprechen „Hochdeutsch". Beim Kontakt mit Studierenden zeigt sich ein ähnliches Bild, wenngleich 45,07 % angegeben haben, in *Literatur-LV unter Studierenden* „Umgangssprache" zu sprechen. In Linguistik-LV entfallen 40,30 % auf die Kategorie „Umgangssprache". Eine vermeintliche Anpassung zw. „Umgangssprache" & „Hochdeutsch" findet zu 19,70 % in *Linguistik-LV unter Studierenden* und zu 17,31 % in *Literatur-LV unter Studierenden* statt.

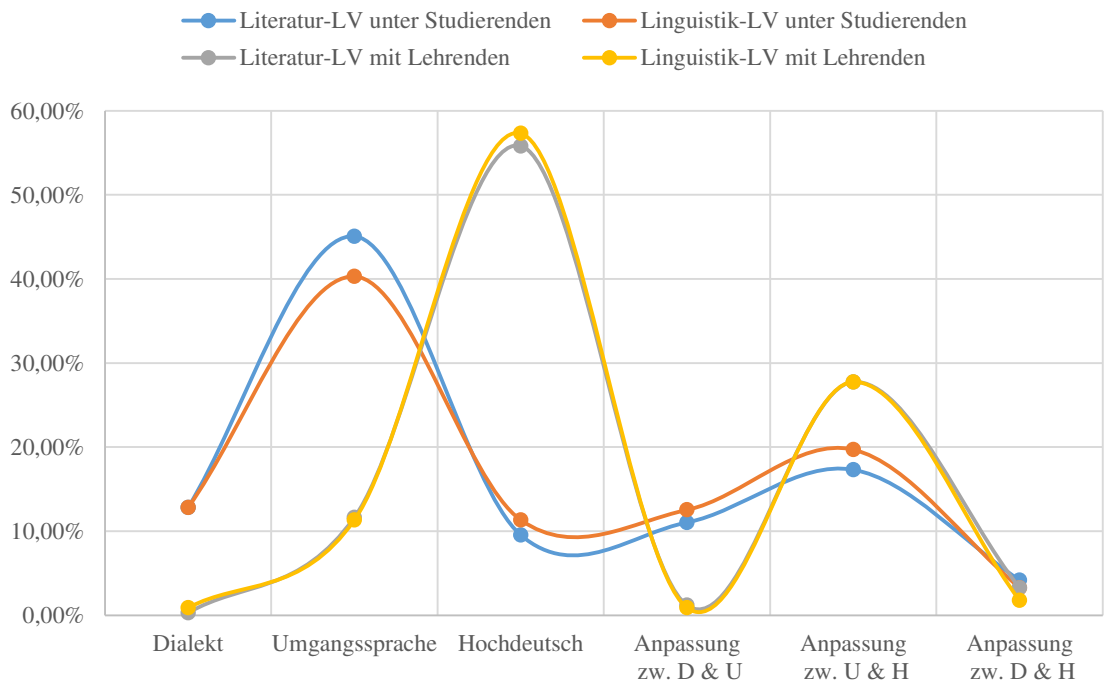


Abb. 13: Unterschied zwischen Literatur- und Linguistik-LV.[2]

Die Situationstypen *Gespräche unter Studierenden in einer LV* und *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* können eindeutig dem Nonstandard-Deutsch-Bereich zugeordnet werden und werden nun bundesländerspezifisch aufgefächert. In weiterer Folge werden

[2] Bei den Diagrammen werden die Angaben „Umgangssprache" und „Hochdeutsch" nicht apostrophiert, da diese hinsichtlich der Formulierung und Formatierung den Fragebögen entsprechen sollen.

höchstens diese vier Bundesländer verglichen: Burgenland, Oberösterreich, Niederösterreich und Wien. Die restlichen Bundesländer mussten aufgrund der geringen ProbandInnen-Anzahl ausgeschlossen werden und konnten somit auch nicht berücksichtigt werden. Bei *Gespräche unter Studierenden in einer LV* erzielen die Bundesländer Wien (54,35 %) und Niederösterreich (47,42 %) die höchsten Werte bei der Angabe „Umgangssprache" und ebenso bei Anpassung zw. U & H. Am geringsten haben sich Studierende, die in Wien aufgewachsen sind, mit 1,09 % für den Dialekt entschieden. Demgegenüber haben 31,88 % der Studierenden aus Oberösterreich am häufigsten die Angabe Dialekt angekreuzt. Bei der Kategorie „Hochdeutsch" haben 4,12 % der Studierenden aus Niederösterreich und 9,78 % der Studierenden aus Wien eine Angabe gemacht. Zu einem Großteil entfallen 27,78 % der Studierenden aus dem Burgenland und 23,19 % der Studierenden aus Oberösterreich auf die Angabe Anpassung zw. D & U.

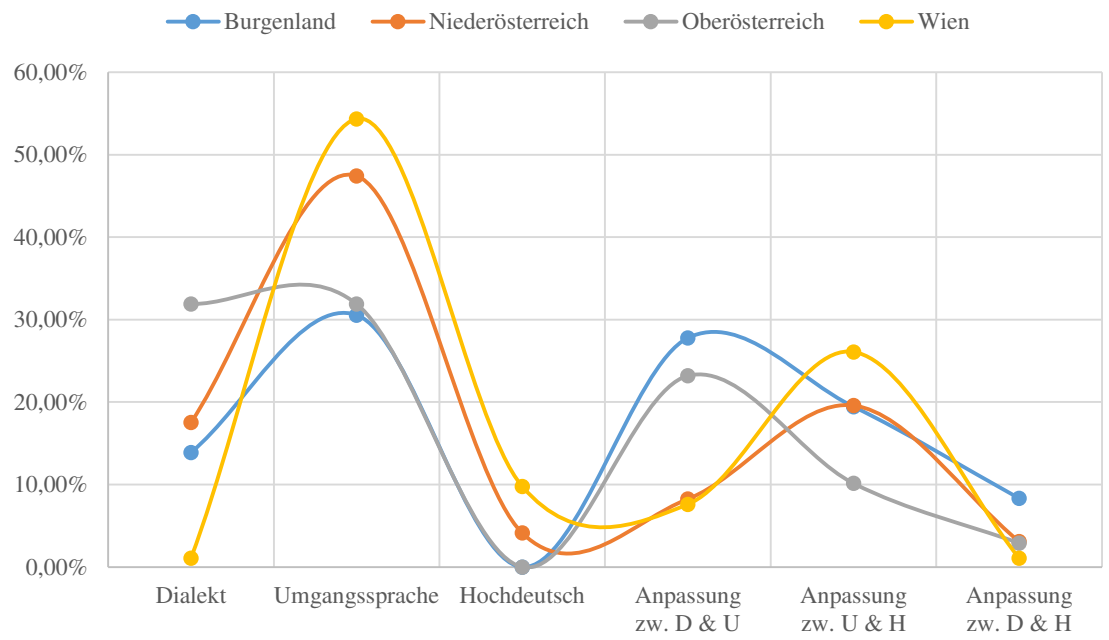


Abb. 14: Gespräche unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Bei dem Typ *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* gibt sich ein ähnliches Bild zu erkennen. Die Kategorie „Umgangssprache" kreuzen wiederum am häufigsten Studierende aus Wien, 58,70 %, und Studierende, aufgewachsen in Niederösterreich, 48,45 %, an. 34,78 % der Studierenden aus Oberösterreich und abermalig, wie bei *Gespräche unter Studierenden in einer LV*, 1,09 % der Studierenden aus Wien entfallen auf die Angabe Dialekt. Studierende aus dem Burgenland führen, wie auch bei der oberen Grafik, bei der Kategorie Anpassung zw. D & U mit 27,78 % gefolgt von Studierenden aus Oberösterreich (18,84

%), Niederösterreich (14,43 %) und Wien (6,52 %). Bei Befragten aus Wien wird in deren Selbsteinschätzung zu 13,04 % „Hochdeutsch“ benutzt. Im Unterschied zur vorigen Grafik findet ein Gebrauch von „Hochdeutsch“ bei 8,33 % der Studierenden aus dem Burgenland statt. Im Gegensatz dazu verwenden 3,09 % der Studierenden aus Niederösterreich und 2,90 % der Studierenden aus Oberösterreich vorgeblich „Hochdeutsch“. Summa summarum lassen sich bei diesen beiden Situationstypen verteilt auf die vier Bundesländer die ProbandInnen aus Oberösterreich als am meisten dialektloyal erfassen.

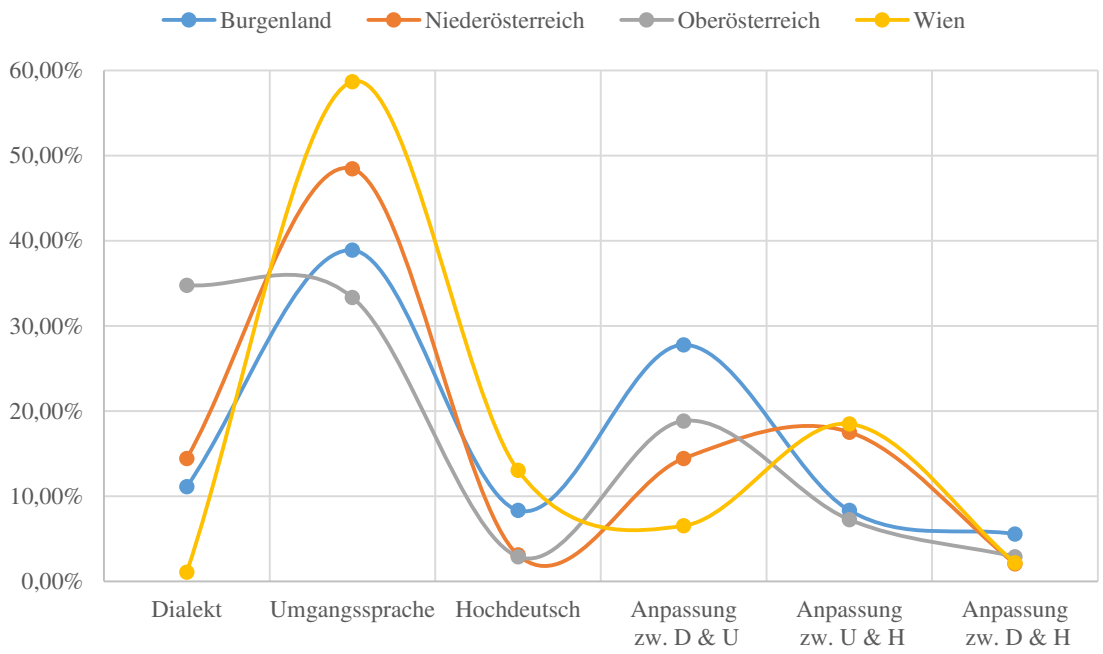


Abb. 15: Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

In Kontakt mit Lehrenden reduziert sich der vermeintliche Gebrauch von „Hochdeutsch“ gemäß folgender Abfolge: *Gespräch mit Lehrenden während der LV* (54,33 %), *Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde* (34,03 %) und *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* (31,04 %). Die beiden zuletzt genannten Situationstypen werden angeblich größtenteils in einer Art Anpassung zw. U & H, in der „hochdeutschen“ Varietät oder in der „Umgangssprache“ geführt. Die Ergebnisse lassen sich somit durchaus mit dem Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) in Verbindung bringen. Sobald ein Dialog stattfindet, eine Face-to-face Interaktion, keine öffentliche Kommunikationssituation vorliegt und noch dazu Spontaneität und Expressivität als Kommunikationsbedingungen vorherrschen, lässt sich dies als Sprache der Nähe charakterisieren. Der Aspekt der Vertrautheit spielt dabei eine maßgebliche Rolle und führt ebenso dazu,

dass die Tendenz zum Nonstandard-Deutsch erheblich steigt. Bei *Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde* und *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* besteht auch eine weitaus höhere Möglichkeit der freien Themenentwicklung. Eine geringere Informationsdichte, Kompaktheit, Elaboriertheit sowie Planung und Komplexität sind für diese Situationstypen ebenfalls charakteristisch.

MATTHEIER (1980: 119) erwähnt ebenfalls, dass „die angemessene Sprache zwischen Lehrer und Schüler außerhalb des Unterrichtes die Standardsprache ist, wobei […] bei abnehmender Formalität und Öffentlichkeit der Situation das Dialektale innerhalb der verwendeten Varietäten zunehmen kann."

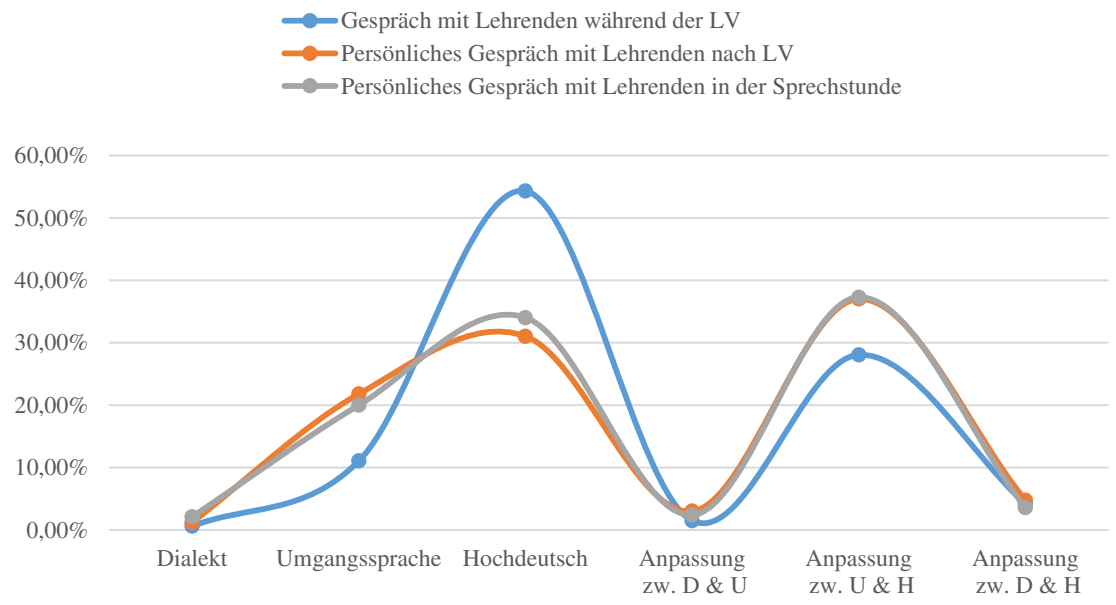


Abb. 16: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Die Angaben hinsichtlich eines Wechsels von der Standardvarietät zur „Umgangssprache" bzw. zur Anpassung zwischen „Umgangssprache" und „Hochdeutsch" lässt sich auch mit den fünf kommunikativen Faktoren für das österreichische Sprachverhalten im öffentlichen Kontext von MUHR (vgl. 1995: 105) vereinen bzw. im Sinne des Sprachverhaltens im universitären Kontexten anpassen. Folglich lässt sich ein vermeintlicher Varietätenwechsel bzw. eine Tendenz zum Nonstandard-Gebrauch unter folgenden Faktoren verorten: Wenn sich die GesprächspartnerInnen kennen, wenn die Sprecherrolle, Sprecherhaltung mit personenbezogenen Inhalten verknüpft wird und Emotionen involviert sind. Zusätzlich spielen das Ausmaß der Öffentlichkeit und die institutionelle Einbettung der Situation eine maßgebliche Rolle. Ist der Ausschluss der Öffentlichkeit gegeben, wie dies bei den Kategorien *Gespräche unter Studierenden in einer LV*, *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV*

und auch mehrheitlich bei einem *Persönlichen Gespräch mit Lehrenden nach der LV* und i*n der Sprechstunde* der Fall ist, steigt die Tendenz, nicht ausschließlich das „Hochdeutsche“ zu verwenden. Bei den Situationskategorien *Gespräche unter Studierenden in einer LV*, *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* und *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* und *in der Sprechstunde* sind auch der Beruf und die standardsprachlichen Kenntnisse der GesprächsteilnehmerInnen von Bedeutung (vgl. MUHR 1995: 105).

Der vermeintliche Standarddeutsch-Gebrauch korreliert mit folgenden Lehrveranstaltungen und Situationen: Beim *E-Mail-Kontakt mit Lehrenden* und die *schriftliche Interaktion mit Lehrenden in Moodle-Kursen betreffend* (Lernplattform) überwiegt die Verwendung von „Hochdeutsch“ (über 95 %) und die Anpassung zw. U & H. Bei einer *Präsentation im Plenum* haben 68,36 % der ProbandInnen angegeben, „Hochdeutsch“ und 19,10 % eine Anpassung zw. U & H zu sprechen. 57,01 % entscheiden sich für die Verwendung der „hochdeutschen“ Varietät bei einer *mündlichen Prüfung* und 25,97 % haben diesbezüglich die Kategorie Anpassung zw. U & H angekreuzt. Bei einer *Präsentation im Plenum* ist entsprechend der fünf kommunikativen Faktoren von MUHR (vgl. 1995: 105) zumeist die Öffentlichkeit, genauer gesagt Studierende und Lehrende, beteiligt, es herrscht ein weitgehend hoher Formalitätsgrad und die Sprecherrolle zeichnet sich im Idealfall durch einen Expertenstatus aus. Weitere Einflussgrößen wie die Bekanntheit der Studierenden und Lehrenden, das Ausmaß der standardsprachlichen Kenntnisse und der Emotionalität des bzw. der Vortragenden unterliegen einer situativen und individuellen Varianz. Bei einer *mündlichen Prüfung* ist der Umfang der Öffentlichkeit zwar eingeschränkter, aber im Allgemeinen besteht dennoch ein höherer Formalitätsgrad als bei einem trivialen Gespräch. Bestmögliche Voraussetzungen für die positive Absolvierung einer Prüfung gehen ebenso mit einem Agieren als Experte bzw. kompetenten Prüfungsanwärter, kompetente Prüfungsanwärterin einher. Aspekte wie Bekanntheit des Lehrenden, der Grad der eigenen standardsprachlichen Kenntnisse und die Einwirkung von Empfindungen können wiederum variieren.

Der vermeintliche Sprachgebrauch bei einer *Präsentation im Plenum* und bei einer *mündlichen Prüfung* ist nach KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) als Sprache der Distanz aufzufassen. Dafür sprechen nicht nur die entsprechenden Kommunikationsbedingungen wie Monolog, teilweise Fremdheit des Publikums, Themenfixierung, Öffentlichkeit, Reflektiertheit und Objektivität. Im Normalfall implizieren diese Situationstypen auch eine größere Elaboriertheit und Planung.

Die Grafik zeigt bei den Lehrveranstaltungstypen *Übung mit Lehrenden* und *Proseminar, Seminar mit Lehrenden* fast identische Kurvenverläufe: 14,33 % entfallen auf die „Umgangssprache“, 48,36 % und 50,15 % auf die „hochdeutsche“ Varietät und 30,15 % bzw. 28,36 % auf die Kategorie Anpassung zw. U & H.

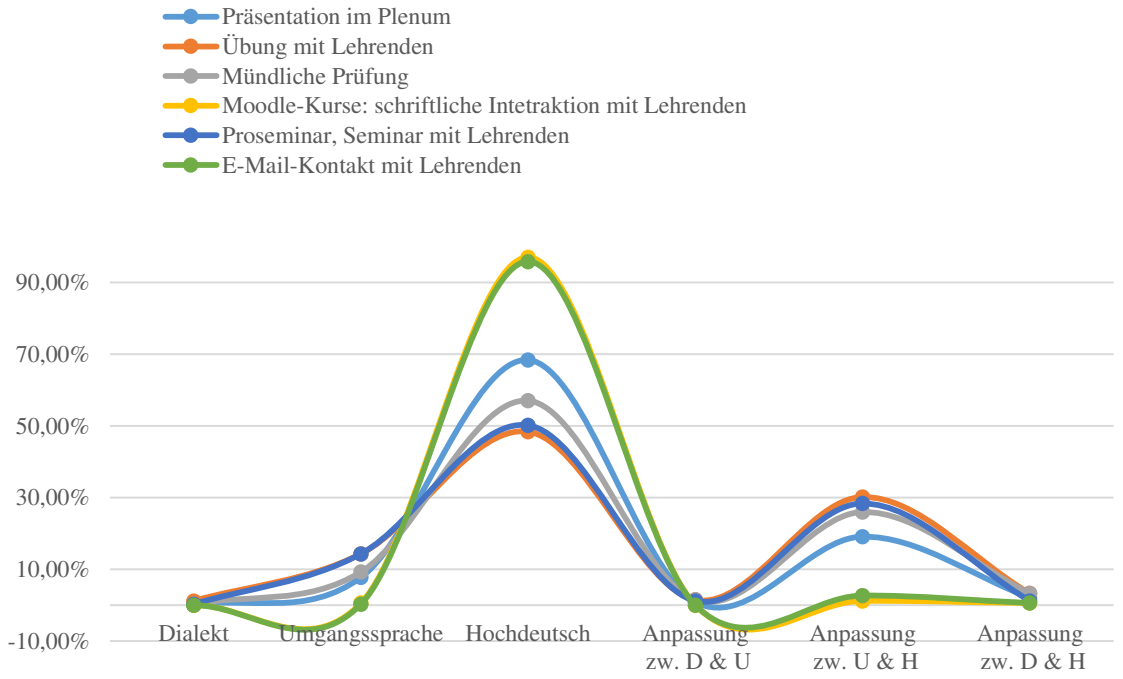


Abb. 17: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Die Situation *Diskussion im Plenum* lässt sich als Ausnahmesituation klassifizieren. Obwohl in dieser Situation ein hohes Ausmaß an Öffentlichkeit gegeben ist und die GesprächspartnerInnen sowohl bekannt als auch größtenteils bzw. teilweise unbekannt sein können, ist eine klare Tendenz zum Nonstandard-Deutsch erkennbar. Von 32,84 % der ProbandInnen werden *Diskussionen im Plenum* vermeintlich in einer Anpassung zw. U & H, von 32,54 % in „Hochdeutsch“ und von 24,48 % in der „Umgangssprache“ geführt. Dies ist möglicherweise darauf zurückzuführen, dass in Diskussionen personenbezogene Inhalte und Emotionen einfließen können. Hier könnten allerdings auch Probleme bei der „Sprech-Performance“ eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Denn eine Diskussion erfordert spontanes Sprechen und dies noch dazu in der Öffentlichkeit. Viele SprecherInnen sind dadurch überfordert, insbesondere wenn sie diese Kommunikation in Standarddeutsch bewältigen sollen.

„Hypothese“ zwei, welche auf der Annahme beruht, dass der vermeintliche Nonstandard-Gebrauch in Lehrveranstaltungen und in gewissen Situationskonstellationen hinsichtlich

der Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden mit dem Grad an „sozialer Nähe“ korreliert, ist allemal zutreffend.

Am Ende der aufgelisteten Lehrveranstaltungen und Situationen gibt es noch ein Textfeld mit der Formulierung *anderes*:. Hier konnten die Befragten weitere Ideen bezüglich Sachverhalte und Situationskonstellationen im universitären Kontext anführen. Insgesamt haben sieben Personen von dem Textfeld Gebrauch gemacht. Jedoch nicht alle ProbandInnen haben zu ihrer Formulierung die dazu passende Sprechweise angekreuzt. Häufig stimmt auch die eigene Niederschrift nicht zur markierten Sprechweise.

Folgende Inputs sind hier übermittelt worden: In der gesamten Arbeit sind bei Originalzitaten lediglich Tipp- und Rechtschreibfehler hinsichtlich einer besseren Lesbarkeit und Verständlichkeit ausgebessert worden.

Sprechweise	***anderes:* Textfeld**
„Umgangssprache“	„Privat“.
keine Angabe	„Wenn ich merke, dass mein gegenüber Probleme hat mich zu verstehen, wechsle ich zu Standardsprache“.
keine Angabe	„Anpassung - in welche Richtung auch immer - ist jedenfalls stark vom Gegenüber abhängig“.
keine Angabe	„Bei Studierenden kommt es darauf an, wie gut ich sie kenne. Wenn ich sie sehr gut kenne, dann spreche ich Dialekt - sonst eher umgangssprachlich.“
„Umgangssprache“	„Facebook“.
Anpassung zw. D & U	„Gespräch mit Studierenden außerhalb der Lehrveranstaltung“.
keine Angabe	„Ich selber spreche normalerweise nie im Dialekt (einziger möglicher Ausnahmefall ist meine 88 Jahre alte Großmutter, der mein Sprechtempo in U oder H zu hoch, da D für sie ihre übliche Sprechweise ist).“

Tab. 13: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Anschließend verfügt der Fragebogen noch über drei weitere, fakultative Textfelder. An dieser Stelle sind die ProbandInnen dazu aufgefordert, zu präzisieren und zu begründen, warum sie in einzelnen, oben genannten Situationen die jeweilige Sprechweise verwenden. Gesamt habe ich beim Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Hochdeutsch verwenden: Warum tun Sie das?* 316 Antworten (von 335) erhalten. Dies bedeutet konkret, dass 316 Textfelder ausgefüllt worden sind, darunter haben sich jedoch auch Antworten befunden, die weder zur gestellten Frage noch zum Kontext gepasst haben. Antworten solcherart sind bei der Zählung nicht berücksichtigt worden. Bei der Segmentierung der

Antworten orientiere ich mich an der Aufschlüsselung von PATOCKA (vgl. 1986: 48f.). Zahlreiche Antworten der ProbandInnen enthielten mehrere Gründe für den vermeintlichen Gebrauch von „Hochdeutsch". Deswegen finden bei meiner Kategorisierung auch Mehrfachnennungen Berücksichtigung. Die folgenden Äußerungen sind Originalzitate aus dem Fragebogen, die beispielhaft ausgewählt wurden, um charakteristische Einstellungen zu repräsentieren.

102 Personen verwenden „Hochdeutsch" aufgrund der Verständlichkeit und größeren Reichweite. Der Aspekt der verständlicheren Ausdrucksweise wird laut **„Hypothese" drei** mit Standarddeutsch in Zusammenhang gebracht und gilt somit als bestätigt.

„Besseres Verständnis, um etwaige Missverständnisse zu umgehen."

„Um ein bestmögliches gegenseitiges Verständnis zu gewährleisten."

„Ich gehe von der größtmöglichen Reichweite aus und das kann mir das Standarddeutsche bieten."

„Um eine möglichst unmissverständliche Sprache zu generieren, die all meine Ideen für meinen Hörer klar macht und das auf unemotionale Art und Weise."

„Aus Gründen der besseren Verständlichkeit in Raumsituationen mit schlechter Akustik, aber auch um besseres Verstehen auch bei KollegInnen mit nichtdeutscher Muttersprache zu ermöglichen."

„Weil 'Hochdeutsch' die einzig faire Sprachform ist, finde ich. Meinen Dialekt, der mit Sicherheit nicht von allen verstanden wird, möchte ich niemandem zumuten."

Für 96 ProbandInnen entspricht die „hochdeutsche" Varietät dem Sprachgebrauch in formellen, offiziellen Situationen mit Öffentlichkeitscharakter.

„Weil das österreichische Standarddeutsch einer (semi-)formalen Umgebung angemessen und leicht verständlich ist".

„Weil die Situation 'offizieller' ist als eine private Unterhaltung".

„Weil es mir gerade im universitären Rahmen bei 'offiziellen' Präsentation bzw. Interaktionen mit Lehrenden und Studierenden angemessener erscheint, Standarddeutsch zu verwenden."

„Wenn es sich z.B. um Referate handelt, die vor einer Gruppe vorgetragen werden, sollte dies in Hochdeutsch geschehen, da es sich um öffentliche Präsentationen handelt. Weiters verwende ich Hochdeutsch, wenn ich Formales besprechen muss, hier wäre eine reine Umgangssprache m.E. nicht angebracht."

„Um mich an die sprachlichen Erwartungen anzupassen gemäß dem Kontext einer formalen Sprechsituation."

„Das Bemühen formal alles richtig zu machen, was in einem persönlichen/freundschaftlichen Kontakt nicht zwingend notwendig ist."

Schriftlicher Verkehr wird für 57 Personen in „Hochdeutsch" geführt.

„E-Mail Kontakt mit Lehrenden muss meiner Meinung nach Hochdeutsch sein, da es eine formelle, schriftliche Nachricht ist."

„Wirkt professioneller und ist im Schriftlichen fast schon ein Muss. (Zumindest im universitären Bereich, wir sind ja nicht im 'Social Network' ;))".

„In schriftlicher Interaktion mit Lehrenden versuche ich immer die Standardsprache zu verwenden und möglichst keine Rechtschreib- oder Satzzeichenfehler zu machen. Ich finde gerade als Germanistik-Studentin ist es wichtig, zu zeigen, dass man der deutschen Sprache mächtig ist.“

„Im Schriftverkehr sollte man – vor allem im Dialog mit Lehrenden - auf die Form und den Ausdruck achten. Es fällt beim Schreiben leichter, standardisiertes Deutsch zu verwenden und zu verhindern, in die (saloppe) Mündlichkeit abzudriften. Das Verwenden der Hochsprache im Schriftverkehr ist nicht bloß eine Angelegenheit von Kompetenz, sondern auch eine Form der Höflichkeit.“

„Weil es im schriftlichen Bereich (per E-Mail, auf Moodle, etc.) die einzige für mich infrage kommende Option ist, schriftlicher Ausdruck hat für mich in Hochsprache zu erfolgen.“

„Weil es sich in der schriftlichen Form von selbst so ergibt“.

54 Personen sprechen „Hochdeutsch“ aus Gründen des Respekts und der Höflichkeit. **„Hypothese“ drei** beinhaltet unter anderem die Auffassung, dass der Aspekt Höflichkeit mit der „hochdeutschen“ Varietät korreliert. Die Richtigkeit der Annahme lässt sich nun durch das fakultative Textfeld nachweisen.

„Ich spreche Hochdeutsch vor allem mit Lehrenden, weil es für mich ein gehobener Sprachstil ist und ich empfinde es auch als respektvoller den Lehrenden gegenüber als umgangssprachlich zu sprechen.“

„Respektspersonen oder Personen, die mir höher gestellt sind, spreche ich nur mit Hochdeutsch an, meine Sprechweise sollte außerdem der Situation angemessen sein. Ich wurde dazu erzogen mit Respektspersonen keine Umgangssprache zu sprechen und auf meine Formulierungen zu achten.“

„Aus Respekt vor der Autorität“.

„Als Zeichen meines Respekts der anderen Person gegenüber“.

„Gute Manieren“.

„Durch die Hochsprache drücke ich meinen Respekt gegenüber den in der Institution Universität über mir stehenden ProfessorInnen aus.“

48 ProbandInnen schreiben dem Gebrauch der „hochdeutschen“ Varietät ein höheres soziales Prestige zu. Da hier die Antworten größtenteils kürzer ausgefallen sind, habe ich mich dazu entschieden, mehrere Beispiele anzuführen.

„Um seriös zu wirken.“

„Um gebildet zu wirken.“

„Um einen besseren Eindruck zu machen“.

„Um nicht unangenehm aufzufallen“.

„Weil es professioneller wirkt“.

„Gesagtes wird ernster genommen“.

„Damit man ein ‘höheres’ Sprachniveau aufweist“.

„Um […] intellektuell zu klingen.“

„Um meine Kompetenz nicht zu schmälern bzw. zu unterstreichen“.

„Eindruck und Vorurteile: Menschen, die ‘schön sprechen’ werden als gebildeter wahrgenommen.“

„ProfessorInnen/Lehrende sprechen meist Hochdeutsch, auf der Uni ist es üblich. Man könnte sagen, es sei im deutschsprachigen Raum die Sprache der Wissenschaft und wird somit als ‘akademischer’ angesehen als Umgangssprache oder Dialekt.“

46 Personen rekurrieren auf die geltende Norm in Bezug auf „Hochdeutsch“. Noch dazu assoziieren sie damit Wissenschaftlichkeit und Fachwissen.

„Weil man meiner Meinung nach, als Germanistik Student, die Hochdeutsche Sprache verwenden sollte (zumindest während einer LV).“

„Da Hochdeutsch als offizielle Amts- und Bildungssprache für den Sprachgebrauch auf der Universität vorgesehen ist.“

„Da es meiner Meinung nach für eine angehende Lehrkraft des Faches Deutsch angebrachter ist auch in den eigenen Lehrveranstaltungen jenes Deutsch zu sprechen, das man später auch im Unterricht gebrauchen sollte.“

„Weil eine gewisse standardsprachliche Ausdrucksweise meiner Meinung nach im akademischen Rahmen vorauszusetzen ist“.

„Weil ich denke, dass die Konvention das so fordert, auch wenn mir die Banalität dieses Grundes bewusst ist.“

„Anspruch an das Studium und an mich selbst“.

Für 33 Befragte ist das „Hochdeutsche“ die gewohnte Sprechweise in allen Situationen.

„H ist meine L1“.

„Ich beherrsche nur das sg. Hochdeutsche.“

„Weil ich im Alltag auch hauptsächlich Hochdeutsch spreche.“

„Weil es für mich nicht mühsam ist hochdeutsch zu sprechen, da ich damit aufgewachsen bin.“

„Weil ich grundsätzlich eher Hochdeutsch spreche, und mich daher künstlich umstellen müsste.“

„Weil meine Muttersprache sehr standardnahe ist. Hochdeutsch ist meine Umgangssprache. ;)“

29 ProbandInnen tätigen Aussagen, die so unterschiedlich sind, dass sie in keine der neun Kategorien reibungslos eingeordnet werden können. Zu diesem Zweck habe ich das Segment *Diverses* eingeführt.

„Um das schön gesprochene Deutsche zu üben“.

„Meist, weil auch die Lektoren Standardsprache sprechen.“

„Weil es ‘schöner’ klingt; weil man mich dann besser versteht; weil ich es als Übung ansehe, hochdeutsch ‘fließend’ sprechen zu lernen und so viele Gelegenheiten gibt es dafür nicht, denn im Alltag unter Bekannten etc. würde es seltsam rüberkommen, plötzlich hochdeutsch zu sprechen“.

„Hochdeutsch in LVen zu sprechen, ist für mich persönlich besser, weil ich mich einfach wohler fühle.“

„Es findet keine konkrete Überlegung dazu statt - ich spreche intuitiv dann einfach Hochdeutsch.“

„Empathie: Einstellen auf den/die Gegenüber“.

11 Personen sprechen „Hochdeutsch“ aufgrund der Ausdrucksstärke, auch in Bezug auf Fachvokabular. **„Hypothese“ drei**, welche nicht nur den Faktor der Höflichkeit und Verständlichkeit, sondern ebenso den Aspekt der klaren, präzisen Ausdrucksweise, der mit dem „Hochdeutschen“ untrennbar Hand in Hand geht, enthält, gilt aufgrund der Antworten des Textfeldes als bestätigt. Nicht nur aufgrund des Respekts, des Anstands und des guten Benehmens, sondern auch wegen einer besseren, eloquenteren Ausdrucksart wird nach der Selbsteinschätzung der Studierenden die „hochdeutsche“ Varietät ausgewählt bzw. Varietäten-Switches in Richtung „Hochdeutsch“ ausgelöst.

„Es in meinen Ohren die ausdrucksstärkste Variante der deutschen Sprache ist“.

„Außerdem würde es seltsam wirken, z.B. in einer Prüfungssituation im tiefsten Dialekt daherzureden. Auch Fachausdrücke (z.B. geschlossenes o, locus amoenus usw.) kann man nicht gut in den Dialekt einbauen, das würde sich sehr seltsam anhören.“

„Es mir hilft, das, was ich sagen will, am präzisesten und deutlichsten auszudrücken“.

„Weil ich mich gewählt ausdrücken will“.

„Da ich etwas nuschle, passe ich beim Sprechen auf Hochdeutsch besser auf die Aussprache auf.“

„Eloquenz, Distanz“.

9 ProbandInnen verwenden die „hochdeutsche“ Varietät, da sie der Ansicht sind, dass diese von Lehrenden gefordert wird.

„Außerdem haben LV-Leiter im Laufe meines Studiums mehrmals betont, dass an der Uni kein Dialekt erwünscht ist.“

„Manche Professoren fordern von ihren Studierenden Hochdeutsch zu sprechen.“

„Weil ich mit ranghöher gestellten Personen wie Arbeitgeber oder Profs. immer Hochdeutsch spreche, da es in meinen Augen von ihnen so gewünscht wird.“

„Weil ich es als angemessen empfinde mich mit Professoren auf Hochdeutsch zu verständigen und die meisten das auch verlangen!“

„Kommt auf den LV Leiter an, da manche aus Deutschland kommen. Außerdem erwähnen manche Lehrenden, dass sie Wert auf Standardsprache legen.“

„Weil viele Lehrpersonen sagen, dass Hochdeutsch für Studierende an einer Universität die angemessenere Sprachverwendung ist. Wenn Personen im Dialekt sprechen werden sie oft komisch angeschaut oder bekommen das Feedback, dass sie wegen der Aussprache nicht gut verstanden wurden.“

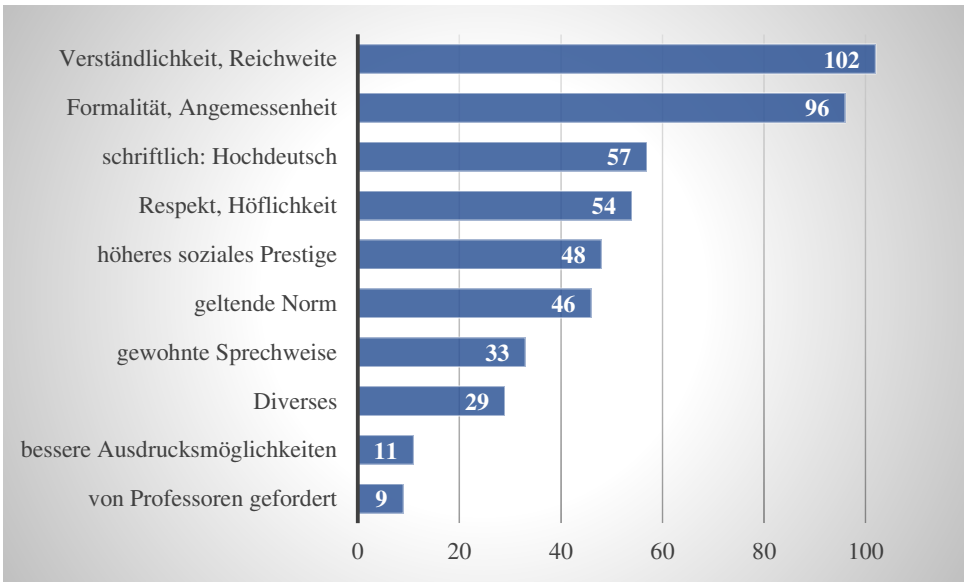


Abb. 18: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch".

Durch die Kategorien *Verständlichkeit, Reichweite*, *Respekt, Höflichkeit* und *bessere Ausdrucksmöglichkeiten* kann die **„Hypothese" drei** für richtig erklärt werden.
Hier findet sich nun die bereits im Theorieteil meiner Arbeit erwähnte Verknüpfung einzelner Begründungen für den Sprachgebrauch im Schulunterricht von STEINEGGER (vgl. 1998: 142) mit meinen erhobenen Daten. Der Aspekt der Verständigung lässt sich in meiner analogen Kategorie *Verständlichkeit, Reichweite* wiederfinden. Das Argument, dass „Hochdeutsch" die Normsprache, Schriftsprache ist, stimmt mit den Gruppierungen *schriftlich: Hochdeutsch* und *geltende Norm* überein. Die Erwähnung des besseren Ausdrucks entspricht dem nahezu identischen Segment *bessere Ausdrucksmöglichkeiten*. Die Gesichtspunkte Bildung und Erziehung gehen mit den Kategorien *höheres soziales Prestige* und *Respekt, Höflichkeit* konform.

Summa summarum haben 282 (von 335) Befragte das Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Umgangssprache verwenden: Warum tun Sie das?* ausgefüllt.

97 Befragte argumentieren, dass dadurch ein lockerer oder privater Kontext bzw. eine lockere oder private Atmosphäre signalisiert und auch hergestellt wird. Zumeist findet eine derartige Situation unter Studierenden, Gleichaltrigen, Bekannten und vertrauten Personen statt.

„Weil sich meist um Organisatorisches handelt."

„Um netter / freundlicher / gesprächiger zu wirken".

„Weil ich entw. den Vortragenden bereits kenne oder aber weil es die Situation und die Inhalte der Unterhaltung nicht verlangen 'offizieller' zu sprechen. Eine gewisse lockere Atmosphäre ist hier in diesem Fall erlaubt."

„Weil ich mit Studenten nicht so 'hochgestochen' reden muss. Es fließt nicht in meine Note ein, es muss nicht korrekt sein, die Situation ist ungezwungener".

„Um eine gewisse Distanz abzubauen bzw. den Grad der Professionalität des Gesprächs anzudeuten."

„*Um Nähe, Augenhöhe und Freundschaftlichkeit zu vermitteln. *Um Nuancen klarer verständlich zu machen. *Um meine Identität zu unterstreichen - die unmittelbar mit meiner Sprache verbunden ist. *Um Humor und Entspanntheit in das Gespräch einzubringen."

Für 55 ProbandInnen ist die „Umgangssprache" die gewohnte Sprechweise in allen Situationen, die noch dazu Authentizität vermittelt.

„Das ist meine 'Standardsprache'".

„Weil es meiner natürlichen Sprache entspricht".

„Aus Gewohnheit - die Umgangssprache ist in vielen Situationen das gefühlsmäßig Naheliegendste."

„Umgangssprache deshalb, weil ich viel authentischer wirke und genau das sagen kann, was ich gerade fühle und sagen möchte."

„Das ist für mich die Sprache 'wie mir der Schnabel gewachsen ist'. Diese verwende ich grundsätzlich immer. Standarddeutsch verwende ich höchstens bei einem Vortrag - und dann gelingt es meist nicht durchgängig."

„Spreche ich, wie mir 'der Schnabel gewachsen' ist, verliere ich wenig Zeit, um über meine Formulierungen nachzudenken. Außerdem habe ich nicht das Gefühl, meinen Intellekt beweisen zu wollen. Bei umgangssprachlichen oder dialektalen Formulierungen besteht immer die Befürchtung, dass es an Ausdrucksfähigkeit und damit (wenigstens im Germanistikstudium) an Intelligenz mangelt."

44 Personen haben angegeben, dass die „Umgangssprache" durch Einfachheit und durch eine unkomplizierte Handhabung besticht.

„Weil es leichter ist und man sich weniger konzentrieren muss".

„Weil es für den Alltag 'bequemer' bzw. einfacher ist und durch Abkürzungen auch schneller".

„Weil ich in diesen Situationen eher erklären oder beschreiben muss und es mir dann leichter fällt in Umgangssprache zu sprechen".

„Weil es eine ungezwungenere Sprechweise ist, bei der ich mich als Kärntnerin nicht so 'anstrengen' muss wie bei der Standardsprache".

„Weil ich mich in der Umgangssprache wohler fühle und emotionaler ausdrücken kann."

„Weil für mich die Umgangssprache das angenehmste Mittel der Unterhaltung ist."

39 Befragte verwenden die „Umgangssprache" aufgrund der Verständlichkeit und größeren Reichweite.

„Weil ich besser verständlich sein will".

„Fördert schnelle Artikulation mit höherem Grade an Verständlichkeit".

„Mein Dialekt ist wohl für die meisten schwer verständlich, darum spreche ich gleich eine allgemein verständlichere Sprache“.

„Wenn ich mir nicht ganz sicher bin, ob mich mein Gegenüber versteht, wenn ich Dialekt rede, verwende ich die Umgangssprache und schalte immer eine Sprechlage weiter runter, wenn ich merke, dass die Verständigung funktioniert.“

„Manchmal bemühe ich mich aber um Umgangssprache, wenn ich merke, dass andere Studenten meinen Dialekt sehr schlecht verstehen - striktes Hochdeutsch wäre im Gespräch mit Studienkollegen allzu förmlich.“

„Weil die Leute, mit denen ich in Umgangssprache spreche, mich auch dann noch verstehen können (und kein höheres Register nötig ist)“.

35 ProbandInnen erläutern, sich dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, der bzw. die „Umgangssprache“ spricht, sowohl automatisch als auch nicht automatisch anzupassen.

„Weil ich mich sprachlich an meine Umgebung anpasse“.

„Weil die anderen auch Umgangssprache verwenden und ich mich anpasse.“

„Als Anpassung an meine Mitstudenten, da die wenigsten Hochdeutsch sprechen“.

„Ich passe mich im Gespräch mit anderen Studierenden an deren Sprachgebrauch an. Warum weiß ich nicht, dies mache ich automatisch.“

„Meist übernehme ich den ‘Modus’ meines Gegenübers.“

„Umgangssprache meistens im pers. Gespräch mit einzelnen Studenten bzw. Profs, wenn diese eine ähnliche Umgangssprache sprechen“.

30 Äußerungen der Befragten lassen sich in die Kategorie *Diverses* eingliedern.

„Ausdruck emotionaler Inhalte.“

„Ich finde es oftmals passender.“

„Ich finde nicht, dass man Standard und Umgangssprache strikt trennen kann.“

„Weil niemand richtig ‘Hochdeutsch’ spricht und man eigentlich immer Umgangssprache spricht.“

„Wenn die Situation angemessen ist und ich mich unter Gleichaltrigen oder ähnlich-stehenden Personen befinde, kann ich mich freier ausdrücken, außerdem empfinden es Menschen oft als arrogant, wenn man zu sehr auf seinen Ausdruck achtet.“

„Wenn ich das Gefühl habe, dass die von mir gewählte Varietät für eine erfolgreiche Kommunikation ausreicht.“

In informellen Situationen empfinden 27 Personen die Verwendung der „Umgangssprache“ als angemessen.

„Weil es zwanglose Situationen sind.“

„Gespräch in der Freizeit, keine Hierarchien“.

„Wenn ich Umgangssprache verwende, dann eher in informellen Situationen (unter Studierenden)“.

„Weil die Situation eine etwas weniger förmliche Ausdrucksweise zu gestatten oder zu erfordern scheint.“

„Wenn ich aus dem formalen Kreis trete, fühle ich mich wohler und traue mich Umgangssprache zu verwenden.“

„Meine Umgangssprache ist nahe an der Standardsprache angesiedelt und vor allem durch Wortauslassungen und umgangssprachliche Ausdrücke gekennzeichnet, die einen informelleren Rahmen bieten und lockerer sind.“

20 ProbandInnen beschreiben die „Umgangssprache“ als perfekten Kompromiss zwischen „Hochdeutsch“ und Dialekt.

„Weil Dialekt zu wild wäre, Hochdeutsch jedoch auch zu übertrieben“.

„Dialekt (kärntnerisch) ist nicht immer passend, aber Hochsprache ist oft nicht authentisch“.

„Um eine angenehme Spannung zwischen Hochsprache und Mostviertler Dialekt zu schaffen.“

„Weil Umgangssprache nicht ganz so formell ist wie hochdeutsch, aber auch nicht so informell wie der Dialekt (es ist sozusagen die goldene Mitte)“.

„Umgangssprache ist jene Form der Sprache, die ich im Unialltag am meisten nutze. Da ich selbst relativ stark Dialekt spreche, ist die Umgangssprache eine gute Zwischenversion.“

„In der gesprochenen Sprache schaffe ich es kaum, ‘reine’ Standardsprache zu verwenden, der Dialekt scheint mir im Gespräch mit Lehrenden jedoch auch unpassend, daher verwende ich meist Umgangssprache“.

Ebenfalls 20 Personen geben an, in die „Umgangssprache“ überwiegend unbewusst hineinzugleiten. Dies passiert vermehrt beim spontanen Sprechen und bei längeren Gesprächen.

„Weil es passiert - Hitze des Gefechts in einer Diskussion...“.

„Ich komme aus Oberösterreich und ich falle immer wieder unabsichtlich zurück in die Umgangssprache, möchte sie aber eigentlich vermeiden auf der Uni.“

„Weil ich die umgangssprachlichen/dialektalen Einflüsse aus meinem mündlichen Sprechen nicht ganz heraushalten kann.“

„Weil sie sich durch die Vermischung meines Dialekts mit der Standardsprache mehr oder weniger automatisch ergibt, sobald ich nicht mehr das Gefühl habe, ausschließlich ‘hochsprachlich’ reden zu müssen.“

„Dies passiert unbewusst und kommt nur bei ‘Plaudern’ mit anderen Studierenden vor.“

„Ich glaube in jedem Bundesland gibt es einfach umgangssprachliche Wörter, welche so etabliert sind, dass man sie unterbewusst gar nicht mehr als Umgangssprache wahrnimmt. Dadurch benutze auch ich, ohne wirklich Dialekt sprechen zu ‘können’, ‘ländertypische’ umgangssprachliche Wörter“.

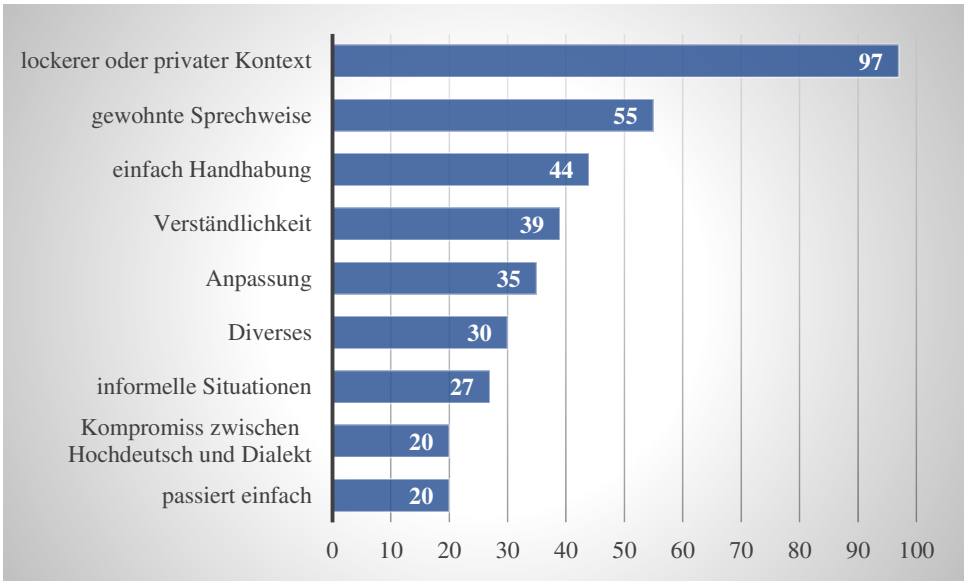


Abb. 19: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

Einige Argumente für den Gebrauch der „Umgangssprache“ im schulischen Kontext von STEINEGGER (vgl. 1998: 143) weisen eine eindeutige Kongruenz zu meinen Gruppierungen auf. Zum Beispiel die Kompromissfunktion der „Umgangssprache“, welche meine ProbandInnen ebenso anführen (*Kompromiss zwischen Hochdeutsch und Dialekt*). Der Aspekt der Verständigung ist auch mit dem Segment *Verständlichkeit* vertreten. Die Begründung, dass „Umgangssprache“ einfacher und leichter als „Hochdeutsch“ ist, deckt sich mit der Kategorie *einfache Handhabung*.

191 (von 335) Befragte haben das Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Dialekt verwenden: Warum tun Sie das?* in Anspruch genommen.

69 ProbandInnen gebrauchen den Dialekt, da dieser die gewohnte Sprechweise in Kontakt mit Familie, Freunden und Personen in naheliegender Umgebung kennzeichnet. Des Öfteren wird Dialekt gesprochen, wenn Studierende bzw. andere Personen Dialekt verwenden und wenn man merkt, dass ein Dialekt-Verständnis vorhanden ist.

„Beim Kontakt mit Sprechern aus dem gleichen Dialektraum.“

„Ich spreche Dialekt nur mit Leuten aus meinem Heimatort.“

„Im Dialekt spreche ich nur im Privatleben.“

„Dialekt spreche ich ausschließlich unter Studierenden, von denen ich auch weiß, dass sie mich verstehen, weil sie aus ähnlichen Regionen stammen oder anderweitig damit vertraut sind.“

„Wenn ich unter Landsleuten bin, also wenn alle einen ähnlichen Dialekt sprechen, dann passe ich mich dem an.“

„Dialekt verwende ich nur im Gespräch mit mir nahestehenden Personen, welche aus demselben Bundesland wie ich kommen.“

45 Befragte gebrauchen entweder nur im universitären Kontext oder allgemein keinen Dialekt.

„Ich spreche eigentlich keinen Dialekt, da Deutsch als Zweitsprache (Standardsprache) - sollte ich etwas im Dialekt realisieren, dann aus humoristischen Gründen“.

„Dialekt spreche ich kaum, nur wenn ich schimpfe, und das kommt nur im Freundeskreis vor, nicht bei universitären Angelegenheiten ;)“.

„Ich bin ziemlich dialektfrei aufgewachsen, ich verstehe einige Dialekt, spreche aber selbst keinen (außer bei Imitationen)“.

„Nicht im universitären Kontext. Wenn, dann um zu zeigen, dass ich Dialekt beherrsche, dazugehöre. Oder wenn dialektale Phrase bestimmtes Konzept ausdrückt, dass standardsprachlich nicht kodifiziert ist.“

„Meiner Ansicht nach ist der Gebrauch von Dialekten innerhalb von Uni- Lehrveranstaltungen unpassend. Im Dialekt spreche ich nur im Privatleben.“

„Im universitären Kontext verwende ich keinen Dialekt, da man Gefahr läuft in eine Schublade gesteckt zu werden.“

29 Antworten gehören der Kategorie *Diverses* an.

„Dialekt verwende ich intuitiv“.

„Weil ich mich mit meinem Dialekt identifizieren kann, er Teil meiner Persönlichkeit ist“.

„Wegen meines Heimatgefühls!“

„Wenn ich weiß, dass ich nicht negativ auffallen werde, verwende ich Dialekt.“

„Weil ich der Meinung bin, dass Dialekte gepflegt werden müssen, denn sonst sterben sie aus und das wäre sehr schade.“

„Weil ich aus OÖ komme und gerne in unserem Dialekt kommuniziere. :)“

Für 27 Personen ist der Dialekt die alltägliche und gewohnte Sprechweise.

„Weils ma in de Wiege glegt worden is und i grundprinzipiell nit hochdeutsch rede.“

„Weil es meine Primärvarietät ist.“

„Das ist die Sprache, mit der ich aufgewachsen bin.“

„Weil es für mich die natürlichste Art zu sprechen ist.“

„Weil das meine Muttersprache ist und ich der Meinung bin, dass mein Dialekt nicht so stark ist, dass mich andere Studierende nicht verstehen würden. Deshalb sehe ich keinen Grund mich nicht im Dialekt zu unterhalten, ich schäme mich ja nicht für meinen Dialekt ;)“.

„Da der Dialekt der Sprachgebrauch ist, der mir am nächsten liegt, drückt er aus, dass ich mich in einer Umgebung befinde, in der es keiner Abgrenzung bedarf.“

21 ProbandInnen haben durch das Textfeld mitgeteilt, dass der Dialekt als bequemere und geläufigere Sprechweise fungiert.

„Weil's angenehm ist“.

„Weil ich mich darin einfach zuhause fühle, weil es meine natürliche Ausdrucksweise ist.“

„Weil ich mich wohler und authentischer fühle.“

„Weil es mir so am meist leichtesten fällt, meine Gedanken auszudrücken.“

„Es ist, meiner Meinung nach, einfach besser etwas so zu sagen wie man es sich auch denkt!“

„Weil ich es ab und zu mit meinem Dialekt zu anstrengend finde, diesen abzulegen“.

14 Befragte erläutern, sich dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, der bzw. die Dialekt spricht, anzupassen.

„Weil mein/e Gegenüber ebenfalls Dialekt verwendet“.

„Ich passe mich sehr häufig meinen GesprächspartnerInnen an. Da ich in Wien aufgewachsen bin, aber mit einem steirischen/oberösterreichischen Dialekt sozialisiert wurde, bin ich schon mein ganzes Leben mit unentwegtem Code-Switching beschäftigt.“

„Im Umgang mit Mitstudierenden, wenn diese auch einen Dialekt sprechen“.

„Weil ich die Tendenz habe mich dem Gegenüber im Sprachregister anzugleichen. Ich spreche im Dialekt, wenn auch das Gegenüber im Dialekt spricht.“

„Merke ich also, dass mein Gegenüber stark im Dialekt spricht, ändern sich meine Formulierungen auch dahingehend.“

„Wenn jemand mit mir Dialekt spricht, kann ich nicht anders als auch Dialekt zu sprechen.“

11 Personen definieren den Dialekt als Sprechweise des vertrauten Umgangs.

„Weil es vertrauter ist“.

„Dialekt spreche ich mit Vertrauenspersonen.“

„Nahes Verhältnis, Freundeskreis, private Gespräche“.

„Meist nur mit engen Freunden/Bekannten“.

„Allerdings spreche ich mit KollegInnen, die ich länger kenne, automatisch Dialekt, vermutlich, weil ich dann schon etwas ‘lockerer’ bin.“

„Dialekt bedeutet für mich Identität, darum kommt der Dialekt in Situationen, wo man die GesprächspartnerInnen etwas besser kennt immer durch“.

9 ProbandInnen geben an, in den Dialektgebrauch vor allem unbewusst hineinzurutschen.

„Erfolgt hauptsächlich unbewusst“.

„Ich lasse mich manchmal quasi anstecken von Dialekten und verfalle selbst in einen Dialekt“.

„Weil mir manchmal Dialektwörter bzw. -formulierungen dazwischen rutschen“.

„Dialekt verwende ich höchstens in einer Mischung mit Umgangssprache, weil ich automatisch in den Dialekt rutsche.“

„Manchmal wenn ich mich mit Personen unterhalte, die einen anderen Dialekt sprechen, fange ich einige dieser Ausdrücke auf und verwende sie im Laufe des Gesprächs unbewusst auch.“

„Wenn man nicht lange nachdenkt oder schnell was fragt“.

7 Befragte bringen den Dialekt mit inoffiziellen und informellen Situationen in Verbindung.

„Da Interaktion zwischen StudentInnen für mich weniger offiziell sind“.

„Weil mein/e Gegenüber ebenfalls Dialekt verwendet und es keine offizielle Situation ist.“

„Wenn das Gespräch locker und nicht formell ist, aufgelockerte Situation“.

„Weil es die gegebene Situation nicht verlangt, Hochdeutsch zu sprechen, ausreichend entspannte Situation, um im Dialekt zu kommunizieren“.

„Weil mir die Situation informell vorkommt und ich Dialekt für unproblematisch halte.“

„Ich spreche keinen klassischen reinen Dialekt, aber die Form, die mir am ursprünglichsten und natürlichsten erscheint, spreche ich mit Freunden und Studierenden außerhalb der Lehrveranstaltung. Vor allem auch dann, wenn es sich um informelle Gespräche handelt.“

6 Personen benutzen Dialekt aufgrund der unverwechselbaren Ausdrucksstärke.

„Wenn mich ein Thema besonders fesselt und ich das Gefühl habe, dass meine Argumentation (die mir auf Dialekt leichter fällt) unter der Rücksichtnahme auf Standardsprache leidet.“

„Es ist, meiner Meinung nach, einfach besser etwas so zu sagen wie man es sich auch denkt!“

„Ich mich mit ihm besser, klarer und einfacher ausdrücken kann.“

„Man kann im Dialekt auch viele Dinge durch Laute und eigene Wörter genauer beschreiben (jaja, besonders Schimpfwörter ;-))“.

„Ich mich damit besser ausdrücken kann“.

„Oder wenn eine dialektale Phrase ein bestimmtes Konzept ausdrückt, dass standardsprachlich nicht kodifiziert ist.“

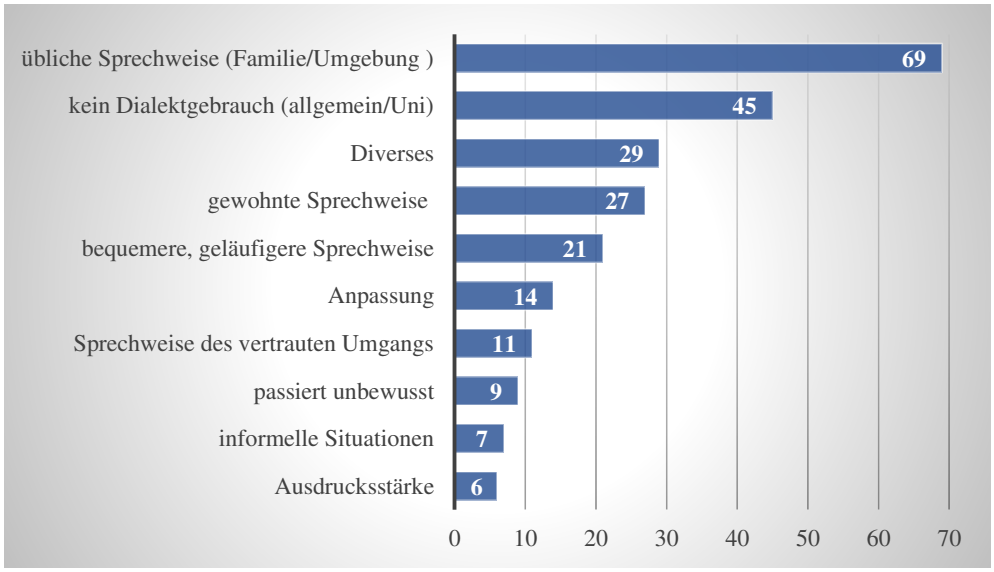


Abb. 20: Gründe für den Dialektgebrauch.

Auch hier lassen sich zwei Erklärungen für die Verwendung des Dialekts in der Schule von STEINEGGER (vgl. 1998: 143f.) mit meinen Antworten kombinieren. Das Argument, dass der Dialekt als Muttersprache aufgefasst wird, entspricht meiner kongruenten Gruppierung *gewohnte Sprechweise*. Der Aspekt Vertrauen bzw. Nähe schlägt eine Brücke zur Kategorie *Sprechweise des vertrauten Umgangs*.

Die Analyse der Textfelder hat nun illustriert, warum die jeweilige Varietät verwendet wird und welche Gesprächssituationen bzw. Faktoren Varietäten-Switches bedingen. Abschließend lassen sich die Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch", „Umgangssprache" und Dialekt größtenteils mit den fünf kommunikativen Faktoren für das österreichische Sprachverhalten im öffentlichen Kontext von MUHR (vgl. 1995: 105) koppeln:
Ob der Gesprächspartner, die Gesprächspartnerin bereits bekannt oder noch unbekannt ist, lässt sich mit meinen entsprechenden Kategorien *lockerer oder privater Kontext*, *Sprachform des vertrauten Umgangs* und *übliche Sprechweise (Familie/Umgebung)* kombinieren. Die Sprecherrolle, das Auftreten als fachkundiger Studierender harmoniert in mancher Hinsicht mit der Kategorie *höheres soziales Prestige*. Das Vorhandensein und der Umfang der Emotionalität stehen am ehesten in Wechselbeziehung mit *passiert unbewusst*. Der Faktor Formalitätsgrad findet Übereinstimmung mit *Formalität, Angemessenheit* und *informelle Situationen*. Die standardsprachlichen Kompetenzen stehen mit den Kategorien *Ausdrucksstärke*, *einfach Handhabung* und *bequemere, geläufigere Sprechweise* in Zusammenhang.
Beurteilt man den umfassenden ersten Fragenkomplex hinsichtlich der Einstellungen der Germanistik-Studierenden zum eigenen Sprachgebrauch in seiner Gesamtheit, dann ist der sprachliche Kontakt an der Universität eher im Bereich der kommunikations- und sprachgebrauchsorientierten Sprachverwendung zu verorten oder durchaus auch als relativ ausgewogene Mischform zwischen diesem und dem normbezogenen Ansatz aufzufassen (vgl. MUHR 1995: 103f.).

4.1.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs

Bei der Frage, ob sich der Sprachgebrauch der Germanistik-Studierenden an der Universität Wien im Verlauf des Studiums verändert hat, hat sich die Mehrheit zu 44,48 % für die Kategorie *Nein* entschieden. 37,91 % entfallen auf *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen"*, 11,34 % auf *Ja, Tendenz zur „Umgangssprache"* und 2,09 % auf *Ja, Tendenz zum Dialekt*.

4,18 % bzw. 14 Personen haben das Textfeld *oder:* angekreuzt und ausgefüllt. Folgende Äußerungen sind hier getätigt worden.

***oder:* Textfeld**
„Tendenz zum Hochdeutschen in 'offizielleren' Situationen, wie z. B. Diskussionen im Plenum."
„Tendenz zur Umgangssprache im allgemeinen Sprachgebrauch, Tendenz zur Hochsprache in offiziellen Situationen an der Uni".
„Hin zu Fremdwörtern".
„Tendenz zu hochtrabenden Fachbegriffen oder Fremdwörtern. Aber sonst prinzipiell Nein."
„Nein, nicht an der Uni Wien, aber grundsätzlich im Zuge meines Studiums schon. Uni Wien war hier nicht ausschlaggebend."
„Innerhalb der Uni eine Tendenz zum Hd und außerhalb ist er meiner Meinung nach gleich geblieben".
„Schwierig zu erklären, mit manchen Studienkolleginnen, welche ich besser kenne spreche ich ausschließlich im Dialekt. Mit Lehrpersonen ausschließlich Deutsch. Jedoch passe ich mich sehr schnell an mein Gegenüber an."
„Begonnen mit Tendenz zur Umgangssprache und jetzt auch immer mehr Tendenz zum Hochdeutschen."
„Ich verwende zwar häufiger die Umgangssprache, da ich in der Schule mit Lehrenden auch im Dialektgesprochen habe, aber ansonsten ist nach wie vor der Dialekt die vorherrschende Sprechweise in meinem Alltag."
„Mehr Mut zum eigenen Dialekt".
„Das kann ich noch nicht sagen, daher ich erst ganz am Anfang des Studiums bin...".
„Nein, hatte immer schon positive Verbindung zu meinem Dialekt".
„Es war weniger die Universität, mehr der Umzug aus meiner Region nach Wien."
„Überlegen, in welchen Situationen welche Sprache passender ist und das auch anwenden".

Tab. 14: Antworten bei Textfeld „oder:".

An den Antworten ist ersichtlich, dass durch das eigene Formulieren der ProbandInnen die eigene Ansicht konkreter hervorgehoben und dadurch verdeutlicht worden ist. Manche Aussagen beschreiben eine Entwicklung, die die Personen vollzogen haben. Größtenteils werden auch andere Faktoren wie zum Beispiel der vermeintliche Sprachgebrauch außerhalb der Universität, individuelle Lebensereignisse und die Tendenz zu Fremdwörtern und Fachvokabular angeführt.

Die Annahme der **„Hypothese" eins**, dass sich bei StudienanfängerInnen die Selbsteinschätzung eines eher standardaffinen Sprachgebrauchs verzeichnen lässt, da Studierende im fortgeschrittenen Stadium des Studiums das Variationsspektrum anders betrachten bzw. mehr ausschöpfen, lässt sich nicht nachweisen. Wie die untere Grafik zeigt, sind die Werte

zwischen der Gruppe *Studiendauer bis zum 5. Semester* und *Studiendauer ab dem 6. Semester* ziemlich ähnlich. Bei Studierenden, die eher zu den StudienanfängerInnen gezählt werden, geben 46,39 % an, dass sich ihr Sprachgebrauch an der Universität Wien im Verlauf ihres Studiums generell nicht verändert hat, und bei 38,55 % lässt sich eine vermeintliche Tendenz zum „Hochdeutschen" feststellen. Bei der anderen Gruppe beträgt die Angabe der Nicht-Veränderung 42,60 % und die Tendenz zum „Hochdeutschen" 37,28 %.

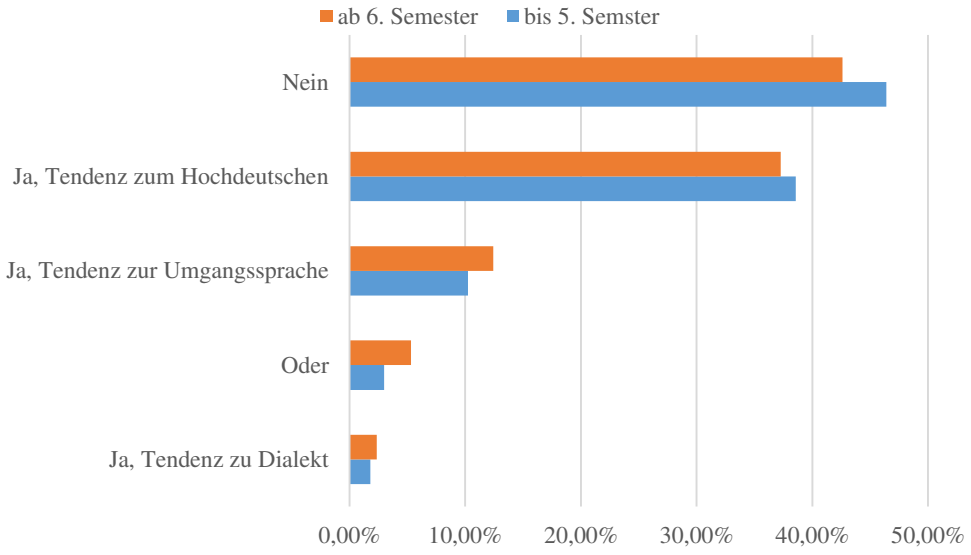


Abb. 21: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Studiendauer.

Betrachtet man dieselbe Frage in Bezug auf die Bundesländer Niederösterreich und Oberösterreich ist erkennbar, dass Studierende aus Niederösterreich zu 50,52 % *Nein* und zu 35,05 % *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen"* ausgewählt haben. Die Kategorie *Nein* haben hingegen nur 17,39 % der Studierenden aus Oberösterreich und *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen"* 44,93 % angekreuzt. Ebenso zeigen Studierende aus Oberösterreich eine viel stärkere *Tendenz zur „Umgangssprache"* auf und zwar 28,99 %. Dies ist viermal so viel wie bei Studierenden aus Niederösterreich (7,22 %). **„Hypothese" eins** lässt sich insofern bestätigen, dass Prestige und Stigma der Standard- und Nonstandard-Varietäten im universitären Kontext mit der Herkunft der Studierenden korrelieren.

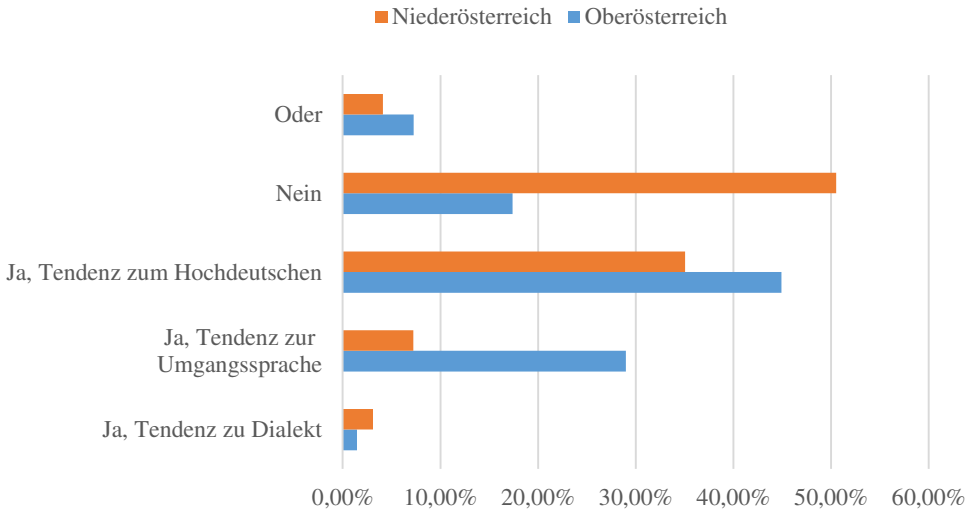


Abb. 22: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Bundesländer (NÖ, OÖ).

Bei Einstellungsdaten ist allerdings stets mitzubedenken, dass diese Daten immer auch ein gewisses Bild von den ProbandInnen vermitteln. Die Frage *Wie will ich erscheinen?* spielt dabei eine essenzielle Rolle.

4.1.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch

Der nächste Komplex behandelt die Frage, wie es Germanistik-Studierende an der Universität Wien finden, wenn Studierende in Lehrveranstaltungen nicht die „hochdeutsche" Sprechweise verwenden. Insgesamt empfinden 53,43 %, dass der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch *von der Situation abhängt*. 24,48 % der Befragten ist es *egal*, 12,24 % haben die Option *schlecht* und 9,85 % die Option *gut* angekreuzt.

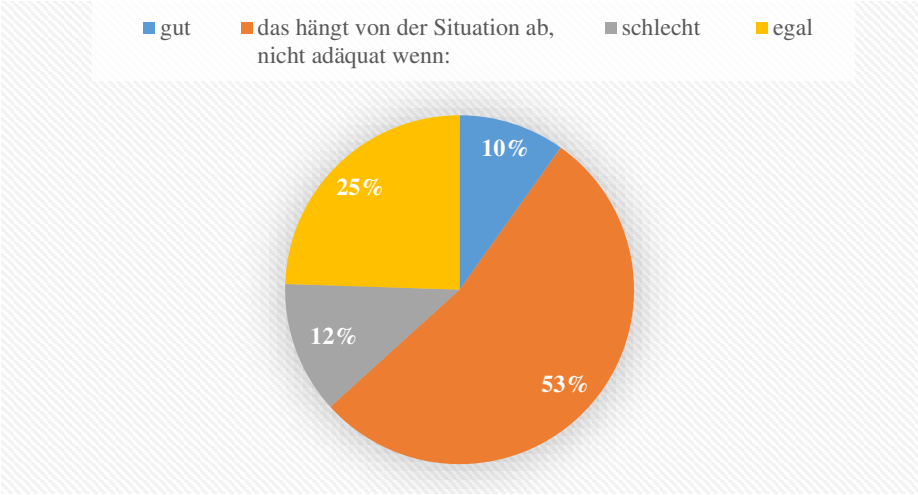


Abb. 23: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Bei der Antwortkategorie *das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:* hat es zusätzlich ein obligatorisches Textfeld gegeben. Auch hier sind wieder Mehrfachnennungen pro Person berücksichtigt worden. 179 Antworten lassen sich folgendermaßen zuordnen:

75 Befragte haben angegeben, dass sie es nicht adäquat finden, wenn Studierende bei einem Vortrag oder bei einer Diskussion vor einem Plenum nicht „Hochdeutsch" sprechen. Verknüpft mit den fünf kommunikativen Faktoren für das österreichische Sprachverhalten im öffentlichen Kontext von MUHR (vgl. 1995: 105) sind hier die *Sprecherhaltung* bzw. das Fungieren als Experte (beispielsweise bei einem Referat) und der *Grad der Öffentlichkeit* (vor einem Plenum) die beiden ausschlaggebenden Faktoren.

„Vortragssituation".

„Präsentationen, Plenardiskussion".

„Während Referaten/Präsentationen als Vortragender"

„Es sich um ein Referat oder eine ähnliche Vortragsweise vor dem Plenum handelt".

„Bei Präsentationen wirkt Dialekt für mich aus irgendeinem Grund einfach unpassend."

„Nicht adäquat finde ich es dann, wenn es nicht um die eigene Meinung geht bzw. wenn es keine 'heiße' Diskussion ist, sondern etwas Wissenschaftlicheres oder ein Referat".

68 ProbandInnen vertreten die Einstellung, dass es nicht adäquat ist, wenn die Sprechweise nicht verstanden bzw. die Verständlichkeit nicht zur Gänze gewährleistet ist.

„Personen im Raum sind, die die Varietät nicht verstehen."

„Der Dialekt zu stark ist und man kaum folgen kann."

„Sie aus einem Bereich aus Österreich kommen, den man durch den Dialekt schlecht versteht (Tirol, Vorarlberg z.B.)".

„Sie nur schwer verstanden werden, z.B. ist für mich der vorarlbergerische Dialekt sehr schwer verständlich."

„Andere Studierende dann dadurch benachteiligt sind, weil sie einen Diskussionsbeitrag dann vielleicht nicht verstehen

„Klar ist, dass nicht jeder Dialekt versteht bzw. nicht davon ausgegangen werden kann.“

50 Aussagen gehören der Kategorie *Diverses* an. Dabei lässt sich zusammenfassend exemplifizieren, dass der Dialekt größtenteils als absolut unakzeptabel, die „Umgangssprache“ jedoch weitgehend als „noch“ akzeptabel bzw. nicht als unangebrachter Fauxpas angesehen wird. Des Weiteren herrscht vor allem in Bezug auf Diskussionen vor dem Plenum Unentschlossenheit. Auf der einen Seite finden die Befragten die „hochdeutsche“ Varietät am angemessensten, auf der anderen Seite betonen einige Personen, dass die Verwendung von Nonstandard-Deutsch Persönlichkeit, Echtheit ausdrückt und zusätzlich eine entspannte, ungezwungene Atmosphäre schafft.

„Bei Referaten, Diskussionsrunden, etc. ist Umgangssprache in Ordnung, Dialekt finde ich unprofessionell und unangebracht“.

„In Gesprächen mit Personen mit welchen man keinen privaten Kontakt pflegt & in einer Präsentation - in der anschließenden Diskussion kann die Verwendung von Dialekt oder Umgangssprache jedoch manchmal authentischer wirken und ist dann einer ‘gestellten’ Standardsprache vorzuziehen.“

„Ansonsten finde ich es gut, wenn man nicht so gezwungen Hochdeutsch spricht, sondern eher zwischen Dialekt und Umgangssprache, weil man dadurch ja auch diverse Dialekte lernen kann und vor allem ist es weniger formell, es ist einfach etwas lockerer“.

„Klassisch, bei Präsentationen. Allerdings wäre Umgangssprache auch voll ok, meistens sogar authentischer. Wenn ‘hochdeutsch’ nicht authentisch gesprochen wird, find ich das auch nicht adäquat/wenn’s sehr bemüht klingt. In einem Germanistikstudium sollte man sich zumindest Gedanken darüber machen, welche sprachlichen Artikulationen man von sich gibt und das kann auch im Dialekt gut klingen.“

„Mündliche Prüfungen oder explizite Erklärungen gewünscht werden.“

„Sich ‘Bundesländer-Grüppchen’ bilden, die dann nur innerhalb dieser kommunizieren und andere Studenten ‘ausschließen’“.

Für 28 Personen ist der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch in Interaktion mit Lehrenden nicht geeignet. Auch hier wird ausgesprochen oft differenziert: Die „Umgangssprache“ wird als tolerierbar angesehen, der Dialekt hingegen nicht.

„Im Umgang mit Lehrenden“.

„Gespräch mit Professoren“.

„Im Gespräch mit LV-LeiterInnen, bei dem andere teilhaben können.“

„Wenn mit den LV-Leitern gesprochen wird, finde ich das unangemessen.“

„Präsentationen/Dialogsituationen mit den Lehrenden (Anpassung U & H finde ich aber absolut in Ordnung)“.

„In der Anwesenheit von Lehrenden halte ich den Gebrauch eines Dialekts für absolut unangebracht. Im Gespräch mit anderen Studierenden ist er für mich in Ordnung“.

16 ProbandInnen finden es nicht angebracht, wenn die Wissenschaftlichkeit, eine gewisse Professionalität und Fachlichkeit, vor allem in Bezug auf den sprachlichen Ausdruck, darunter leiden.

„Wissenschaftliche Inhalte es verlangen...“.

„Wissenschaftliche Ergebnisse präsentiert werden sollen“.

„Gerade fachlich über ein Thema gesprochen wird“.

„Es sich um eine möglichst wissenschaftliche Diskussion oder Unterhaltung handelt.“

„Es in Hinblick auf fachlich relevante Inhalte passiert, die es abseits des Hochdeutschen einfach nicht gibt.“

„Es geht weniger um den Gebrauch von Dialekt, sondern um die richtige Wahl der Terminologie und um eine präzise Ausdrucksweise. Sollte dies mit dem Dialekt kombinierbar sein, stört es mich weniger.“

6 Befragte haben angeführt, dass eine Frage bzw. Wortmeldung in einer Lehrveranstaltung (zumeist viele Studierende anwesend) in der „hochdeutschen“ Varietät gestellt bzw. abgegeben werden sollte. Hier spielt nach MUHR (vgl. 1995: 105) der kommunikative Faktor *Ausmaß der Öffentlichkeit* eine wesentliche Rolle.

„Themenbezogene Wortmeldung“.

„Frage während Lehrveranstaltung“.

„Man auf Fragen von Professoren antwortet“.

„Im Plenum eine Wortmeldung abgeben“.

„Frage an den Lehrenden“.

„Frage in einer VO“.

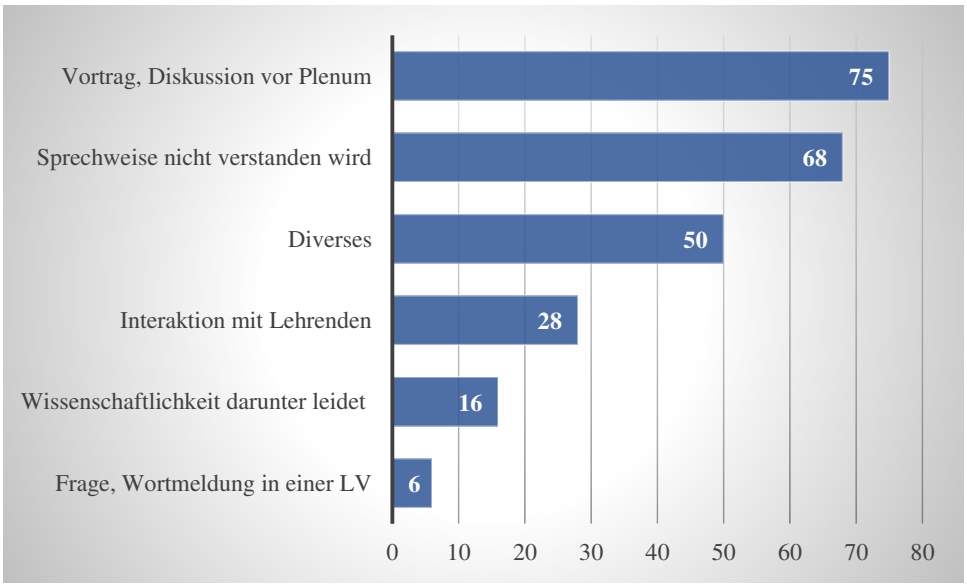


Abb. 24: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

4.1.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender

Der durchschnittliche (die Mehrheit der Lehrenden), mündliche Sprachgebrauch von Lehrenden wird nun in den Blick genommen. Wie lässt sich der varietätenspezifische Sprachgebrauch der Lehrenden am Germanistikinstitut der Universität Wien beschreiben?
Die **„Hypothese“ vier**, welche beinhaltet, dass *Lehrende über 40 Jahre* und *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende unter 40 Jahre* und Lehrende, die *nicht aus Österreich* stammen, lässt sich nur teilweise bestätigen. Betreffend des Alters der Lehrenden gibt es gemäß den Antworten der Studierenden nicht, wie angenommen, einen signifikanten Unterschied zwischen *Lehrende unter 40 Jahre* und *Lehrende über (ab) 40 Jahre*. Die ProbandInnen vertreten zu rund 53 % die Ansicht, dass *Lehrende unter und über 40 Jahre* „Hochdeutsch“ sprechen. Bei der Benutzung einer Anpassung zw. U & H ist eine Nuancierung zu erkennen: 26,57 % der Befragten behaupten, dass *Lehrende unter 40 Jahre* die Anpassung auswählen, hingegen plädieren 22,99 % der Studierenden dafür, dass *Lehrende über 40 Jahre* diese Varietätenkombination anwenden.
Im Hinblick auf die Herkunft der Lehrenden lässt sich die Annahme bestätigen, dass *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende*, die *nicht aus Österreich* stammen. Zu bedenken ist dabei jedoch, dass *Lehrende nicht aus Österreich* auch „Hochdeutsch“ mit Akzent sprechen können. Bei *Lehrende aus Österreich* ist eine Dreiteilung zu verzeichnen: 37,91 % entfallen auf die „hochdeutsche“ Varietät, 33,73 % auf Anpassung zw. U & H und 20,60 % auf die „Umgangssprache“. Hingegen nimmt bei *Lehrende nicht aus Österreich* „Hochdeutsch“ 80,60 % und die Anpassung zw. U & H 9,55 % ein.

Eine signifikante Differenz ist zwischen den Lehrveranstaltungstypen *Literatur-LV: Lehrvortrag* und *Linguistik-LV: Lehrvortrag* nicht zu verorten. Es überwiegen die Kategorien „Hochdeutsch“ mit 77,31 % bzw. 75,22 % und Anpassung zw. U & H mit 14,93 % bzw. 16,72 %. Gleichfalls gibt es auch bei *Literatur-LV mit Studierenden* und *Linguistik-LV mit Studierenden* keine gravierenden Abweichungen. Hier dominieren wiederum die „hochdeutsche“ Varietät mit 62,39 % bzw. 58,21 % und die Anpassung zw. U & H mit 23,58 % bzw. 22,39 %.

> ‚… wobei ich mich in den Lehrveranstaltungen eher versuche, also an das Hochdeutsch heranzuarbeiten … und deswegen bemühe ich mich, da zumindest einigermaßen nach der Schrift zu sprechen, ansonsten so im täglichen Umgang spreche ich glaube ich Umgangssprache, wobei da durchaus der

> Dialekt mir auch gelegentlich ein Schnippchen schlagen wird, aber ich glaub, das schadet also sicher nicht, ich bin also durchaus der Meinung, daß also der Dialekt sein Recht hat und seinen Platz hat …' (I 121, Universitätsprofessor, Innsbruck) (MOOSMÜLLER 1991: 163).

Diese Aussage eines Universitätsprofessors in Innsbruck deckt sich weitgehend mit der Wahrnehmung des mündlichen Sprachgebrauchs von Lehrenden aus der Sicht der Studierenden. Sei es in einer *Vorlesung im Plenum*, in einem *Proseminar, Seminar im Plenum* oder bei einer *Diskussion im Plenum* überwiegt bei Lehrenden in der Wahrnehmung der Studierenden zu einem beträchtlichen Teil der Gebrauch des „Hochdeutschen" (mindestens 45,07 % – maximal 70,15 %) gefolgt von der Anpassung zw. U & H (mindestens 18,51 % – maximal 31,34 %). Bei einer *Diskussion im Plenum* erzielt die Kategorie „Umgangssprache" mit 17,61 % den höchsten Wert.

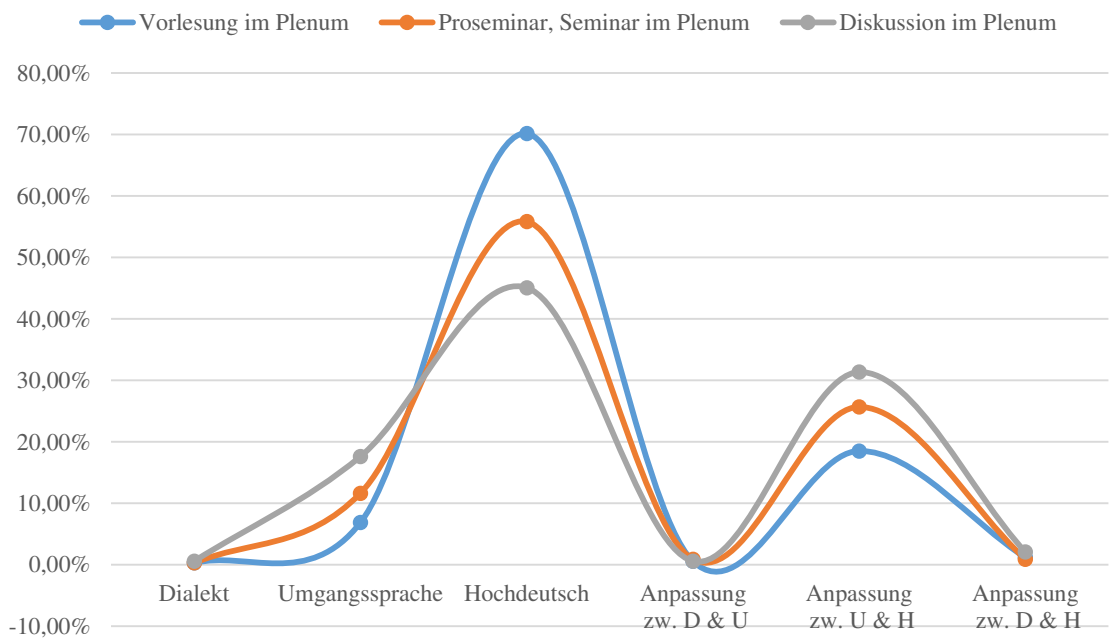


Abb. 25: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Bei einem *Gespräch mit Studierenden während der LV* lässt sich eine Dreiteilung vorfinden: 38,81 % entfallen auf die „hochdeutsche" Sprechweise der Lehrenden, 29,85 % auf die Anpassung zw. U & H und 24,78 % auf die „Umgangssprache". Bei einem *persönlichen Gespräch mit Studierenden nach der LV* und *mit Studierenden in der Sprechstunde* reduziert sich der Anteil des „Hochdeutschen" noch mehr (rund 23 %) und die vermeintliche Verwendung der „Umgangssprache" (rund 34 %) und die Anpassung zw. U & H (ca. 30 %) nehmen deutlich zu. Der Kurvenverlauf sieht bei der Selbsteinschätzung der Studieren-

den zum eigenen Sprachgebrauch (erster Fragenkomplex) beinahe identisch aus. Hier verfügt nämlich ebenso das *Persönliche Gespräch mit Lehrenden während der LV* über die höchsten Werte bei der Kategorie „Hochdeutsch“.

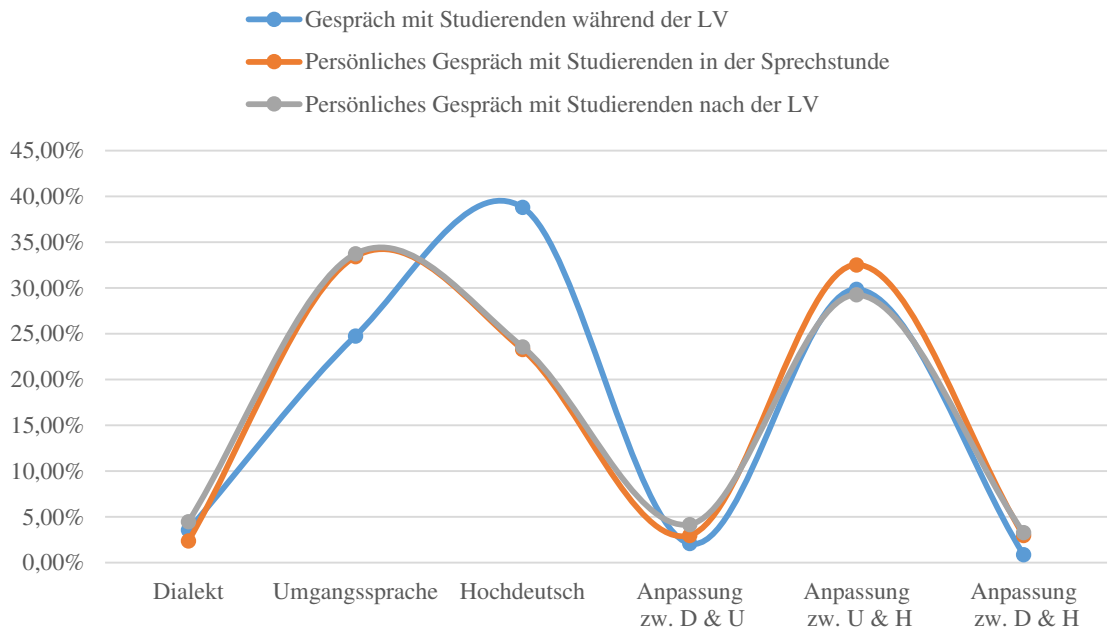


Abb. 26: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Ebenfalls gibt es am Ende der aufgelisteten Lehrveranstaltungen und Situationen ein Textfeld mit der Formulierung *anderes*:. Hier ist ebenso des Öfteren keine Angabe bei der Sprechweise getätigt worden und die angekreuzten Sprechweisen entsprechen nicht durchgehend den eigenen Formulierungen. Diese Durchmischung bzw. das Nichtverstehen der Anweisung des Fragebogens ist auch in den beiden Kontrollgruppen feststellbar und wird im weiteren Verlauf der Analyse nicht mehr explizit erwähnt.

Insgesamt haben neun Personen das fakultative Textfeld ausgefüllt und dies sind die Antworten:

Sprechweise	***anderes:* Textfeld**
keine Angabe	„Anmerkung: Ich weiß nicht, wer wirklich aus Österreich ist... daher kann ichs nur von denen sagen, wo ich genau weiß, dass sie aus Österreich sind und das sind Zimmermann, Patocka, Ernst, evtl. Gadeanu... alle anderen (welche ich hatte) würde ich Deutschland zuordnen...“.
keine Angabe	„Die Lehrenden sprechen meiner Erfahrung nach größtenteils nur Hochdeutsch. In kleineren Runden lockert sich das aber meistens auf.“

„Hochdeutsch“	„Die meisten Lehrenden aus Nicht-Österreich kommen aus Deutschland und sprechen großteils Standarddeutsch“.
Anpassung zw. U & H	„Kommt auf Prof. an, manche immer hochdeutsch andere immer Dialekt“.
keine Angabe	„Lehrende aus Österreich verwenden tendenziell eher eine umgangssprachliche Aussprache / Wörter, auch während Vorlesungen / Vorträgen in Seminaren, Übungen etc.; Generell sehe ich aber keinen Unterschied zwischen Literatur- / oder Linguistik-Lehrveranstaltungen.“
keine Angabe	„Lehrende nicht aus Österreich: kommt auf ihre Herkunftssprache an (manchmal Akzente hörbar –‘deutsches Deutsch’, ‘Schweizerisch’, ‘Akzent von anderer Erstsprache’“.
Anpassung zw. D & H	„Meiner Erfahrung nach, tendieren Lehrende aus Wien und Umgebung am ehesten dazu, ihren eigenen Wiener Dialekt in Lehrveranstaltungen zu verwenden.“
keine Angabe	„Nachdem ich nebenberuflich Dissertant bin, ist eine Beantwortung dieser Fragen schwierig. Ich war seit 8 Jahren in keinem LitWis Seminar mehr, Proseminare sind noch länger zurückliegend! Nachdem man diese Fragen aber zwingend beantworten muss, ist das hier wirklich ein raten!“
Dialekt	„Piefke (Lehrende, sowie Studenten) eben mit deutscher Betonung und vereinzelten deutschen Varietäten.“

Tab. 15: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Aus den Antworten lässt sich vermehrt herauslesen, dass der Sprachgebrauch der Lehrenden äußerst individuell, facettenreich und kaum zu generalisieren ist. Diese Tatsache ist mir bereits vor der Erhebung bewusst gewesen. Es ist dennoch erfreulich, dass sich an den Ergebnissen bestimmte Tendenzen und Trends abzeichnen lassen.

4.1.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender

Bei Frage fünf sprechen sich 73,73 % der Befragten dafür aus, dass der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden in unterschiedlichen Kontexten konstant ist. Die Ergebnisse der einzelnen Situationsbeurteilungen zeigen jedoch, dass die Sprechweise der Lehrenden durchaus situativ und funktional variiert. 26,27 % der ProbandInnen haben *Nein* (Sprachgebrauch Lehrender nicht konstant) angegeben. Dies entspricht 88 Antworten. Die Option *Nein, Begründung*: enthält nämlich ein obligatorisches Textfeld. Die Antworten lassen sich nach folgenden Gruppierungen staffeln:

26 Personen vertreten die Einstellung, dass Lehrende bei persönlicher Kommunikation eher kein „Hochdeutsch“ verwenden.

„Bei der Wissensvermittlung eher Standard, im persönlichen Gespräch durchaus Dialekt oder Umgangssprache“.

„In der LV eher Hochdeutsch, im direkten Gespräch eher Umgangssprache, manchmal Dialekt“.

„Tendenziell ist die Sprechweise außerhalb der LV, also danach oder in der Sprechstunde noch umgangssprachlicher, als sie es teilweise schon in der LV ist. Lehrende die ausschließlich Hochdeutsch sprechen sind mir noch nicht untergekommen. Wirkt meiner Meinung nach auch viel authentischer.“

„Auch vielen Lehrenden fällt es leichter, in privateren Situationen - wie Einzelgesprächen - auf Umgangssprache zurückzugreifen, anstatt in Hochdeutsch zu sprechen (sofern sie merken, dass ihr Gegenüber das auch versteht).“

„Meist ist der Sprachgebrauch konstant, bei besserer Kenntnis der Studierenden kann es in der Sprechstunde oder nach der Lehrveranstaltung aber auch schon mal zu umgangssprachlichen Äußerungen kommen. Äußerst selten hört man einen Lehrenden der Germanistik Dialekt sprechen. Am ehesten trifft dies noch auf die AssistentInnen untereinander zu.“

Für 20 Befragte ist der Sprachgebrauch der Lehrenden je nach Situation und Thema differierend.

„... zwar hauptsächlich konstant, individuelle Ausnahmen je nach dem Kontext sind dennoch festzustellen, jedoch situationsbedingt.“

„Kommt auf das Thema an, Sprachverhalten des Studierenden (ob dieser Hochdeutsch oder Dialekt/Umgangssprache spricht), Diskussionen, Aufregung gegenüber dem Verhalten von Studenten (Verspätungen etc.)“.

„Es kommt oft auf die Situation an, wenn sich ein Lehrender unter seinen Studenten wohl fühlt, habe ich den Eindruck, dass sie durchaus Umgangssprache sprechen, auch wenn sie das sonst nicht tun.“

„Situationsabhängig, Lehrende neigen vor allem in der Fachdidaktik beim Schildern von persönlichen Erfahrungen zum Sprachgebrauch in der Umgangssprache.“

„Auch abhängig vom Sprechakt, viele schimpfen z.B. nicht in der Hochsprache“.

19 ProbandInnen empfinden, dass die Sprechweise der Lehrenden in der Sprechstunde eher im Nonstandard-Bereich anzusiedeln ist.

„In der Lehrveranstaltung wird meist Hochdeutsch gesprochen, wobei in der Sprechstunde oft auch Umgangssprache verwendet wird. Meines Erachtens liegt der Grund darin, dass das Verhältnis in einem Dialog ‘intimer’ ist.“

„Ich finde, dass Lehrende in Sprechstunden […] oft eher die Umgangssprache verwenden.“

„Einige Lehrende sprechen in den Sprechstunden eher im Dialekt; bei VOs dagegen sprechen fast alle standardsprachlich.“

„In der LV tendiert der Sprachgebrauch immer zum höheren und formelleren Register; in weniger formalen Situationen wie Sprechstunden und Gesprächen außerhalb der LV demgemäß zu Mischungen Registern darunter“.

„In der LV schon eher Hochsprache (gibt ja auch viele, die Deutsch nicht als Muttersprache haben), in der Sprechstunde eher Umgangssprache, da passt sich der Lehrende eher dem Studierenden an“.

19 Äußerungen sind der Kategorie *Diverses* zugeteilt worden.

„Je nachdem, ob es sich um einen fixfertigen Vortrag handelt oder um eine spontanere Sprechsituation.“

„Bei Erfahrungsaustausch wechseln auch Lehrende oft in die Umgangssprache oder Dialekt.“

„Sehr selten wechseln Lehrende in die Umgangssprache, v.a. wenn es um die Veranschaulichung von Situationsbeispielen geht.“

„Manche Lehrende kippen in ihren ursprünglichen Dialekt, wenn Situationen emotionaler werden.“

„Oft sprechen sie Umgangssprache/ Dialekt/ eine Mischung, um einen Punkt ‘klar zu machen’ oder lustig zu sein/ einen Witz zu machen“.

11 Personen führen an, dass sich Lehrende dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, anpassen.

„Angepasst an die Umgebung“.

„Auch Lehrende passen ihre Sprache an das Gegenüber an“.

„Auch manche Lehrende passen sich ihrem Gesprächspartner je nach Situation an“.

„Wenn der Lehrende merkt, dass ich Umgangssprache/Dialekt spreche, passt er sich manchmal an. Nicht immer.“

„Ich denke, dass Lehrende auch unbewusst differenzieren und ihre Sprache anpassen, ob es sich um ein Gespräch im Plenum während der Vorlesung oder um ein Zweiaugengespräch in der Sprechstunde handelt.“

5 Befragte lokalisieren den Sprachgebrauch Lehrender in informellen Situationen eher im Nonstandard-Deutsch-Bereich.

„In persönlichen / informellen Situationen wird, denke ich, eher die Umgangssprache verwendet“.

„Außerhalb des offiziellen breiten Rahmens wie ein Vortrag z.B., sprechen die meisten Lehrenden auch nicht hochsprachlich, sondern ‘natürlich’.“

„Kommt auf die Situation (öffentlich, weniger öffentlich- formell weniger formell) an.“

„Lehrende scheinen außerhalb der Lehrveranstaltung weniger Hochdeutsch, eher Umgangssprache zu sprechen (sofern sie Dialektsprecher sind); könnte daran liegen, dass sie sich wohler fühlen oder die Situation weniger formal ist.“

„In der Sprechstunde neigen manche zur Umgangssprache, da die Situation weniger formell ist als in einer VO.“

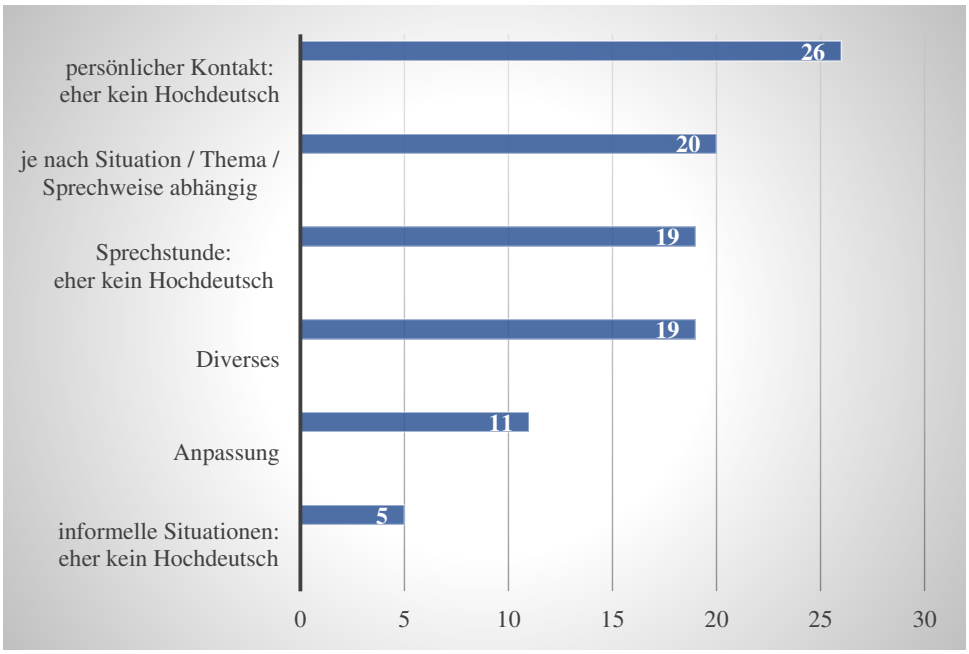


Abb. 27: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

Laut den kommunikativen Faktoren von MUHR (vgl. 1995: 105) entsprechen Bekanntheit bzw. Unbekanntheit der GesprächspartnerIn der Kategorie *persönlicher Kontakt: eher kein Hochdeutsch*, die Sprecherrolle (Experte, Nicht-Experte) dem Segment *je nach Situation/Thema/Sprechweise abhängig* und der Grad der Öffentlichkeit den Gruppierungen *Sprechstunde: eher kein Hochdeutsch* und *informelle Situationen: eher kein Hochdeutsch*.

4.1.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden

„Die Zustimmung zu oder die Ablehnung von sprachlichen Varietäten hat […] soziale und historische Gründe und steht in engem Zusammenhang mit den Menschen, die die jeweilige Varietät sprechen.“ (MOOSMÜLLER 1991: 151) Wie geben Germanistik-Studierende an, dass sie ihr eigenes Sprachverhalten anpassen, wenn Lehrende im Dialekt, in der „Umgangssprache“ oder im „Hochdeutschen“ mit ihnen interagieren? Die Frage sechs des Fragebogens widmet sich diesem Aspekt. Hier lassen sich folgende Ergebnisse feststellen: 53,43 % gehen von einer Veränderung aus, 46,57 % der ProbandInnen bemerken keine Veränderung. Hier beinhaltet die Option *Ja, Begründung:* ein obligatorisches Textfeld. 179 Aussagen lassen sich folgendermaßen klassifizieren:

158 Personen sprechen sich für eine vermeintliche Anpassung an den Sprachgebrauch Lehrender aus.

„Ich neige dazu, auch stärker meinen Dialekt zu verwenden, da es für mich eine Einladung dazu darstellt.“

„Anpassung, man will nicht positiv/negativ herausstechen“.

„Wenn ein Lehrender Umgangssprache verwendet, kann man das als StudentIn auch machen, umgekehrt nicht“.

„Ich gehe darauf ein, freue mich, wenn ich auch Umgangssprache reden ‘darf’“.

„Ich habe das Gefühl, dass immer mehr Lehrende aus Deutschland kommen. Das wirkt sich (leider) auch auf die Sprache aller anderen aus. So ein richtiges ‘Wiener Unikat’ gibt es kaum noch. Mein eigenes Sprachverhalten: ich passe mich den Gegebenheiten meist an, dialektale Wörter benutze ich eher als Scherz, ansonsten gehts in Richtung Umgangssprache“.

19 Aussagen gehören der Kategorie *Diverses* an.

„Emotionaler, spontaner“.

„Wenn ein Prof. Umgangssprachlich mit mir spricht, finde ich ihn von Anfang an sympathischer“.

„In Dialekt und Umgangssprache sind eher Emotionen erkennbar. Bei Verwendung der Hochsprache wird ein ernster Charakter und strenges Umfeld vermittelt.“

„Dialekt ist persönlicher und gibt mir das Gefühl, dass sich der Lehrende mit mir auf gleicher Augenhöhe unterhält“.

„Mir ist selbst nicht ganz klar, weshalb diese Anpassung meinerseits stattfindet. Vermutlich gehe ich davon aus, dass es an dem/der Lehrenden liegt, die ‘richtige’ Sprechweise für die jeweilige Situation zu finden und dass von mir (bewusst oder unbewusst) erwartet wird, diese Sprechweise ebenfalls zu benutzen.“

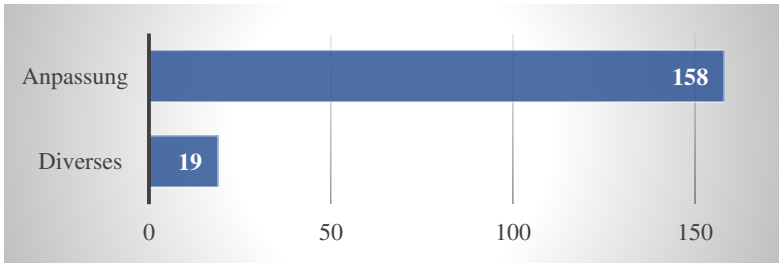


Abb. 28: Antworten bei Textfeld „Ja, Begründung:“.

4.1.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität

Es gilt zu zeigen, ob ein Konsens darüber herrscht, wie man sich an der Universität sprachlich zu verhalten hat. Dazu werden die neun Aussagen, die auf einer sechsstufigen Skala

mit den beiden Polen *stimme gar nicht zu* und *stimme voll zu* beurteilt wurden, in drei Gruppierungen zusammengefasst. Grundsätzlich wird das „Hochdeutsche“ zu rund 84 % als die Sprache der Universität angesehen und dies bedingt auch teilweise den für wichtig erachtenden Gebrauch des „Hochdeutschen“, dem 65,67 % der Personen zustimmen. Die Mehrheit der ProbandInnen kreuzt an, dass „Hochdeutsch“ sprechen keine erhöhte Bemühung für sie darstellt bzw. keine höhere Leistungsfähigkeit vonnöten ist. Rund 66 % der Germanistik-Studierenden stimmen der Aussage *Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen* nicht zu.

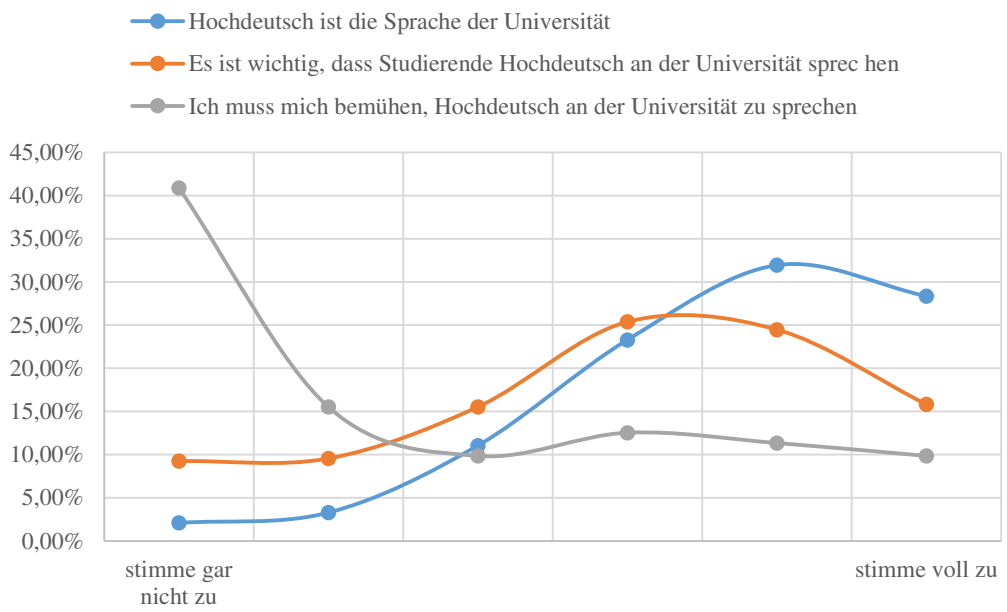


Abb. 29: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Die vermeintlichen Vorteile des „Hochdeutschen“ werden in der zweiten Gruppierung zusammengeführt. Unter den Befragten überwiegt deutlich die Ansicht (zu rund 76 %), dass wissenschaftliche Inhalte eine Verwendung des „Hochdeutschen“ bedingen und dadurch auch die Fähigkeit zur anschaulichen Vermittlung erhöht wird. Dadurch lässt sich die **„Hypothese“ drei**, welche unter anderem den Gesichtspunkt der Ausdrucksstärke mit dem „Hochdeutschen“ in Verbindung bringt, wiederholt für richtig erklären. Dass jedoch der Gebrauch von „Hochdeutsch“ einer Aussage mehr Gewicht verleiht, wird sehr unterschiedlich bewertet. Ein wenig mehr als die Hälfte der Studierenden stimmt dieser Aussage zu und rund 43 % vertreten nicht diesen Standpunkt. Über 90 % der ProbandInnen geben ihre Zustimmung, dass das Beherrschen der „hochdeutschen“ Varietät eine wichtige Voraussetzung für den weiteren Beruf ist.

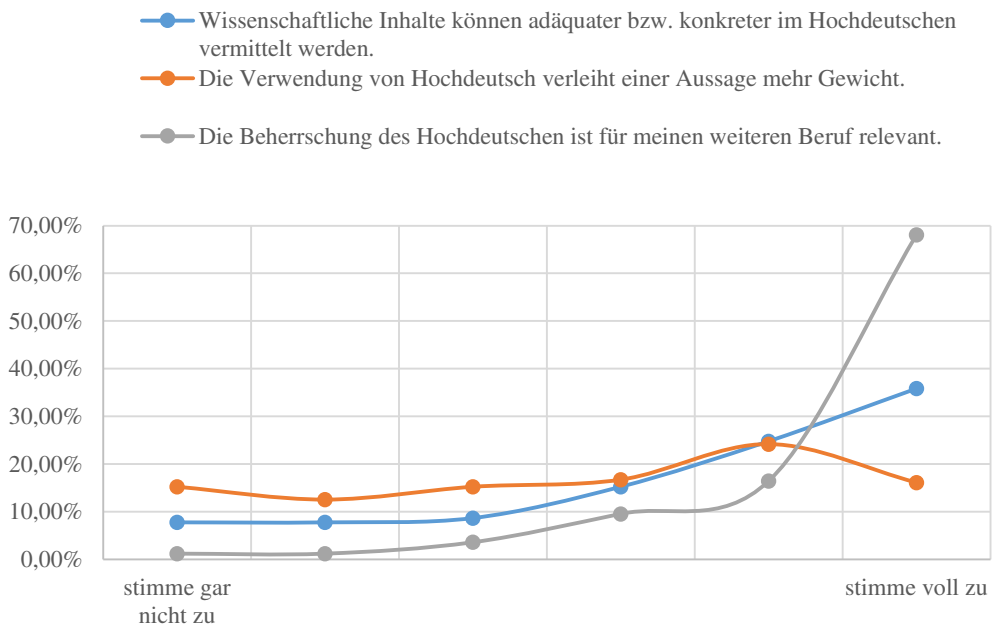


Abb. 30: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Die dritte Formation setzt sich mit dem Nonstandard-Gebrauch näher auseinander. Der ersten Aussage *Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht hochdeutschen Sprechweise* wird mehrheitlich zu rund 69 % zugestimmt. Die Ansicht, dass dialektale oder umgangssprachliche Sprechweisen an der Universität eine Art von Vertrauen schaffen bzw. dazu anregen, wird von den Befragten inhomogen beantwortet. Beinahe 40 % der Studierenden gehen mit der Aussage nicht konform. Diese beiden Aussagen lassen sich wiederum mit dem Grad an „sozialer Nähe“ in Einklang bringen. Es zeigt sich eine starke Tendenz, dass bei der Äußerung hinsichtlich der adäquaten bzw. verstehbaren Verwendung von Nonstandard-Deutsch eine nahezu 80 %-ige Zustimmung besteht.

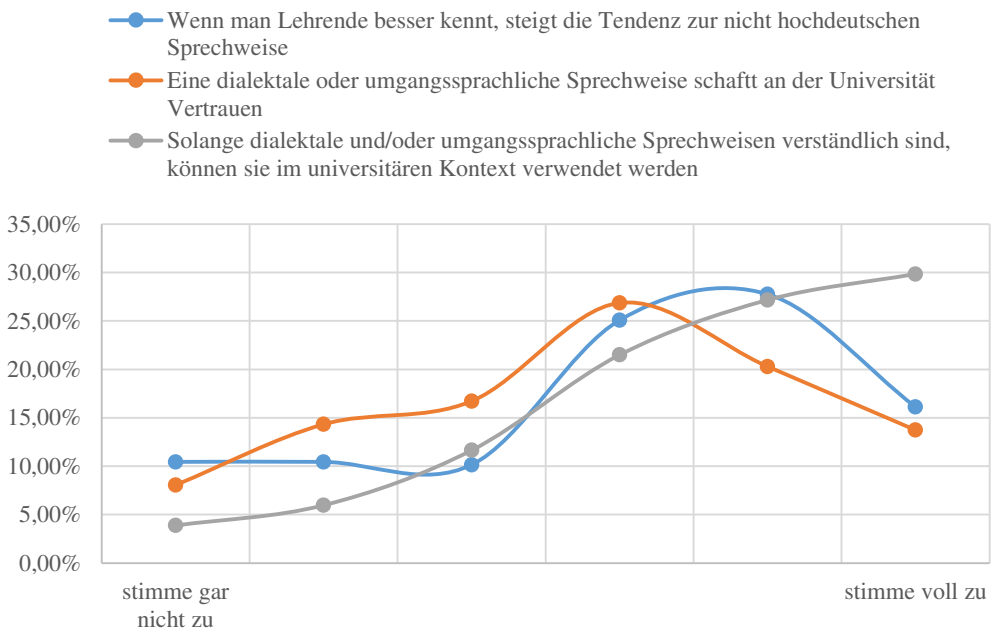


Abb. 31: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

Betrachtet man die Aussage *Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch" an der Universität sprechen* im Bundesländervergleich ist auf einen Blick erkennbar, dass die drei Bundesländer der Äußerung eher zustimmen. Mit einer Zustimmung von 72,17 % führen Studierende aus Niederösterreich, gefolgt von Studierenden aus Wien mit 66,30 % und Studierenden, aufgewachsen in Oberösterreich, mit 56,51 %. Im Rahmen der bisherigen Bundesländer-Analyse manifestiert sich, dass Studierende aus Oberösterreich als weitgehend loyal in Bezug auf Nonstandard-Deutsch aufgefasst werden können. Dies zeigt sich auch wiederum an dieser bundesländerspezifischen Aufschlüsselung.

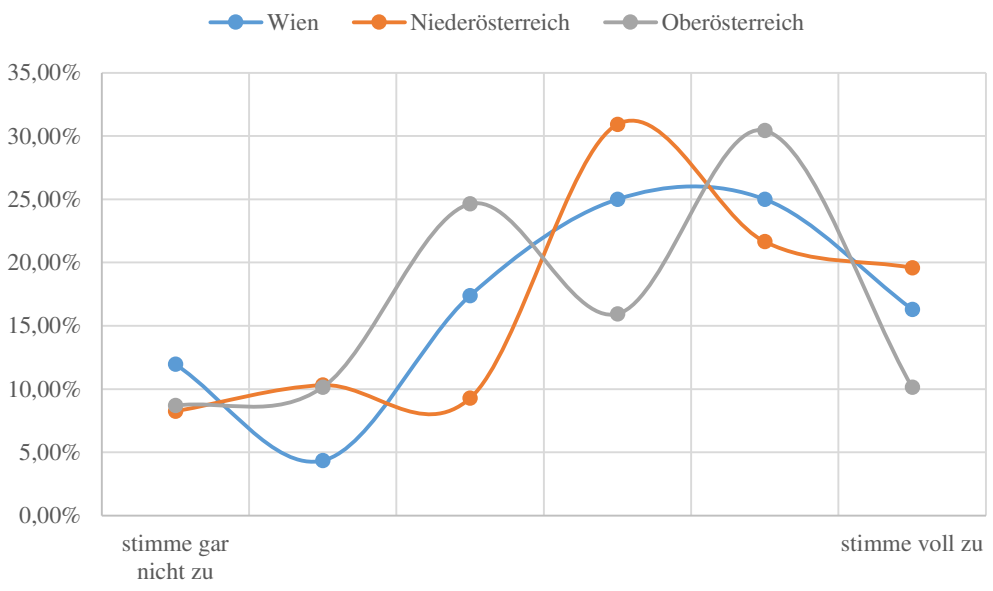


Abb. 32: Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen – Bundesländervergleich.

Die Äußerung *Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen* sieht in der Gesamtheit hinsichtlich der Bundesländer Wien und Niederösterreich homogener aus. Rund 89 % der Studierenden aus Wien und 72 % der Studierenden aus Niederösterreich gehen mit der Aussage nicht konform. 55,07 % der Studierenden aus Oberösterreich vertreten die Einstellung, sich bei der Verwendung der „hochdeutschen“ Varietät bemühen zu müssen.

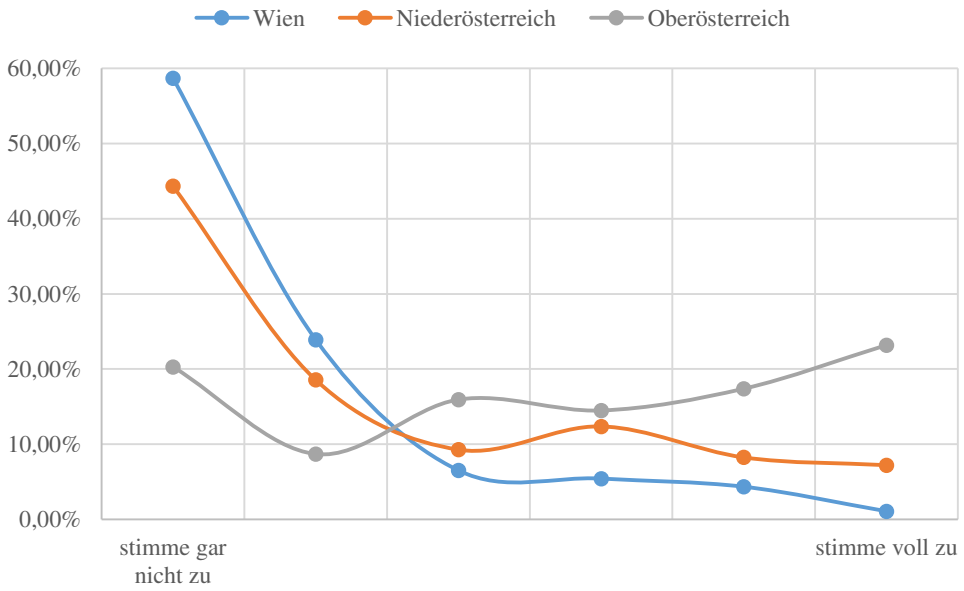


Abb. 33: Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen – Bundesländervergleich.

4.2 Medizin-Studierende der Medizinischen Universität Wien

Die momentane Anzahl und Verteilung der Medizin-Studierenden an der Medizinischen Universität Wien sieht wie folgt aus:

STUDIENART	Gesamt
Humanmedizin	5095
Zahnmedizin	733

Tab. 16: Statistik Medizin-Studierende (JÄGER 2016).

Eine Aufschlüsselung nach Jahrgängen ist laut dem Leiter der Studien- und Prüfungsabteilung der Medizinischen Universität Wien, Harald Jäger, nicht genau möglich. Per E-Mail teilte er mir jedoch mit: „Medizin 660 pro Jahr - der Rest steckt fast zur Gänze im 1. Studienjahr fest.“ (JÄGER 2016) Von insgesamt 5828 Medizin-Studierenden habe ich mit meiner Fragebogenerhebung 122 erreicht. Das sind 2,1 % der Gesamtanzahl.

4.2.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch

Welche Sprechweise verwenden nun **Medizin-Studierende** in diversen Situationen in Interaktion mit unterschiedlichen Personen?
Die Situationstypen *Gespräche unter Studierenden in einer LV* und *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* können eindeutig dem Nonstandard-Deutsch-Bereich zugeordnet werden und werden nun bundesländerspezifisch aufgefächert. Bei *Gespräche unter Studierenden in einer LV* erzielt das Bundesland Wien den höchsten Wert, 53,33 %, bei der Angabe „Umgangssprache“ und ebenso bei Anpassung zw. U & H. 4,44 % der Studierenden, die in Wien aufgewachsen sind, 33,33 % der Studierenden aus Oberösterreich und 32,14 % der Studierenden aus Niederösterreich haben sich für den Dialekt entschieden. Bei der Kategorie „Hochdeutsch“ haben 8,89 % der Studierenden aus Wien und 3,57 % der Studie-

renden, aufgewachsen in Niederösterreich, eine Angabe gemacht. Studierende aus Oberösterreich habe diese Kategorie überhaupt nicht angekreuzt. 28,57 % der Studierenden aus Oberösterreich haben sich für Anpassung zw. D & U entschieden.

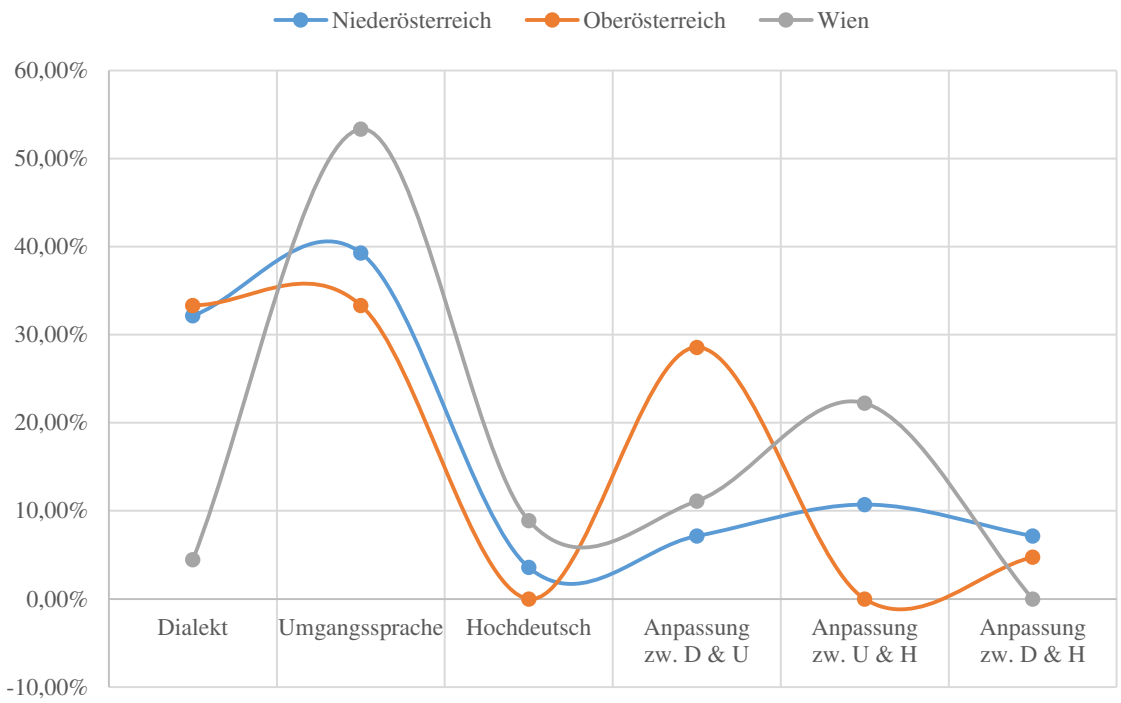


Abb. 34: Gespräche unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Bei dem Typ *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* gibt sich ein ähnliches Bild zu erkennen. Die Kategorie „Umgangssprache“ kreuzen wiederum am häufigsten Studierende aus Wien, 53,33 %, gefolgt von Studierenden, aufgewachsen in Oberösterreich, 38,10 %, und von 35,71 % der Studierenden aus Niederösterreich an. 39,29 % der Studierenden aus Niederösterreich und 2,22 % der Studierenden aus Wien entfallen auf die Angabe Dialekt. Studierende aus Oberösterreich führen, wie auch bei der oberen Grafik, bei der Kategorie Anpassung zw. D & U mit 23,81 %, gefolgt von Studierenden aus Niederösterreich (7,14 %) und Wien (6,67 %). Bei Befragten aus Wien wird in deren Selbsteinschätzung zu 11,11 % „Hochdeutsch“ benutzt. Im Unterschied zur vorigen Grafik verwenden Studierende aus Niederösterreich und Oberösterreich vorgeblich kein „Hochdeutsch“. Summa summarum lassen sich bei diesen beiden Situationstypen, verteilt auf die drei Bundesländer, die ProbandInnen aus Oberösterreich als am meisten dialektloyal erfassen, denn diese erreichen bei den Kategorien Dialekt und Anpassung zw. D & U zusammengezählt die höchsten Werte.

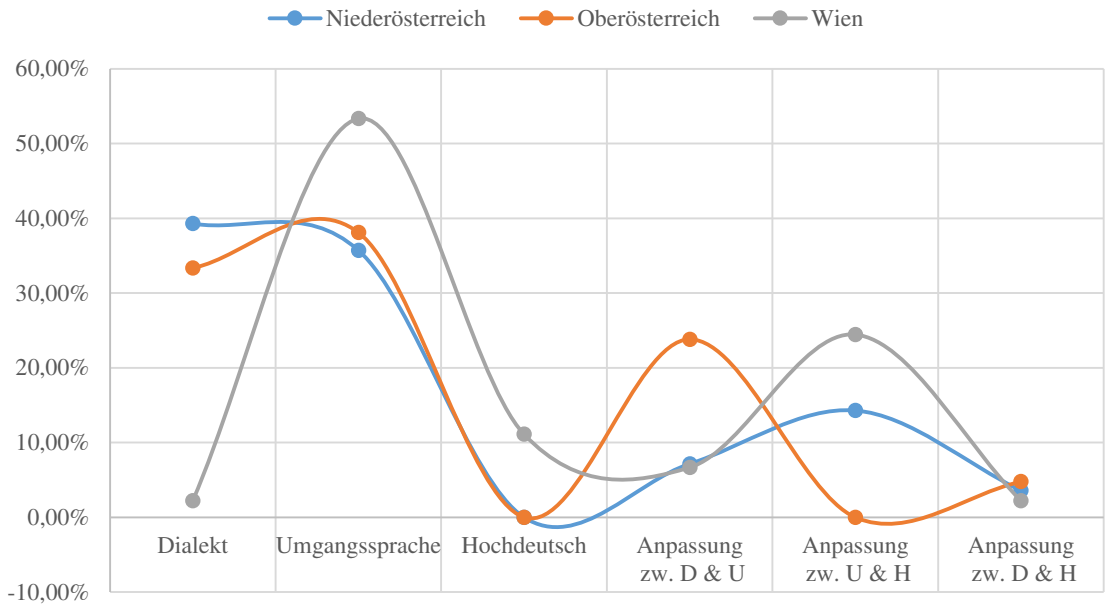


Abb. 35: Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

In Kontakt mit Lehrenden reduziert sich der vermeintliche Gebrauch von „Hochdeutsch“ gemäß folgender Abfolge: *Gespräch mit Lehrenden während der LV* (42,62 %), *Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde* (31,97 %) und *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* (27,05 %). Die beiden zuletzt genannten Situationstypen werden angeblich größtenteils in der „Umgangssprache“, in der „hochdeutschen“ Varietät oder in einer Art Anpassung zw. U & H geführt. Die Ergebnisse lassen sich schließlich, wie ebenso bei den Germanistik-Studierenden, mit dem Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) in Verbindung bringen.

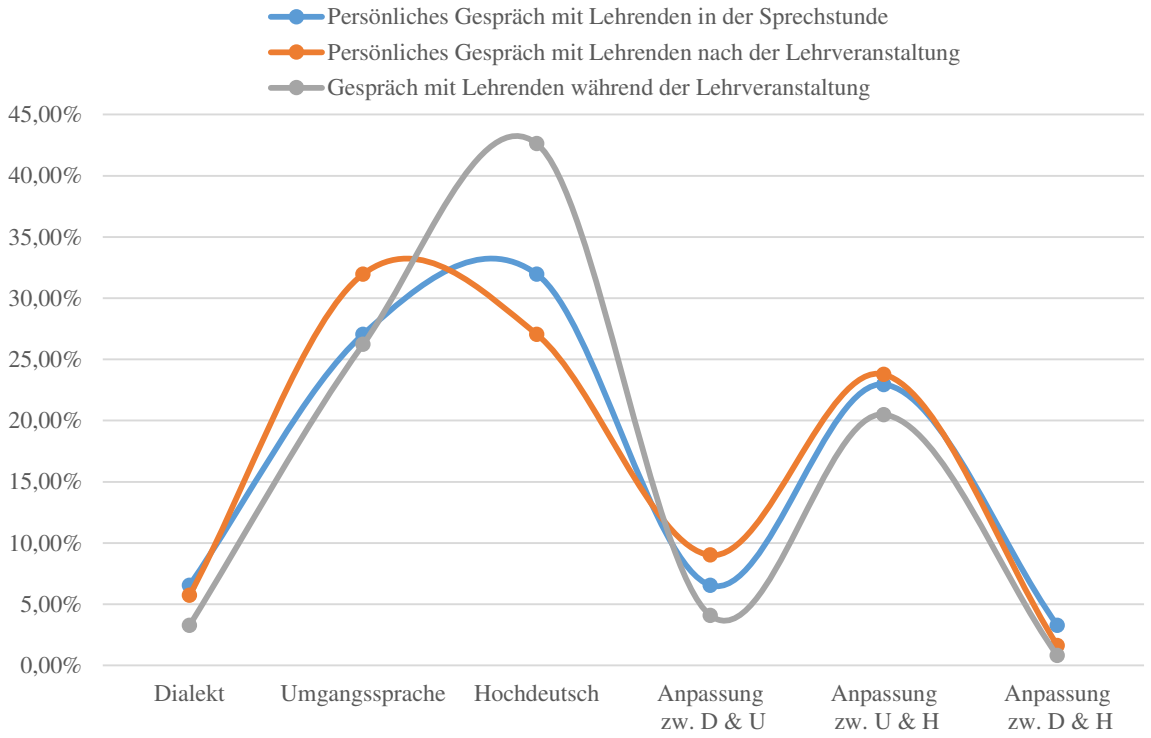


Abb. 36: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Der vermeintliche Standarddeutsch-Gebrauch korreliert mit folgenden Lehrveranstaltungen und Situationen: Beim *E-Mail-Kontakt mit Lehrenden* und die *schriftliche Interaktion mit Lehrenden in Moodle-Kursen betreffend* überwiegt die Verwendung von „Hochdeutsch" (über 92 %) und die Anpassung zw. U & H.

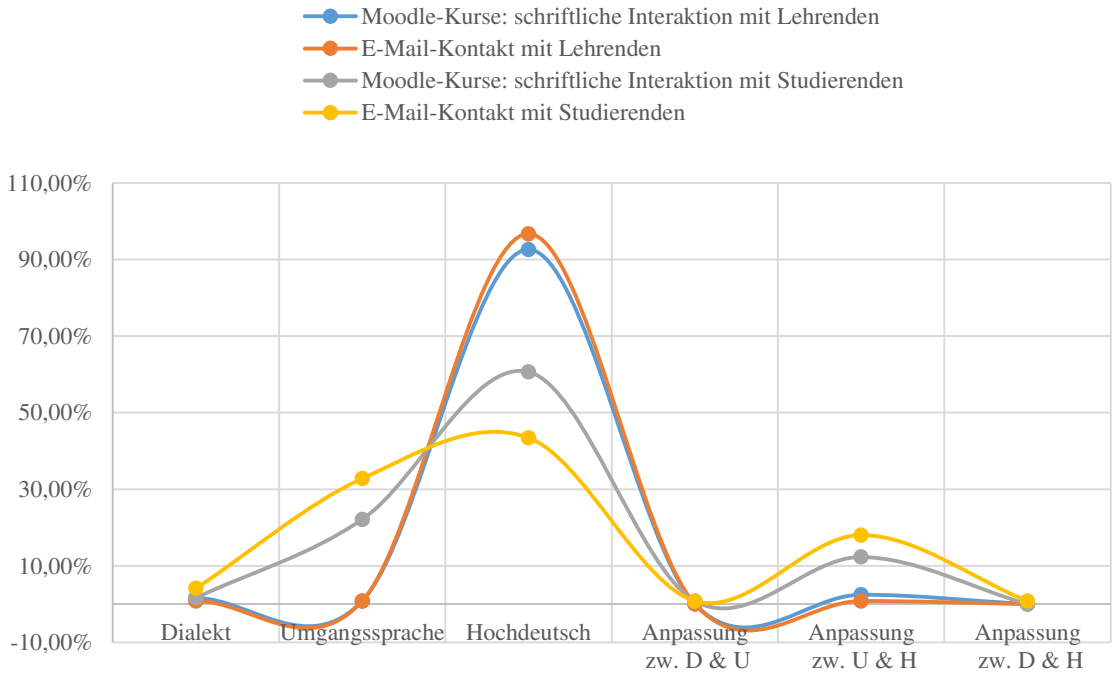


Abb. 37: Schriftliche Interaktion mit Lehrenden und Studierenden.

Andersartig verläuft die mutmaßlich schriftliche Interaktion mit Studierenden. Für die Kommunikation in *Moodle-Kursen* haben 60,66 % angegeben, „Hochdeutsch“, 22,13 % „Umgangssprache“ und 12,30 % eine Anpassung zw. U & H zu verwenden. Hingegen wird beim *E-Mail-Kontakt mit Studierenden* nur mehr zu 43,44 % die „hochdeutsche“ Varietät, zu 32,79 % die „Umgangssprache“ und zu 18,03 % eine Anpassung zw. U & H gebraucht. Bei einer *Präsentation im Plenum* haben 70,49 % der ProbandInnen angegeben, „Hochdeutsch“ und jeweils 9,84 % „Umgangssprache“ und eine Anpassung zw. U & H zu sprechen. 54,92 % entscheiden sich für die Verwendung der „hochdeutschen“ Varietät bei einer *mündlichen Prüfung*, 20,49 % haben diesbezüglich die „Umgangssprache“ und 14,75 % die Kategorie Anpassung zw. U & H angekreuzt. Bei einer *Präsentation im Plenum* und bei einer *mündlichen Prüfung* spielen ebenfalls die kommunikativen Faktoren von MUHR (vgl. 1995: 105) eine wesentliche Rolle. Des Weiteren kann dieser vermeintliche Sprachgebrauch bei *Präsentationen im Plenum* und bei *mündlichen Prüfungen* nach KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) wiederum als Sprache der Distanz aufgefasst werden.

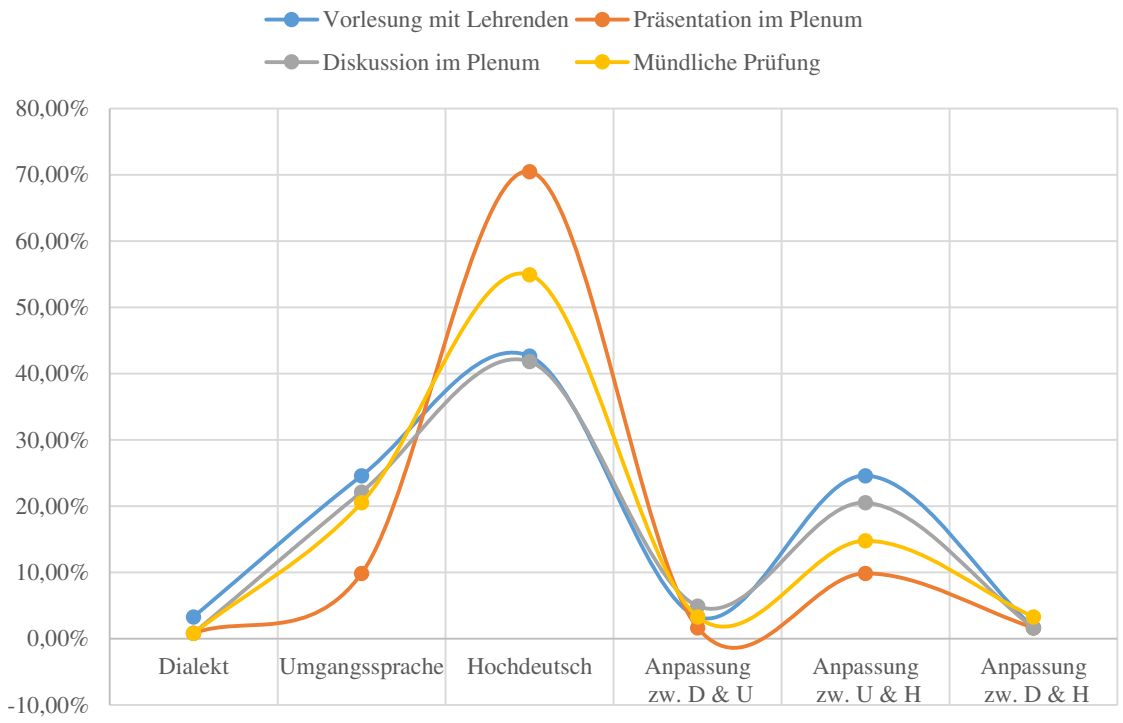


Abb. 38: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Außerdem zeigt die Grafik bei den Lehrveranstaltungstypen *Vorlesung mit Lehrenden* und *Diskussion im Plenum* fast identische Kurvenverläufe: 24,59 % bzw. 22,13 % entfallen auf die „Umgangssprache“, 42,62 % bzw. 41,80 % auf die „hochdeutsche“ Varietät und 24,59

% bzw. 20,49 % auf die Kategorie Anpassung zw. U & H. Diese beiden Lehrveranstaltungstypen befinden sich folglich genau an der Kippe zwischen Standard- und Nonstandard-Deutsch. Klare Tendenzen in eine Richtung sind nicht deutlich erkennbar.

„Hypothese“ zwei, welche auf der Annahme beruht, dass der vermeintliche Nonstandard-Gebrauch in Lehrveranstaltungen und in gewissen Situationskonstellationen hinsichtlich der Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden mit dem Grad an „sozialer Nähe“ korreliert, ist auch bei der ersten Kontrollgruppe allemal zutreffend.

Bei *Lines mit Lehrenden* haben 36,89 % angegeben, die „hochdeutsche“ Varietät zu verwenden. 27,05 % haben sich für die „Umgangssprache“ und 19,67 % für eine Anpassung zw. U & H entschieden. Die beiden Lehrveranstaltungstypen *Seminar mit Lehrenden* und *Praktikum mit Lehrenden* können in Bezug auf die vermeintliche Verwendung von Dialekt, „Umgangssprache“ und „Hochdeutsch“ durchaus als ähnlich angesehen werden. Sie unterscheiden sich dennoch maßgeblich in folgender Hinsicht: 6,56 % geben an, bei einem *Praktikum mit Lehrenden* eine Anpassung zw. D & U und zu 19,67 % eine Anpassung zw. U & H zu verwenden. Demgegenüber haben bei einem *Seminar mit Lehrenden* 2,46 % eine Anpassung zwischen D & U und 27,87 % eine Anpassung zwischen U & H ausgewählt.

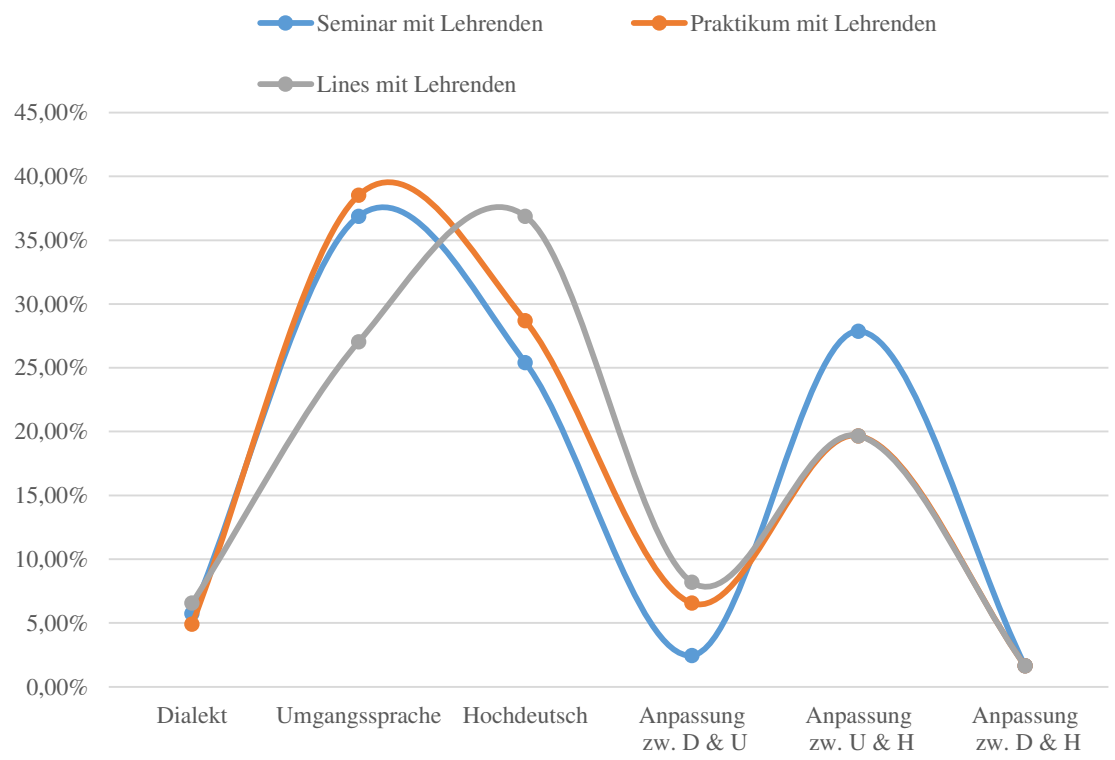


Abb. 39: Lehrveranstaltungstypen im eher Nonstandard-Deutsch-Bereich.

Am Ende der aufgelisteten Lehrveranstaltungen und Situationen gibt es noch ein Textfeld mit der Formulierung *anderes:*. Von diesem Textfeld haben jedoch keine ProbandInnen Gebrauch gemacht.
Anschließend verfügt der Fragebogen noch über drei weitere, fakultative Textfelder. Gesamt habe ich beim Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Hochdeutsch verwenden: Warum tun Sie das?* 98 Antworten (von 122) erhalten.

32 Personen verwenden „Hochdeutsch" aufgrund der Verständlichkeit und größeren Reichweite. Der Aspekt der verständlicheren Ausdrucksweise wird laut **„Hypothese" drei** mit Standarddeutsch in Zusammenhang gebracht und gilt somit als bestätigt.

„Damit mich jeder verstehen kann".

„Es ist für die Verständlichkeit einfacher, wenn man Hochdeutsch spricht; gerade auf der Universität, wo Leute aus den verschiedensten Kultur- und Sprachkreisen zusammentreffen".

„Um Missverständliches zu vermeiden".

„Um für alle Zuhörer/Leser verständlich zu sein, ohne zu wissen, woher sie kommen bzw. ob Deutsch ihre Muttersprach ist."

31 Befragte sprechen „Hochdeutsch" aus Gründen des Respekts und der Höflichkeit. **„Hypothese" drei** beinhaltet unter anderem die Auffassung, dass der Aspekt Höflichkeit mit der „hochdeutschen" Varietät korreliert. Die Richtigkeit der Annahme lässt sich nun durch das fakultative Textfeld nachweisen.

„Weil es förmlicher ist".

„Um Respekt zu zollen und eine gewisse Form zu wahren".

„Ausdruck von Respekt und gutem Benehmen".

„Weil ich mich komisch fühle wenn mein Gegenüber eine 'Respektperson' ist, welche Hochdeutsch spricht und ich Dialekt. Diese könnte vielleicht den Eindruck bekommen, ich sei weniger intellektuell oder gar frech und unhöflich wenn ich Dialekt sprechen würde."

18 ProbandInnen schreiben dem Gebrauch der „hochdeutschen" Varietät ein höheres soziales Prestige zu.

„Um seriöser zu wirken."

„Wenn ich mich bemüh, seriöser und offizieller zu wirken".

„Guter Eindruck".

„Weil alle zuhören und man nicht ungebildet wirken will".

16 Äußerungen lassen sich der Kategorie *Diverses* zuordnen.

„Finde ich besser".

„Da man mit einem starken Dialekt in Wien blöd angeschaut wird".

„Damit ich nicht wie ein Bauer rüberkomm."

„Weil es hoffentlich ein bisschen zum Erhalt gewisser sprachlicher Strukturen beiträgt, die bei sogenannter Anpassung an eine Mischung aus Dialekt und Umgangssprache sonst bald ganz ausgestorben sind."

Für 16 Personen entspricht die „hochdeutsche" Varietät dem Sprachgebrauch in formellen, offiziellen Situationen mit Öffentlichkeitscharakter.

„Weil es in Situationen mit Lehrenden angemessen ist".

„Weil ich der Meinung bin, dass es für formelle Situationen angemessen ist".

„Weil eine seriöse Rahmenbedingung herrscht, teilweise mit Prüfungscharakter."

„Formalitäten".

Für 11 Befragte ist das „Hochdeutsche" die gewohnte Sprechweise in allen Situationen.

„Gewohnheit".

„Ich beherrsche keinen Dialekt und spreche meistens Hochdeutsch, schriftlich immer."

„Ich spreche allgemein immer Hochdeutsch".

„Meine Muttersprache!"

Schriftlicher Verkehr wird für 10 ProbandInnen in „Hochdeutsch" geführt.

„Bessere Lesbarkeit bei schriftlicher Korrespondenz".

„Ich schreibe prinzipiell Hochdeutsch."

„Alles Schriftliche verfasse ich in Hochdeutsch, weil ich es schwierig finde meinen Dialekt zu verschriftlichen."

„Bei E-Mail-Kontakt prinzipiell immer, ansonsten abhängig vom Lehrenden".

9 Personen rekurrieren auf die geltende Norm in Bezug auf „Hochdeutsch". Noch dazu assoziieren sie damit Wissenschaftlichkeit und Fachwissen.

„Weil es der übliche O-Ton ist."

„Es ist die einzig angepasste und wissenschaftliche Sprachform".

„Weil es für mich dazugehört auf der Uni gegenüber Lehrenden eine eher formelle Sprachweise zu verwenden".

„Weil es in den wissenschaftlichen Kontext gehört."

2 Befragte sprechen „Hochdeutsch" aufgrund der Ausdrucksstärke, auch in Bezug auf Fachvokabular. **„Hypothese" drei**, welche nicht nur den Faktor der Höflichkeit, sondern ebenso den Aspekt der klaren, präzisen Ausdrucksweise, der mit dem „Hochdeutschen" untrennbar Hand in Hand geht, enthält, gilt hiermit zumindest ansatzweise als bestätigt.

„Hochdeutsch ist oft präziser".

„Weiters fällt es mir leichter kompliziertere Sachverhalte exakter darzubringen auf Hochdeutsch".

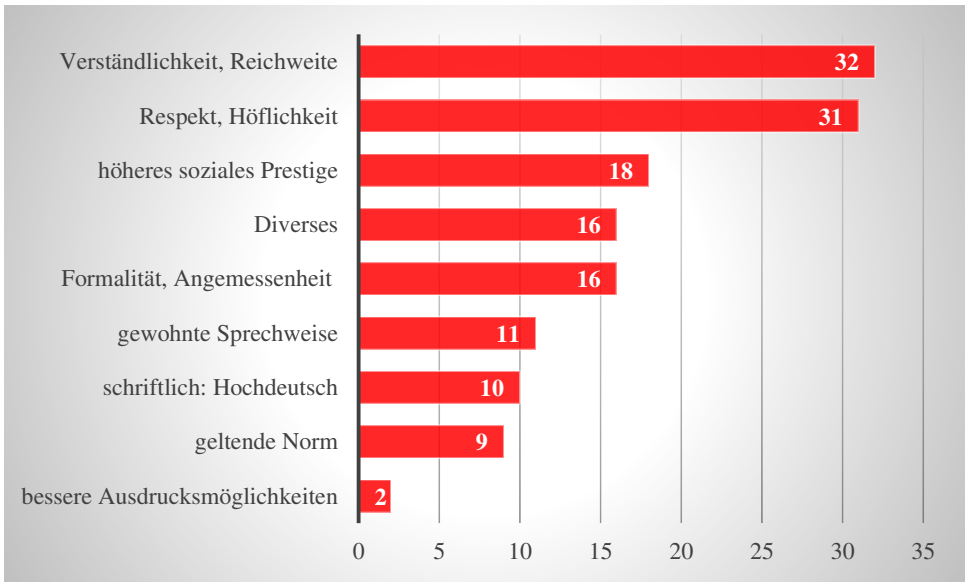


Abb. 40: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

Durch die Kategorien *Verständlichkeit, Reichweite*, *Respekt, Höflichkeit* und *bessere Ausdrucksmöglichkeiten* kann die **„Hypothese“ drei** für richtig erklärt werden.

Summa summarum haben 85 (von 122) Befragte das Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Umgangssprache verwenden: Warum tun Sie das?* ausgefüllt.

25 ProbandInnen haben angegeben, dass die „Umgangssprache“ durch Einfachheit und durch eine unkomplizierte Handhabung besticht.

„Weil man weniger darüber nachdenken muss was man als nächstes sagt“.

„Weils schneller geht“.

„Weil es gemütlicher ist“.

„Weil es angenehmer als Hochdeutsch ist.“

Für 24 Personen ist die „Umgangssprache“ die gewohnte Sprechweise in allen Situationen, die noch dazu Authentizität vermittelt.

„Da dies wohl am ehesten meinem alltäglichen Sprachgebrauch entspricht.“

„Weil es für mich natürlicher ist“.

„‘normaler’ Sprachgebrauch“.

„Weil es meinem Wesen entspricht“.

22 Befragte argumentieren, dass dadurch ein lockerer oder privater Kontext bzw. eine lockere oder private Atmosphäre signalisiert und auch hergestellt wird. Zumeist findet eine

derartige Situation unter Studierenden, Gleichaltrigen, Bekannten und vertrauten Personen statt.

„Außerdem wirkt es manchmal natürlicher und sympathischer."

„Weil es einen persönlichen, vertrauensvollen Ton vermittelt".

„Wenn ich die Person schon kenne und weiß, dass sie oder er mich versteht."

„Umgangssprache verwende ich im Gespräch oder in der Email/sms-Konversation mit Familie und Freunden, weil die Kommunikation dadurch Förmlichkeit verliert und dies meiner Meinung nach sympathischer rüber kommt, als gezwungen Hochdeutsch zu sprechen".

17 ProbandInnen verwenden die „Umgangssprache" aufgrund der Verständlichkeit und größeren Reichweite.

„Weil ich normalerweise Dialekt spreche, aber hier in Wien verstehen das viele nicht. Deswegen bemühe ich mich um ein halbwegs verständliches Mittel."

„Da es sprachliche Differenzen zwischen meinem Dialekt und dem Wiener Dialekt bestehen, versuche ich Umgangssprache zu sprechen, sodass mich die meisten verstehen".

„Weil ich weiß, dass ich mich mein Gegenüber in der Umgangssprache versteht, aber dennoch verständlich bleiben möchte, weil er/sie oder ich aus einem anderen Bundesland oder Deutschland/Schweiz ist".

„Dies tue ich, wie oben angekreuzt, lediglich in Interaktion mit meinen Kommilitonen und aus Anpassung, da die meisten von ihnen im Dialekt sprechen - sofern für alle verständlich. Da ich befürchte, meinen oberösterreichischen Dialekt würden nicht alle verstehen, 'übersetze' ich diverse Wörter oder Wortgruppen ins Umgangssprachliche."

13 Äußerungen lassen sich in die Kategorie *Diverses* eingliedern.

„Ich spreche in den Situationen großteils Hochdeutsch und baue umgangssprachliche Ausdrücke oder einzelne Worte ein, um gewisse Dinge 'besser rüberzubringen' bzw. praktischere Beispiele zu nennen."

„Außerdem finde ich, dass gesprochenes Hochdeutsch meistens aufgesetzt und gestelzt wirkt."

„Um nicht aufzufallen".

„Weil es […] die österreichische Identität mehr oder weniger zeigt".

7 Befragte erläutern, sich dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, der bzw. die „Umgangssprache" spricht, sowohl automatisch als auch nicht automatisch anzupassen.

„Anpassung".

„Anpassung an mein Gegenüber."

„Viele meine Freunde sprechen Umgangssprache, daher passe ich mich dem an."

„Um mich anzupassen, da in KG auf der MUW auch viele Kollegen aus Deutschland sitzen, die Teile des Dialekts manchmal nur schwer verstehen, sowie im pers. Gespräch mit Professoren, da in dieser Situation Hochdeutsch zu förmlich und unpersönlich wäre".

6 Personen beschreiben die „Umgangssprache“ als perfekten Kompromiss zwischen „Hochdeutsch“ und Dialekt.

„Meistens Situationen, in denen Dialekt eher unpassend ist, aber doch zu locker für ‘striktes’ Hochdeutsch.“

„Wenn ich zum Beispiel mit einer Studienkollegien aus Vorarlberg spreche. Dann sprechen wir zwar nicht Dialekt miteinander, aber auch kein reines Hochdeutsch“.

„Weil ich nicht wirklich Dialekt sprechen möchte, wenn ich auf der Uni mit Lehrenden spreche, aber um Hochdeutsch zu sprechen zu abgelenkt bin“.

„In der Situation ist es wichtig, dass die Leute einen gut verstehen, jedoch muss nicht alles zu 100% Hochdeutsch sein, da meiner Meinung nach die Situation dies nicht verlangt. Jedoch will ich meinen Gesprächspartnern doch noch etwas Respekt zeigen.“

In informellen Situationen empfinden 5 ProbandInnen die Verwendung der „Umgangssprache“ als angemessen.

„Weil man sich nie 100% korrekt ausdrückt und die Situation es erlaubt sich nicht perfekt zu artikulieren.“

„Weil es in gewissen Situationen nicht nötig ist bzw. mich vom Wesentlichen ablenkt“.

„Informellen Situationen“.

„Weil es angenehmer und weniger steif ist und der Rahmen es erlaubt in Umgangssprache zu reden.“

2 Befragte geben an, in die „Umgangssprache“ überwiegend unbewusst hineinzugleiten. Dies passiert vermehrt beim spontanen Sprechen und bei längeren Gesprächen.

„Weil ich unter anderen Studierenden nicht auf meine Sprache achte“.

„Weil spontan und aus dem Bauch heraus“.

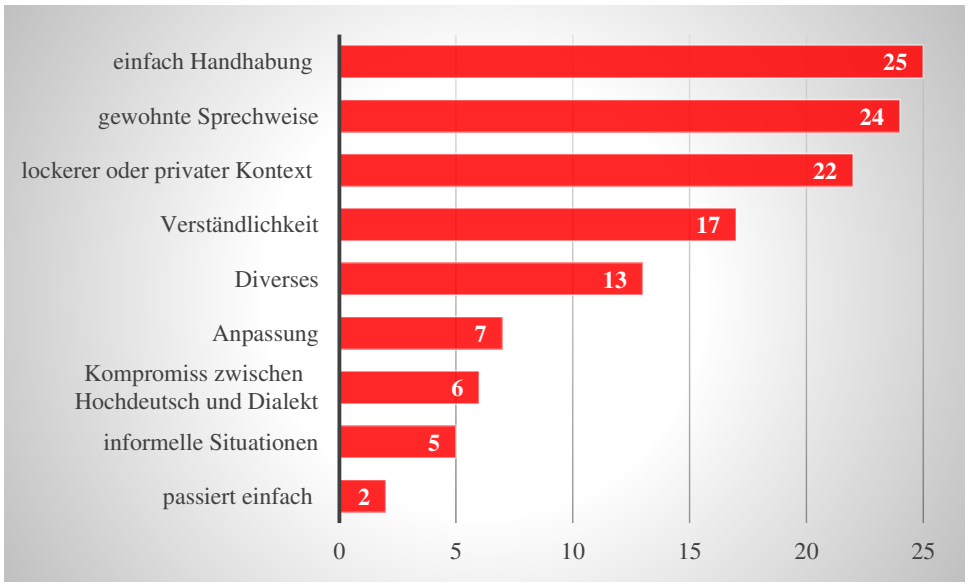


Abb. 41: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

53 (von 122) Befragte haben das Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Dialekt verwenden: Warum tun Sie das?* in Anspruch genommen.

20 Personen gebrauchen den Dialekt, da dieser die gewohnte Sprechweise in Kontakt mit Familie, Freunden und Personen in naheliegender Umgebung kennzeichnet. Des Öfteren wird Dialekt gesprochen, wenn Studierende bzw. andere Personen Dialekt verwenden und wenn man merkt, dass ein Dialekt-Verständnis vorhanden ist.

„Das mache ich dann, wenn ich mit Freunden rede bzw. wenn mein Tutor in der Line einen gewissen Dialekt spricht."

„Weil mein Gegenüber einen ähnlichen Dialekt hat und ich mir sicher bin dass er/sie mich versteht, wenn ich im Dialekt spreche".

„Fast nur wenn ich mit Studienkollegen aus meinem Bundesland spreche (OÖ)".

„Oft sprechen meine Freunde/Studienkollegen auch Dialekt oder mindestens Umgangssprache, und da ich mich ihnen 'gleichgestellter' fühle, spreche ich oft Dialekt... Abgesehen davon, dass ich sowieso nicht ganz so schlimm Dialekt spreche, wie im oben angeführten Beispiel ;)".

Für 14 ProbandInnen ist der Dialekt die alltägliche und gewohnte Sprechweise.

„Weil es meine Sprache ist."

„Weus mei Muttersproch is und i des vü liaba sprich".

„Weil ich prinzipiell Dialekt rede und so erzogen wurde."

„Weil ich das zu Haus immer sprech und es, nicht anders gewohnt bin".

10 Befragte haben durch das Textfeld mitgeteilt, dass der Dialekt als bequemere und geläufigere Sprechweise fungiert.

„Weil es für mich am Angenehmsten ist".

„Ab und zu gibts eine Mischform, weil es Tage gibt, an denen es mir nicht so leicht fällt ständig Hochdeutsch zu sprechen. Z.B. wenn ich davor den ganzen Tag schon nur im Dialekt kommuniziert habe."

„Weil es mir am leichtesten fällt im Dialekt zu sprechen".

„Weil ich mich so am wohlsten fühle und nicht viel über das, was ich sage nachdenken muss".

8 Personen gebrauchen entweder nur im universitären Kontext oder allgemein keinen Dialekt.

„Verwende ich nicht".

„Sehr selten".

„Ich habe nicht wirklich einen Dialekt."

„Ich spreche keinen Dialekt, weil ich es leider nie wirklich gelernt habe...".

7 Antworten gehören der Kategorie *Diverses* an.

„Um den persönliche Aspekt im Gespräch zu verstärken."

„Der Dialekt lockert auch die Stimmung, ebenso ist es recht amüsant neue Wörter kennenzulernen, die man zuvor nicht kannte.“

„Noch entspannter als Umgangssprache“.

„Manchmal mit alten Leuten, wenn ich das Gefühl habe sie verstehen mich so besser“.

5 ProbandInnen erläutern, sich dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, der bzw. die Dialekt spricht, anzupassen.

„Anpassung“.

„Anpassung, ich spreche wenig Dialekt.“

„Wenn meine Gesprächspartner auch Dialekt sprechen und/oder verstehen.“

„Oft sprechen meine Freunde/Studienkollegen auch Dialekt oder mindestens Umgangssprache, und da ich mich ihnen ‘gleichgestellter’ fühle, spreche ich oft Dialekt“.

2 Befragte definieren den Dialekt als Sprechweise des vertrauten Umgangs.

„Weil es persönlicher ist“.

„Um den persönliche Aspekt im Gespräch zu verstärken.“

2 Personen geben an, in den Dialektgebrauch vor allem unbewusst hineinzurutschen.

„Im Gespräch mit Studenten, die den Dialekt auch verwenden; weiters fällt mir selbst auf, dass wenn ich über Persönliches und Emotionales spreche, ich vermehrt in den Dialekt ‘kippe’“.

„Kommt selten vor, und wenn, dann meist unbewusst, aufgrund des Gesprächspartners. Wenn dieser im Dialekt anfängt zu plaudern, plaudert man so zurück.“

1 ProbandIn benutzt Dialekt aufgrund der unverwechselbaren Ausdrucksstärke.

„Weil es meine ‘Muttersprache’ ist, in der ich am besten ausdrücken kann, was ich sagen will“.

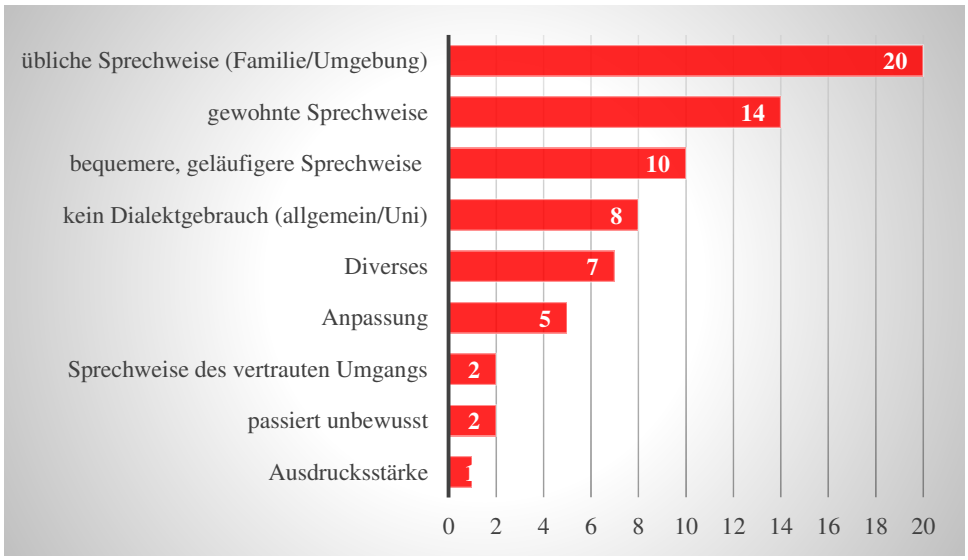


Abb. 42: Gründe für den Dialektgebrauch.

Beurteilt man nun den umfassenden ersten Fragenkomplex hinsichtlich der Einstellungen der Medizin-Studierenden zum eigenen Sprachgebrauch in seiner Gesamtheit, dann ist der sprachliche Kontakt an der Universität gleichermaßen eher im Bereich der kommunikations- und sprachgebrauchsorientierten Sprachverwendung zu verorten oder durchaus auch als relativ ausgewogene Mischform zwischen diesem und dem normbezogenen Ansatz aufzufassen (vgl. MUHR 1995: 103f.).

4.2.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs

Bei der Frage, ob sich der Sprachgebrauch der Medizin-Studierenden an der Medizinischen Universität Wien im Verlauf des Studiums verändert hat, hat sich die Mehrheit zu 50,82 % für die Kategorie *Nein* entschieden. 22,95 % entfallen auf *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“*, 22,13 % auf *Ja, Tendenz zur „Umgangssprache“* und 1,64 % auf *Ja, Tendenz zum Dialekt*. 2,46 % bzw. 3 Personen haben das Textfeld *oder:* angekreuzt und ausgefüllt. Folgende Äußerungen sind hier getätigt worden.

***oder:* Textfeld**
„noch nicht verändert, weil zu kurzer Zeitraum.“
„Zu Beginn des Studiums war ich ein echtes Sprachchamäleon, das sich stets seinen Gesprächspartnern in Sachen Dialekt und Sprachweise angepasst hat. Im Laufe von drei Jahren Studium hat sich die Tendenz zu meinem ursprünglichen Dialekt entwickelt, weil ich mit diesem am echtesten auftrete.“
„Fachsprache“.

Tab. 17: Antworten bei Textfeld „oder:“.

Die verschriftlichten Aussagen geben Begründungen an, beschreiben eine Entwicklung, die eine Person vollzogen hat, und eine vermeintliche Tendenz in Richtung Fachvokabular ist ebenso angeführt worden.

Die Annahme der **„Hypothese“ eins**, dass sich bei StudienanfängerInnen die Selbsteinschätzung eines eher standardaffinen Sprachgebrauchs verzeichnen lässt, da Studierende im fortgeschrittenen Stadium des Studiums das Variationsspektrum anders betrachten bzw. mehr ausschöpfen, lässt sich nicht nachweisen. Wie die untere Grafik veranschaulicht, zeigen die Werte der Gruppe *Studiendauer bis zum 5. Semester* und *Studiendauer ab dem 6.*

Semester ein beinahe umgekehrtes bzw. mehrdeutiges Bild. Studierende, die der Kategorie *Studiendauer bis zum 5. Semester* zugeordnet werden können, geben an, zu 14,75 % eine Tendenz zur „Umgangssprache“ und zu immerhin 1,64 % eine Tendenz zum Dialekt während des Studiums zu verzeichnen. Die Tendenz zur „Umgangssprache“ beträgt bei höhersemestrigen Studierenden 7,38 %. Bei Studierenden, die eher zu den StudienanfängerInnen gezählt werden, geben 27,87 % an, dass sich ihr Sprachgebrauch an der Universität Wien im Verlauf ihres Studiums generell nicht verändert hat, und bei 15,57 %, doppelt so viel als bei höhersemestrige Studierenden, lässt sich eine vermeintliche Tendenz zum „Hochdeutschen“ feststellen. Bei Studierenden, die länger als sechs Semester studieren, beträgt die Angabe der Nicht-Veränderung 22,95 % und die Tendenz zum „Hochdeutschen“ 7,38 %.

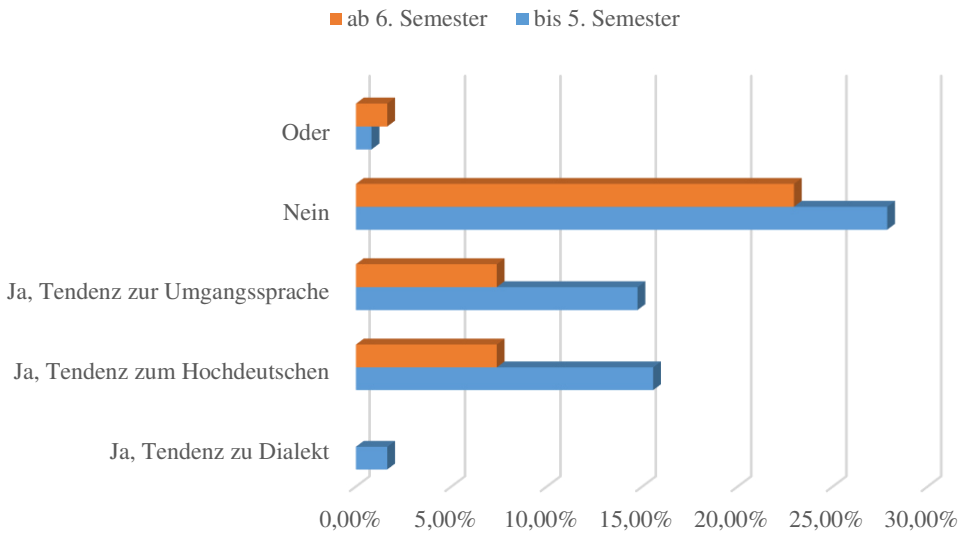


Abb. 43: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Studiendauer.

Betrachtet man dieselbe Frage in Bezug auf die Bundesländer Niederösterreich und Oberösterreich ist erkennbar, dass Studierende aus Niederösterreich zu 60,71 % *Nein* und zu 17,86 % *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“* ausgewählt haben. Die Kategorie *Nein* haben hingegen nur 19,05 % der Studierenden aus Oberösterreich und *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“* 38,10 % angekreuzt. Ebenso zeigen Studierende aus Oberösterreich, wie auch bei der primären Untersuchungsgruppe, eine viel stärkere *Tendenz zur „Umgangssprache“* auf und zwar 42,86 %. Dies ist dreimal so viel wie bei Studierenden aus Niederösterreich (14,29 %). **„Hypothese“ eins** lässt sich insofern bestätigen, dass Prestige und Stigma der Standard- und Nonstandard-Varietäten im universitären Kontext mit der Herkunft der Studierenden korrelieren.

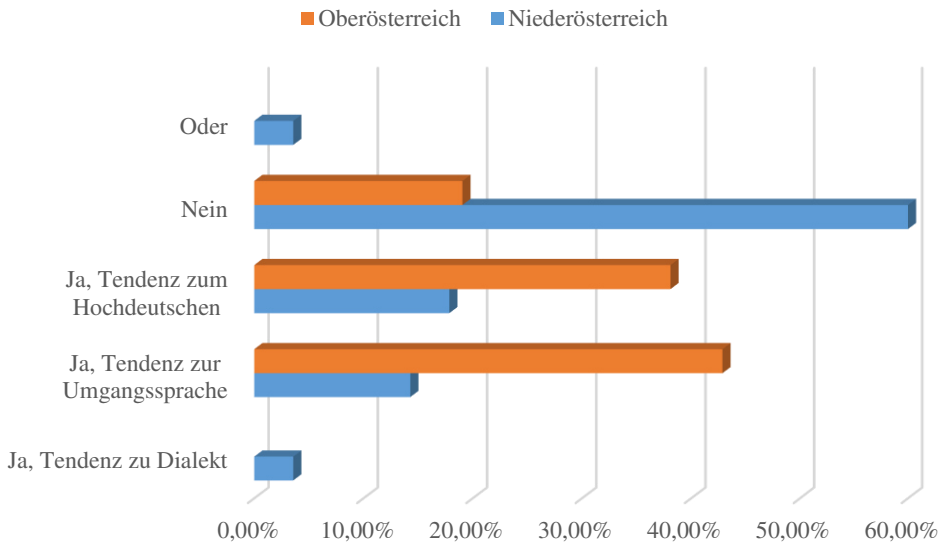


Abb. 44: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Bundesländer (NÖ, OÖ).

4.2.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch

Der nächste Komplex behandelt die Frage, wie es Medizin-Studierende an der Medizinischen Universität Wien finden, wenn Studierende in Lehrveranstaltungen nicht die „hochdeutsche“ Sprechweise verwenden. Insgesamt empfinden 36,07 %, dass der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch *von der Situation abhängt*. 42,62 % der Befragten ist es *egal*, 7,38 % haben die Option *schlecht* und 13,93 % die Option *gut* angekreuzt.

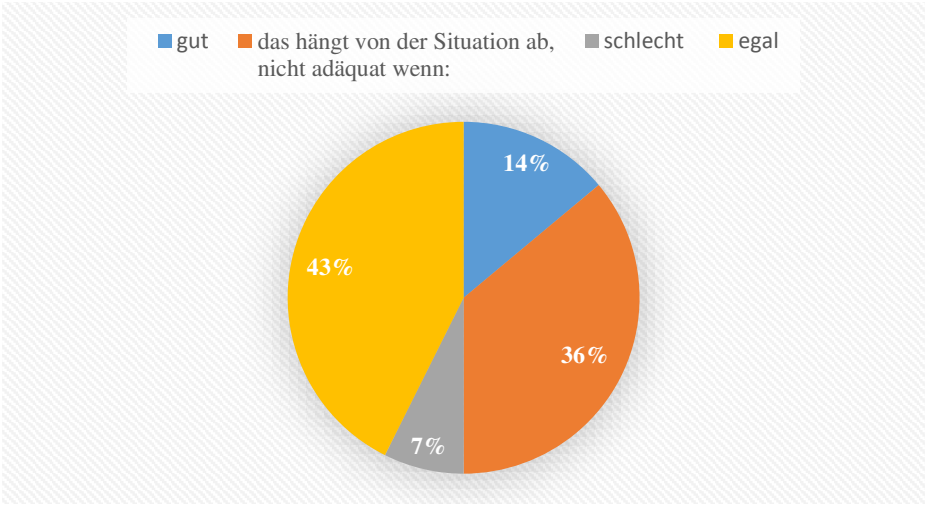


Abb. 45: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Bei der Antwortkategorie *das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:* hat es zusätzlich ein obligatorisches Textfeld gegeben. 44 Antworten lassen sich folgendermaßen zuordnen:

15 ProbandInnen vertreten die Einstellung, dass es nicht adäquat ist, wenn die Sprechweise nicht verstanden bzw. die Verständlichkeit nicht zur Gänze gewährleistet ist.

„Nicht für alle verständlich."

„Der Großteil der Anwesenden den Dialekt nicht versteht."

„Mitstudierende im Raum sind, die Umgangssprache oder Dialekt aufgrund ihrer Herkunft/ eigenen Sprache nicht verstehen".

„Ich der Person nicht mehr folgen kann, weil ich sie eventuell nicht verstehe."

14 Aussagen gehören der Kategorie *Diverses* an. Dabei lässt sich, wie bei Germanistik-Studierenden, zumindest ansatzweise, feststellen, dass der Dialekt größtenteils als absolut unakzeptabel, die „Umgangssprache" jedoch weitgehend als „noch" akzeptabel angesehen wird.

„Zu starker Dialekt, aber gehobene Umgangssprache ist voll in Ordnung".

„Wirklicher 'Bauerndialekt' gesprochen wird."

„Prüfungssituation".

„Ein wirklich ernstes Thema bzw. eine ernst zu nehmende Situation erläutert werden soll."

Für 7 Personen ist der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch in Interaktion mit Lehrenden nicht geeignet.

„Gegenüber Lehrenden".

„Der Lehrende Hochdeutsch spricht. Dann sollte man nicht in Dialekt zurückreden".

„Gespräch mit dem/der Professor/in (außer wenn man mit ihr/ihm plaudert, falls so etwas überhaupt vorkommt)".

„Formales Gespräch mit Professor".

7 Befragte haben angegeben, dass sie es nicht adäquat finden, wenn Studierende bei einem Vortrag oder bei einer Diskussion vor einem Plenum nicht „Hochdeutsch" sprechen.

„Studierende eine Präsentation oder einen Vortrag halten".

„Sie z.B. ein Referat halten".

„Präsentationen gehalten werden".

„Wenn sie im Plenum sprechen".

2 ProbandInnen haben angeführt, dass eine Frage bzw. Wortmeldung in einer Lehrveranstaltung (zumeist viele Studierende anwesend) in der „hochdeutschen“ Varietät gestellt bzw. abgegeben werden sollte.

„Eine Frage oder ein Kommentar für alle gut verständlich sein soll“.

„Allgemeine Fragen, die alle interessieren können“.

2 Personen finden es nicht angebracht, wenn die Wissenschaftlichkeit, eine gewisse Professionalität und Fachlichkeit, vor allem in Bezug auf den sprachlichen Ausdruck, darunter leiden.

„Dabei unpräzise Formulierungen verwendet werden“.

„Ein professioneller Umgangston angebracht ist.“

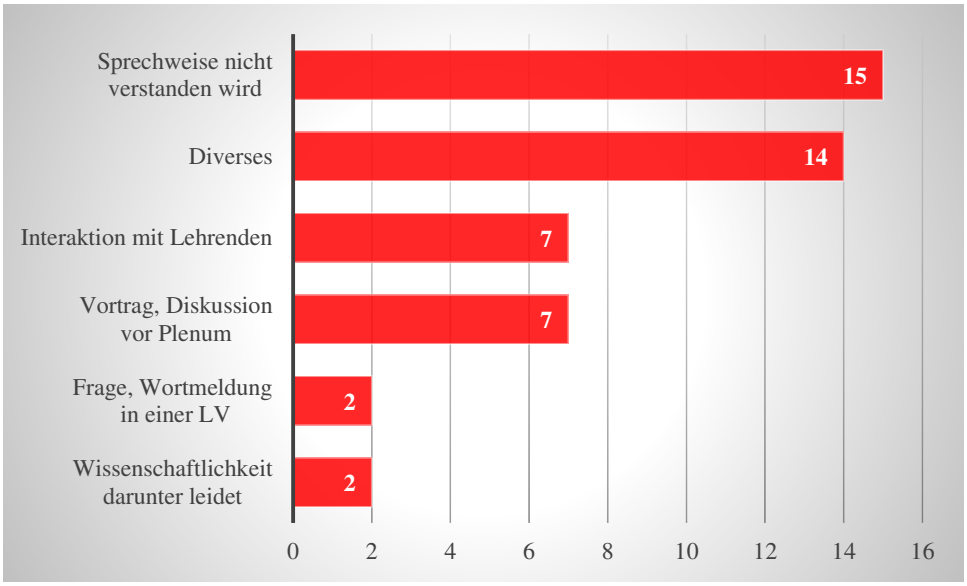


Abb. 46: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

4.2.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender

Der durchschnittliche (die Mehrheit der Lehrenden), mündliche Sprachgebrauch von Lehrenden wird nun in den Blick genommen. Wie lässt sich der varietätenspezifische Sprachgebrauch der Lehrenden an der Medizinischen Universität Wien beschreiben?

Die **„Hypothese“ vier**, welche beinhaltet, dass *Lehrende über 40 Jahre* und *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende unter 40 Jahre* und Lehrende, die *nicht aus Österreich* stammen, lässt sich nur teilweise bestätigen. Betreffend des Alters der Lehrenden gibt es gemäß den Antworten der

Studierenden, wie angenommen, einen signifikanten Unterschied zwischen *Lehrende unter 40 Jahre* und *Lehrende über (ab) 40 Jahre*. Die ProbandInnen vertreten zu rund 34 % die Ansicht, dass *Lehrende unter 40 Jahre* und zu rund 56 % *Lehrende über 40 Jahre* „Hochdeutsch“ sprechen. Bei der Benutzung einer Anpassung zw. U & H ist eine Differenzierung zu erkennen: Rund 24 % der Befragten behaupten, dass *Lehrende unter 40 Jahre* die Anpassung auswählen, hingegen plädieren rund 11 % der Studierenden dafür, dass *Lehrende über 40 Jahre* diese Varietätenkombination anwenden. Die „Umgangssprache“ wird nach Einstellung der Studierenden bei rund 33 % der *Lehrenden unter 40 Jahre* und bei rund 23 % der *Lehrenden über 40 Jahre* gebraucht. Hinsichtlich der Ergebnisse ist jedoch auffällig, dass, meiner Annahme entgegengesetzt, eher *Lehrende unter 40 Jahre* das Varietätenspektrum intensiver ausnutzen und nach der Einschätzung von Medizin-Studierenden wahrscheinlicher in Richtung Anpassung zw. U & H tendieren als *Lehrende über 40 Jahre. Lehrende über 40 Jahre* verhalten sich hingegen sprachlich zu einem überwiegenden Anteil eher standardkonform.
Im Hinblick auf die Herkunft der Lehrenden lässt sich die Annahme durchaus bestätigen, dass *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende*, die *nicht aus Österreich* stammen. Bei *Lehrende aus Österreich* ist eine Dreiteilung zu verzeichnen: 35,25 % entfallen auf die „hochdeutsche“ Varietät, 17,21 % auf Anpassung zw. U & H und 36,07 % auf die „Umgangssprache“. Hingegen bei *Lehrende nicht aus Österreich* „Hochdeutsch“ 81,15 %, die Anpassung zw. U & H 4,92 % und die „Umgangssprache“ 6,56 % einnimmt.

Sei es in einer *Vorlesung im Plenum* oder in einem *Seminar im Plenum* überwiegt bei Lehrenden in der Wahrnehmung der Medizin-Studierenden zu einem beträchtlichen Teil der Gebrauch des „Hochdeutschen“ (66,39 % bzw. 54,92 %) gefolgt von der „Umgangssprache“ (17,21 % bzw. 27,87 %) und der Anpassung zw. U & H (13,93 % bzw. 14,75 %). Bei den restlichen Typen, *Diskussion im Plenum*, *Praktikum im Plenum* und *Lines im Plenum*, sind weitgehend identische Kurvenverläufe ersichtlich: Bei der Angabe „Umgangssprache“ befinden sich die Werte (gerundet) zwischen 34 % und 36 %, bei „Hochdeutsch“ zwischen 43 % und 46 % und bei Anpassung zw. U & H zwischen 16 % und 19 %. Bei einer *Diskussion im Plenum* erzielt die Kategorie „Umgangssprache“ mit 36,07 % den höchsten Wert.

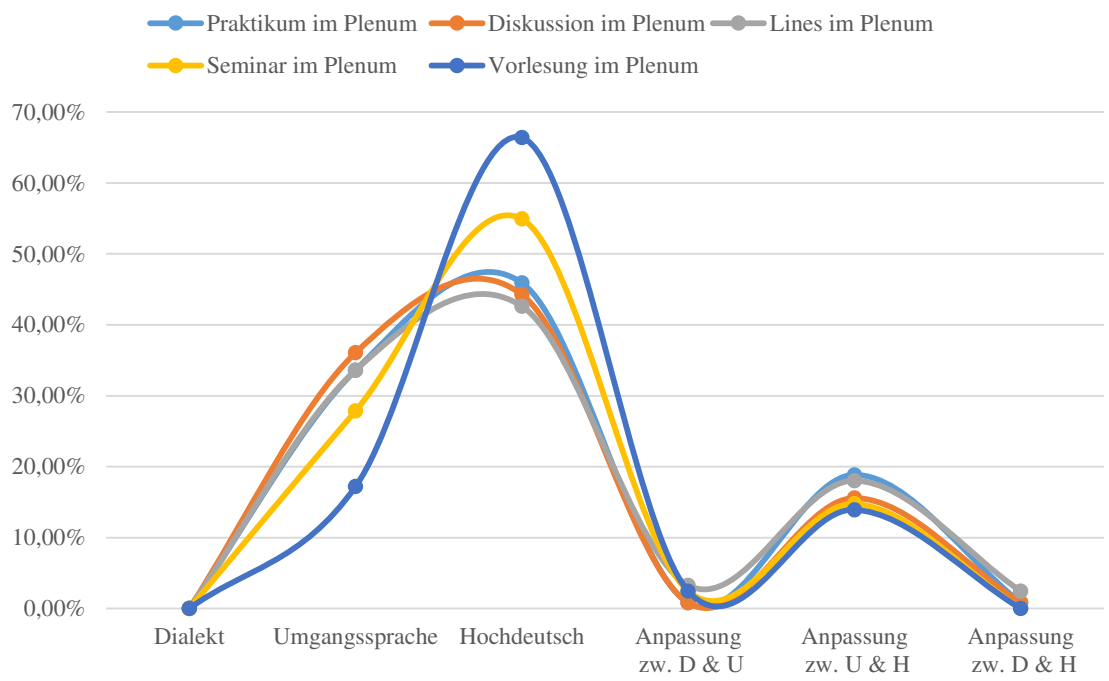


Abb. 47: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Bei einem *Gespräch mit Studierenden während der LV* lässt sich eine Dreiteilung vorfinden: 38,52 % entfallen auf die „hochdeutsche“ Sprechweise der Lehrenden, 37,70 % auf die „Umgangssprache“ und 18,03 % auf die Anpassung zw. U & H. Bei einem *persönlichen Gespräch mit Studierenden nach der LV* und *mit Studierenden in der Sprechstunde* reduziert sich der Anteil des „Hochdeutschen“ noch mehr (rund 29 % bzw. 24 %) und die vermeintliche Verwendung der „Umgangssprache“ (rund 41 % bzw. 48 %) und der Anpassung zw. U & H (ca. 21 %) nehmen deutlich zu. Der Kurvenverlauf sieht bei der Selbsteinschätzung der Medizin-Studierenden zum eigenen Sprachgebrauch (erster Fragenkomplex) beinahe identisch aus. Hier verfügt nämlich ebenso das *Persönliche Gespräch mit Lehrenden während der LV* über die höchsten Werte bei der Kategorie „Hochdeutsch“.

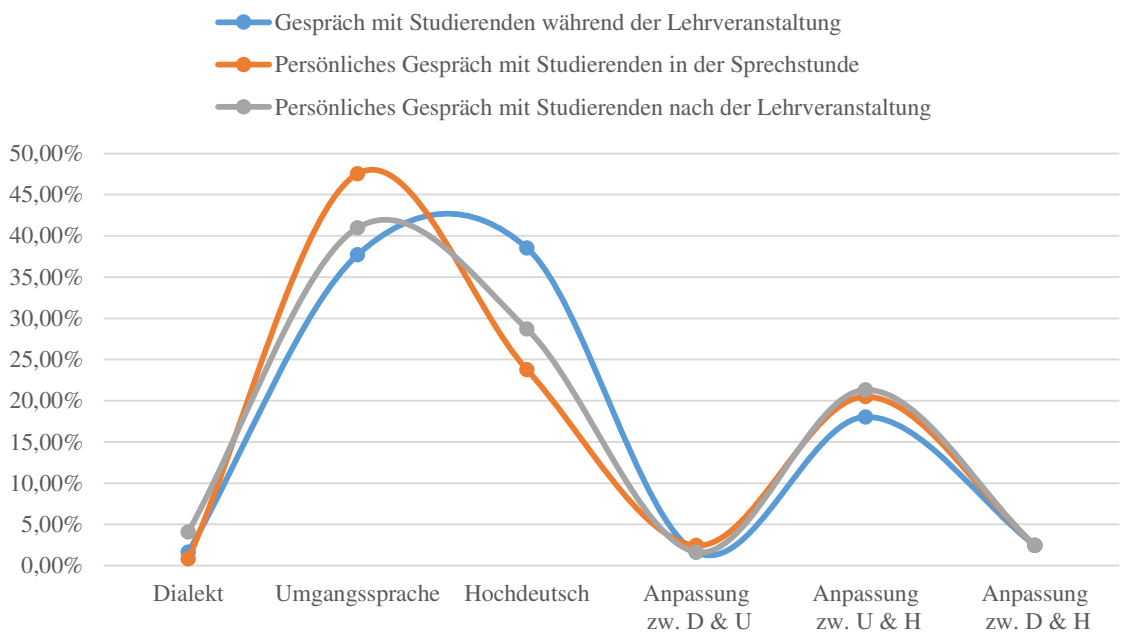


Abb. 48: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Ebenfalls gibt es am Ende der aufgelisteten Lehrveranstaltungen und Situationen ein Textfeld mit der Formulierung *anderes:*. Insgesamt hat eine Person das fakultative Textfeld ausgefüllt und das ist die Antwort:

Sprechweise	***anderes:* Textfeld**
keine Angabe	„wenns an Schmäh reiß´n, dann is kloaraweis a amol a Dialekt oda Umgongssproch dabei ;-)“.

Tab. 18: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

4.2.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender

Bei Frage fünf sprechen sich 94,26 % der Befragten dafür aus, dass der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden in unterschiedlichen Kontexten konstant ist. Die Ergebnisse der einzelnen Situationsbeurteilungen zeigen jedoch, dass die Sprechweise der Lehrenden durchaus situativ und funktional variiert. 5,74 % der ProbandInnen haben *Nein* (Sprachgebrauch Lehrender nicht konstant) angegeben. Dies entspricht 7 Antworten. Die Option *Nein, Begründung*: enthält nämlich ein obligatorisches Textfeld. Die Antworten lassen sich folgenden Gruppierungen staffeln:

Für 2 Personen ist der Sprachgebrauch der Lehrenden je nach Situation und Thema differierend.

„Auch reflektierend auf den Sprachgebrauch der Studierenden."

„Nicht immer, je nach Sprachgebrauch der Studenten".

2 Befragte vertreten die Einstellung, dass Lehrende bei persönlicher Kommunikation eher kein „Hochdeutsch" verwenden.

„In kleineren Gruppen eher Tendenz zur Umgangssprache."

„In VO hochdeutsch, im persönlichen Gespräch vermehrt Anpassung Richtung Umgangssprache oder Dialekt".

1 ProbandIn führt an, dass sich Lehrende dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, anpassen.

„Antwort im Dialekt oder Umgangssprache, wenn die Frage auch so gestellt wurde".

1 Äußerung ist der Kategorie *Diverses* zugeteilt worden.

„Darüber kann ich doch nur Vermutungen anstellen ...".

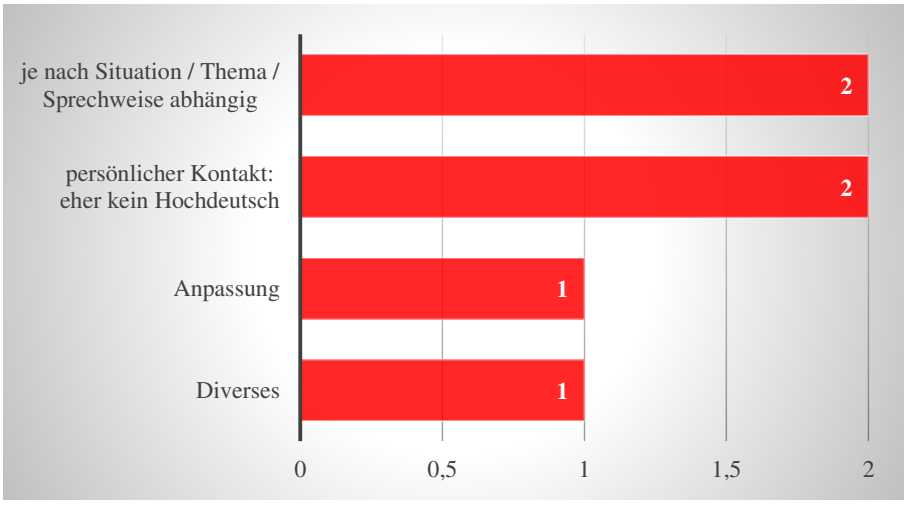


Abb. 49: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:".

4.2.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden

Wie geben Medizin-Studierende an, dass sie ihr eigenes Sprachverhalten anpassen, wenn Lehrende im Dialekt, in der „Umgangssprache" oder im „Hochdeutschen" mit ihnen interagieren? Die Frage sechs des Fragebogens widmet sich diesem Aspekt. Hier lassen sich

folgende Ergebnisse feststellen: 41,80 % gehen von einer Veränderung aus, 58,20 % der ProbandInnen bemerken keine Veränderung. Hier beinhaltet die Option *Ja, Begründung:* ein obligatorisches Textfeld. 51 Aussagen lassen sich folgendermaßen klassifizieren:

33 Personen sprechen sich für eine vermeintliche Anpassung an den Sprachgebrauch Lehrender aus.

„Ich bemühe mich in der Sprechart zurück zu reden, in der der Lehrende spricht".

„Ich passe mich an, um auf einer Ebene kommunizieren zu können."

„Ich tendiere unbewusst dazu; wenn ich mich dabei ertappe, bemühe ich mich, wieder ordentliches Hochdeutsch zu sprechen."

„Ich red meistens gschert, machs nur nicht wenn ich mt lehrenden red. aber wenns die dann auch tun, werd ich ermutigt, es doch zu tun".

17 Aussagen gehören der Kategorie *Diverses* an.

„Reflexion."

„'Wohlfühlzone'?"

„Ich habe das Gefühl, dass sich mein Sprachverhalten sehr stark verändert wenn ich von Dialekt auf Hochdeutsch wechsle. Ein Umgangssprachliches oder ein Gespräch im Dialekt empfinde ich als persönlicher."

„Weil der Lehrende damit die Förmlichkeit der Unterhaltung herabsetzt und eine lockere Atmosphäre schafft."

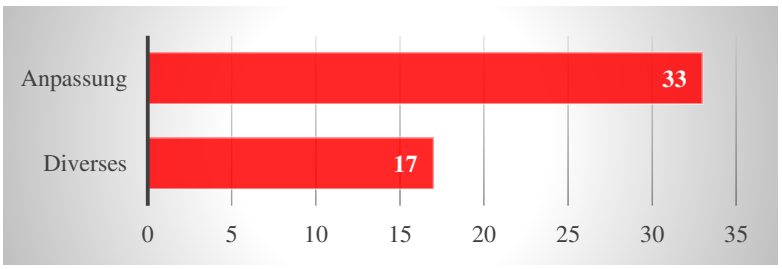


Abb. 50: Antworten bei Textfeld „Ja, Begründung:".

4.2.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität

Hier gilt es zu zeigen, ob ein Konsens darüber herrscht, wie man sich an der Universität sprachlich zu verhalten hat. Dazu werden die neun Aussagen, die auf einer sechsstufigen Skala mit den beiden Polen *stimme gar nicht zu* und *stimme voll zu* beurteilt wurden, in drei Gruppierungen zusammengefasst. Das „Hochdeutsche" wird eindeutig als die Sprache der Universität angesehen (zu rund 84 %) und dies bedingt auch den nur zum Teil für wichtig erachtenden Gebrauch des „Hochdeutschen" (rund 54 %). Die Mehrheit der ProbandInnen

kreuzt an, dass „Hochdeutsch“ sprechen keine erhöhte Bemühung für sie darstellt bzw. keine höhere Leistungsfähigkeit vonnöten ist. Rund 68 % der Medizin-Studierenden stimmen der Aussage *Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen* nicht zu.

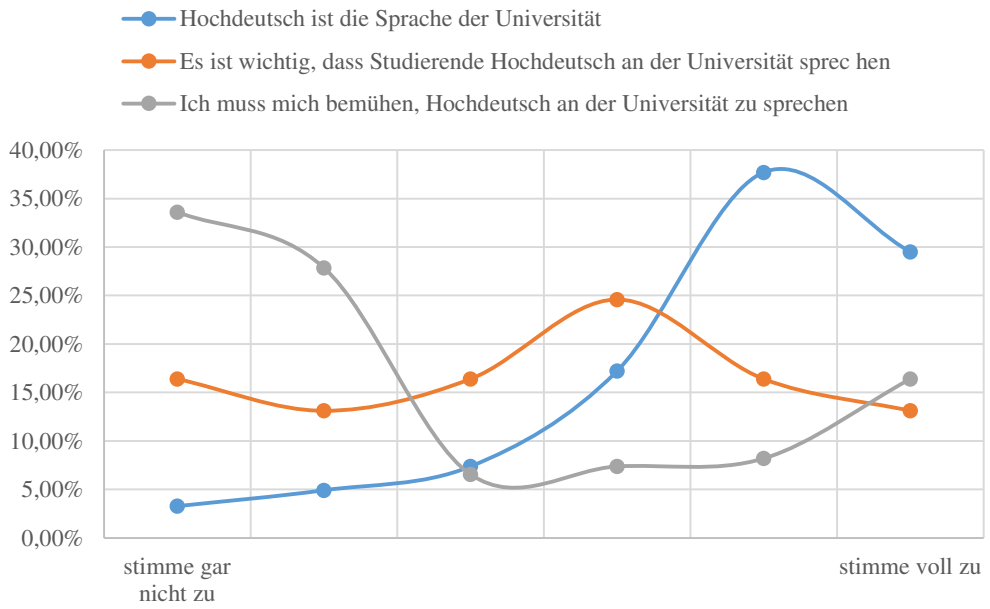


Abb. 51: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Die vermeintlichen Vorteile des „Hochdeutschen“ werden in der zweiten Gruppierung zusammengeführt.

> Man hört zum Beispiel relativ wenig Kritik über die Sprache der Medizin, solange sie sich auf den medizinisch-wissenschaftlichen Bereich unter optimaler Nutzung der griechischen und lateinischen Wortressourcen bezieht. Erst bei dem Transfer in die breitere Öffentlichkeit (etwa in den Praxen der Ärzte und den Krankenhäusern, aber auch mit Blick auf die Sprache der Pharmakologie) wird die Kritik laut oder gar sehr laut. (EHLICH 2000: 68)

Inwiefern vertreten nun Medizin-Studierende die Einstellung, dass wissenschaftliche Inhalte an die „hochdeutsche“ Varietät gekoppelt sind und, dass die Kompetenz, „Hochdeutsch“ zu sprechen, für den Beruf von Bedeutung ist.

Unter den Befragten überwiegt deutlich die Ansicht (zu rund 82 %), dass wissenschaftliche Inhalte eine Verwendung des „Hochdeutschen“ bedingen und dadurch auch die Fähigkeit zur anschaulichen Vermittlung erhöht wird. Dadurch lässt sich die **„Hypothese“ drei**, welche unter anderem den Gesichtspunkt der Ausdrucksstärke mit dem „Hochdeutschen“ in Verbindung bringt, wiederholt für richtig erklären. Dass jedoch der Gebrauch von „Hoch-

deutsch“ einer Aussage mehr Gewicht verleiht, wird sehr unterschiedlich bewertet. Ein wenig mehr als die Hälfte der Studierenden stimmt dieser Aussage zu und rund 45 % vertreten nicht diesen Standpunkt. Beinahe 90 % der ProbandInnen geben ihre Zustimmung, dass das Beherrschen der „hochdeutschen“ Varietät eine wichtige Voraussetzung für den weiteren Beruf ist.

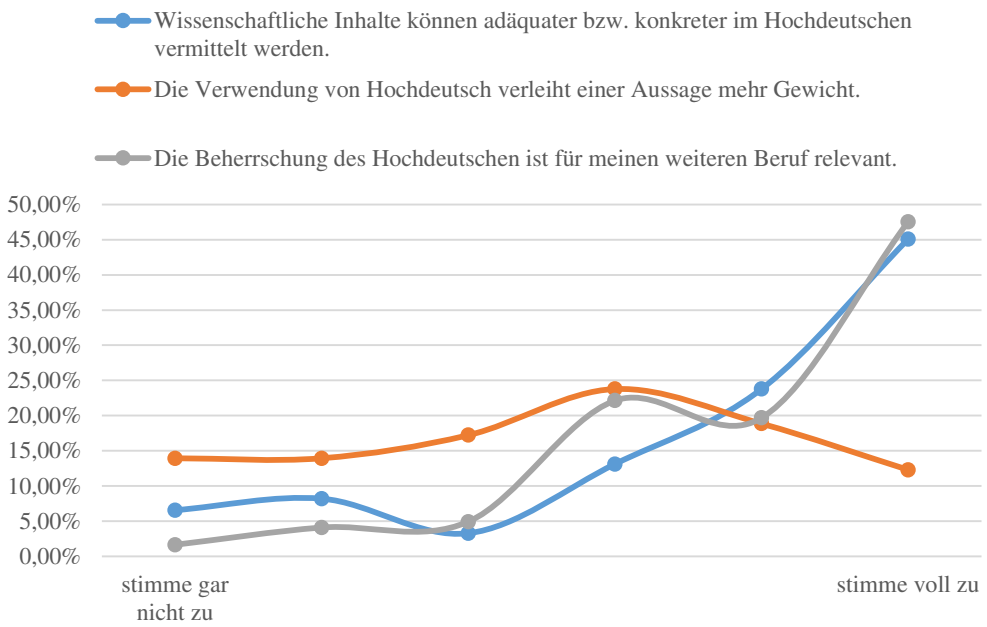


Abb. 52: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Die dritte Formation setzt sich mit dem Nonstandard-Gebrauch näher auseinander. Der ersten Aussage *Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht hochdeutschen Sprechweise* wird mehrheitlich zu rund 79 % zugestimmt. Die Ansicht, dass dialektale oder umgangssprachliche Sprechweisen an der Universität eine Art von Vertrauen schaffen bzw. dazu anregen, wird von den Befragten inhomogen beantwortet. Dennoch gehen mit der Aussage rund 65 % der Studierenden konform. Diese beiden Aussagen lassen sich wiederum mit dem Grad an „sozialer Nähe“ in Einklang bringen. Es zeigt sich eine starke Tendenz, dass bei der Äußerung hinsichtlich der adäquaten bzw. verstehbaren Verwendung von Nonstandard-Deutsch eine nahezu 82 %-ige Zustimmung besteht.

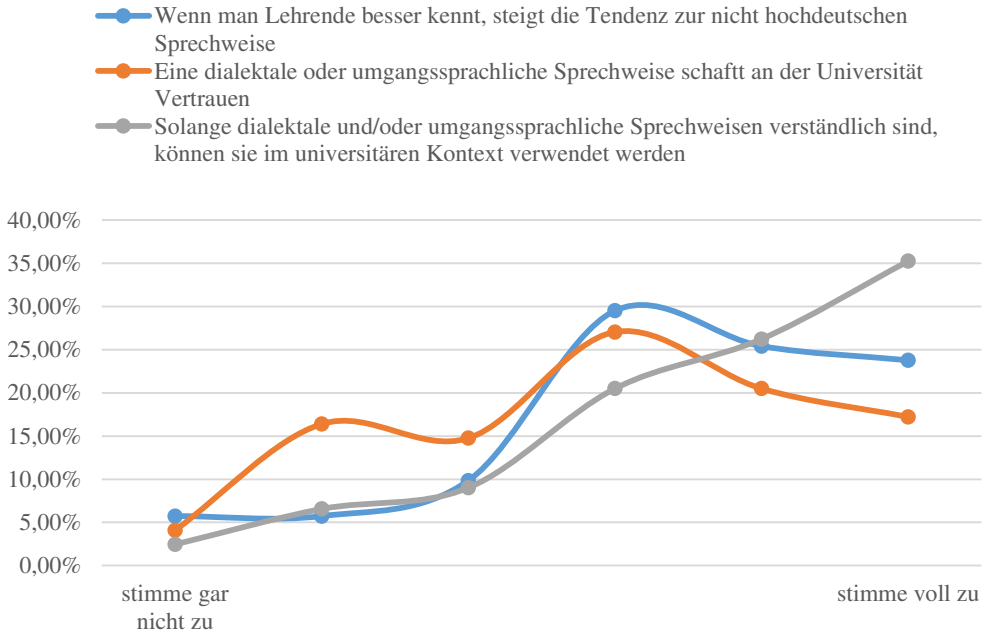


Abb. 53: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

Betrachtet man die Aussage *Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch" an der Universität sprechen* im Bundesländervergleich ist auf einen Blick erkennbar, dass nicht alle drei Bundesländer der Äußerung eher zustimmen. Mit einer Zustimmung von 64,29 % führen Studierende aus Niederösterreich, gefolgt von Studierenden aus Wien mit 60 % und Studierenden, aufgewachsen in Oberösterreich, mit 42,85 %. Im Rahmen der bisherigen Bundesländer-Analyse manifestiert sich, dass Studierende aus Oberösterreich als weitgehend loyal in Bezug auf Nonstandard-Deutsch aufgefasst werden können. Dies zeigt sich auch wiederum an dieser bundesländerspezifischen Aufschlüsselung.

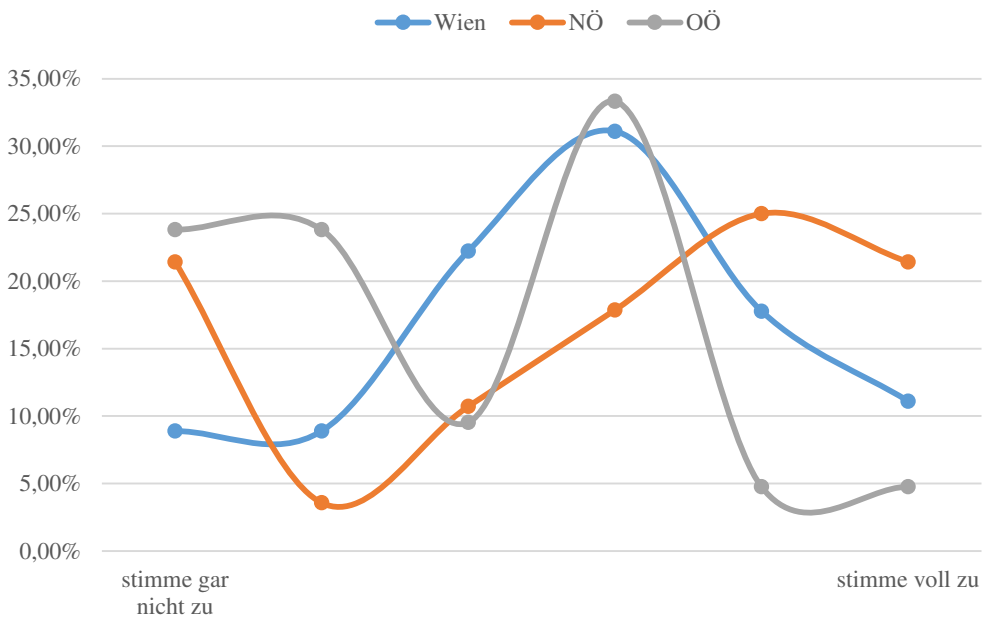


Abb. 54: Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen – Bundesländervergleich.

Die Äußerung *Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen* sieht in der Gesamtheit hinsichtlich der Bundesländer Wien und Niederösterreich etwas homogener aus. Rund 93 % der Studierenden aus Wien und 71 % der Studierenden aus Niederösterreich gehen mit der Aussagen nicht konform. 52,38 % der Studierenden aus Oberösterreich vertreten die Einstellung, sich bei der Verwendung der „hochdeutschen“ Varietät bemühen zu müssen.

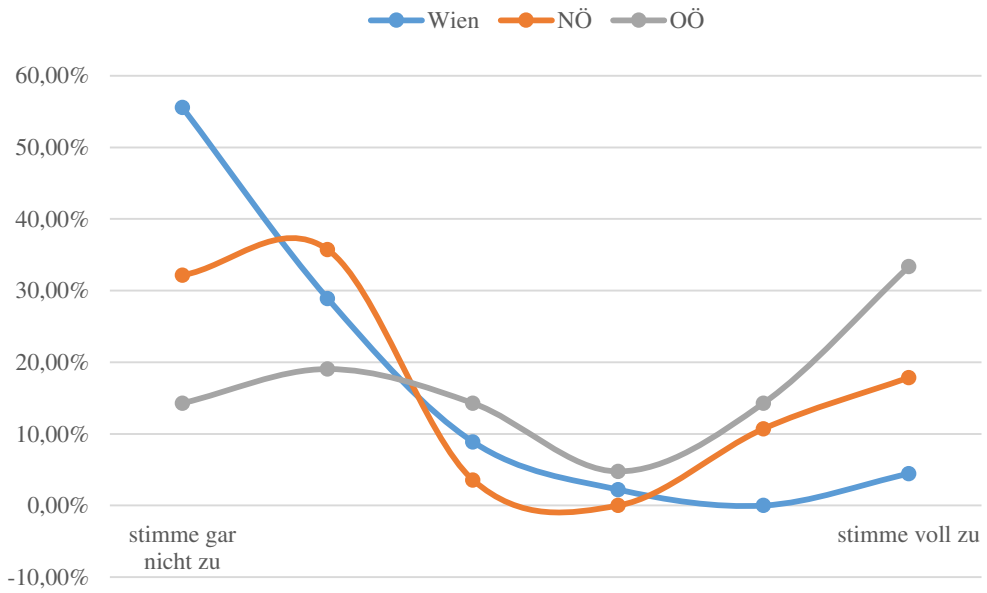


Abb. 55: Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen – Bundesländervergleich.

4.3 TU-Studierende der Technischen Universität Wien

Die Technische Universität Wien zählt mit Wintersemester 2014 29002 Studierende (vgl. TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 42). Die folgende Tabelle exemplifiziert die Einteilung der belegten ordentlichen Studien (vgl. TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 43):

WS 2014	**Österreich**			**Gesamt (Ö, EU, Drittstaaten)**		
STUDIENARTEN	**Frauen**	**Männer**	**Gesamt**	**Frauen**	**Männer**	**Gesamt**
Diplomstudium	387	1.047	1.434	460	1.185	1.645
Bachelorstudium	3.397	11.018	14.415	5.156	14.457	19.613
Masterstudium	1.041	3.333	4.374	1.830	4.613	6.443
Doktoratsstudium	321	1.349	1.670	603	1.881	2.484
Gesamt	**5.146**	**16.747**	**21.893**	**8.049**	**22.136**	**30.185**

Tab. 19: Statistik TU-Studierende (vgl. TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 43).

Von insgesamt 29002 TU-Studierenden habe ich mit meiner Fragebogenerhebung 122 erreicht. Das sind 0,4 % der Gesamtanzahl.

4.3.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch

Welche Sprechweise verwenden nun **TU-Studierende** in diversen Situationen in Interaktion mit unterschiedlichen Personen?
Die Situationstypen *Gespräche unter Studierenden in einer LV* und *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* können eindeutig dem Nonstandard-Deutsch-Bereich zugeordnet werden und werden nun bundesländerspezifisch aufgefächert. Bei *Gespräche unter Studierenden in einer LV* erzielt das Bundesland Wien den höchsten Wert mit 44,47 %, bei der Angabe „Umgangssprache“ und ebenso bei Anpassung zw. U & H. 13,16 % der Studierenden, die in Wien aufgewachsen sind, 28,57 % der Studierenden aus Niederösterreich und 42,31 % der Studierenden aus Oberösterreich haben sich für den Dialekt entschieden. Bei der Kategorie „Hochdeutsch“ haben 5,26 % der Studierenden aus Wien eine Angabe ge-

macht. Studierende aus Niederösterreich und Oberösterreich haben diese Kategorie überhaupt nicht angekreuzt. 21,43 % der Studierenden aus Niederösterreich, gefolgt von 19,23 % der Studierenden, aufgewachsen in Oberösterreich, und 18,42 % der Studierenden aus Wien haben sich für Anpassung zw. D & U entschieden.

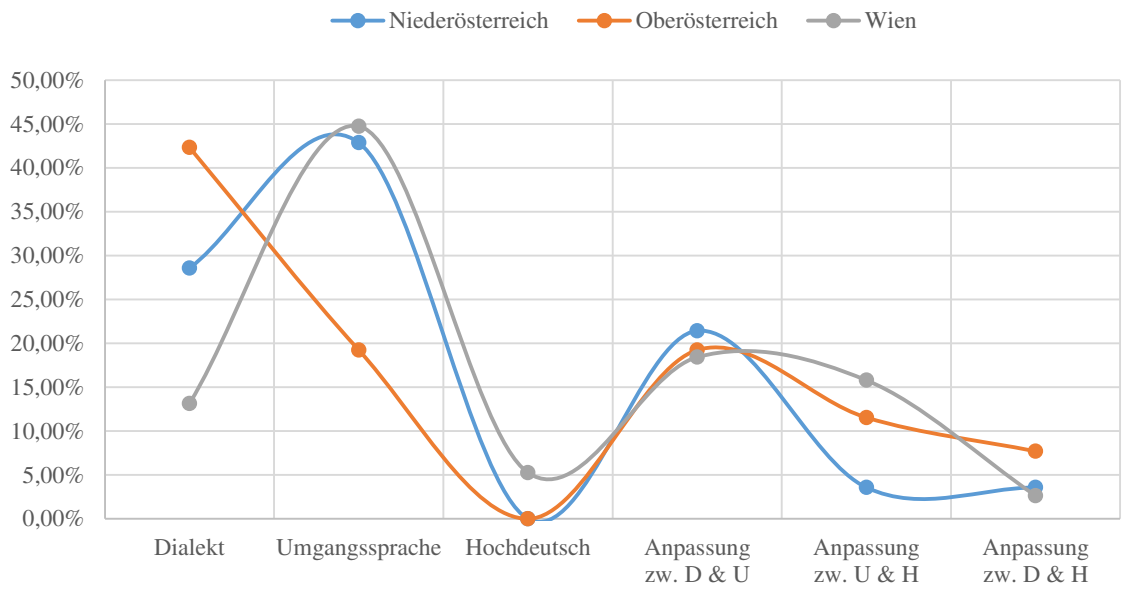


Abb. 56: Gespräche unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Bei dem Typ *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* gibt sich ein ähnliches Bild zu erkennen. Die Kategorie „Umgangssprache“ kreuzen jedoch hier am häufigsten Studierende aus Niederösterreich, 46,43 %, gefolgt von Studierenden, aufgewachsen in Wien, 42,11 %, und von 23,08 % der Studierenden aus Oberösterreich an. 42,31 % der Studierenden aus Oberösterreich und 28,57 % der Studierenden aus Niederösterreich entfallen auf die Angabe Dialekt. Studierende aus Niederösterreich führen, wie auch bei der oberen Grafik, bei der Kategorie Anpassung zw. D & U mit 21,43 % gefolgt von Studierenden aus Wien (18,42 %) und Oberösterreich (15,38 %). Bei Befragten aus Wien wird in deren Selbsteinschätzung zu 5,26 % „Hochdeutsch“ benutzt. Im Unterschied zur vorigen Grafik verwenden ausschließlich Studierende aus Niederösterreich vorgeblich kein „Hochdeutsch“. Summa summarum lassen sich bei diesen beiden Situationstypen, verteilt auf die drei Bundesländer, die ProbandInnen aus Oberösterreich als am meisten dialektloyal erfassen, denn diese erreichen bei den Kategorien Dialekt und Anpassung zw. D & U zusammengezählt die höchsten Werte.

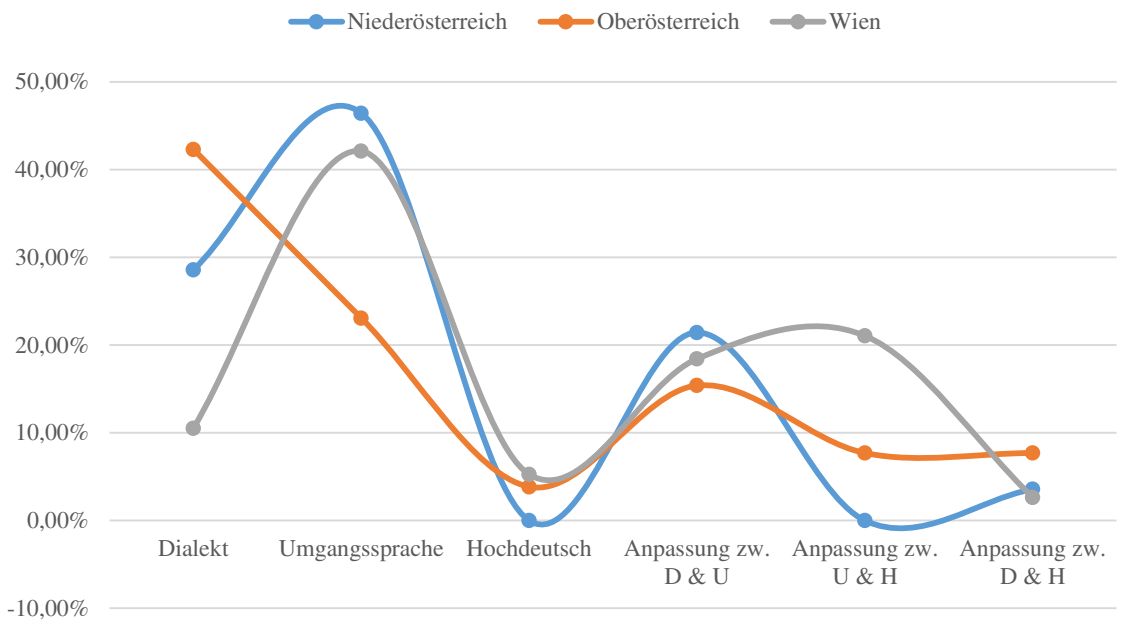


Abb. 57: Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

In Kontakt mit Lehrenden reduziert sich der vermeintliche Gebrauch von „Hochdeutsch“ gemäß folgender Abfolge: *Gespräch mit Lehrenden während der LV* (36,89 %), *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* (18,85 %) und *Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde* (18,03 %). Die beiden zuletzt genannten Situationstypen werden angeblich größtenteils in der „Umgangssprache“ (39,34 % bzw. 31,97 %), in einer Art Anpassung zw. U & H (22,95 % bzw. 27,87 %) oder in der „hochdeutschen“ Varietät geführt. Bei *Gespräch mit Lehrenden während der LV* entfallen 27,87 % auf die „Umgangssprache“, 22,95 % auf Anpassung zw. U & H und 5,74 % auf Anpassung zwischen D & U. Die Ergebnisse lassen sich schließlich, wie ebenso bei den Germanistik- und Medizin-Studierenden, mit dem Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) in Verbindung bringen.

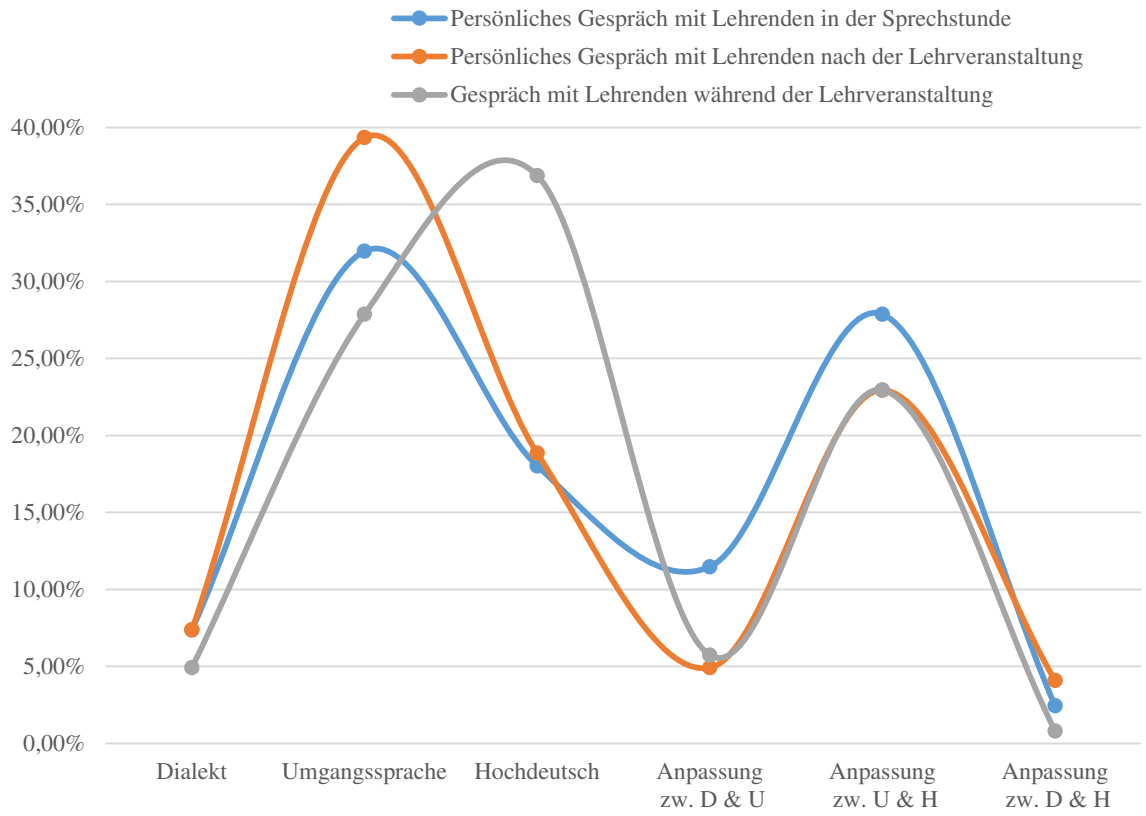


Abb. 58: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Der vermeintliche Standarddeutsch-Gebrauch korreliert mit folgenden Lehrveranstaltungen und Situationen: Beim *E-Mail-Kontakt mit Lehrenden* und die *schriftliche Interaktion mit Lehrenden in Moodle-Kursen betreffend* überwiegt die Verwendung von „Hochdeutsch" (über 86 %) und die Anpassung zw. U & H.

Konträr dazu verläuft die mutmaßlich schriftliche Interaktion mit Studierenden. Für die Kommunikation in *Moodle-Kursen* haben 50,82 % angegeben, „Hochdeutsch", 25,41 % „Umgangssprache" und 8,20 % eine Anpassung zw. U & H zu verwenden. Hingegen wird beim *E-Mail-Kontakt mit Studierenden* nur mehr zu 46,72 % die „hochdeutsche" Varietät, zu 25,41 % die „Umgangssprache" und zu 11,48 % eine Anpassung zw. U & H gebraucht. Bei einer *Präsentation im Plenum* haben 50 % der ProbandInnen angegeben, „Hochdeutsch" und jeweils 18,03 % „Umgangssprache" und eine Anpassung zw. U & H zu sprechen. 37,70 % entscheiden sich für die Verwendung der „hochdeutschen" Varietät bei einer *mündlichen Prüfung*, 27,87 % haben diesbezüglich die „Umgangssprache" und 18,85 % die Kategorie Anpassung zw. U & H angekreuzt. Bei einer *Präsentation im Plenum* und bei einer *mündlichen Prüfung* spielen ebenfalls die kommunikativen Faktoren von MUHR

(vgl. 1995: 105) eine wesentliche Rolle. Des Weiteren kann dieser vermeintliche Sprachgebrauch bei *Präsentationen im Plenum* und bei *mündlichen Prüfungen* nach KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) wiederum als Sprache der Distanz aufgefasst werden.

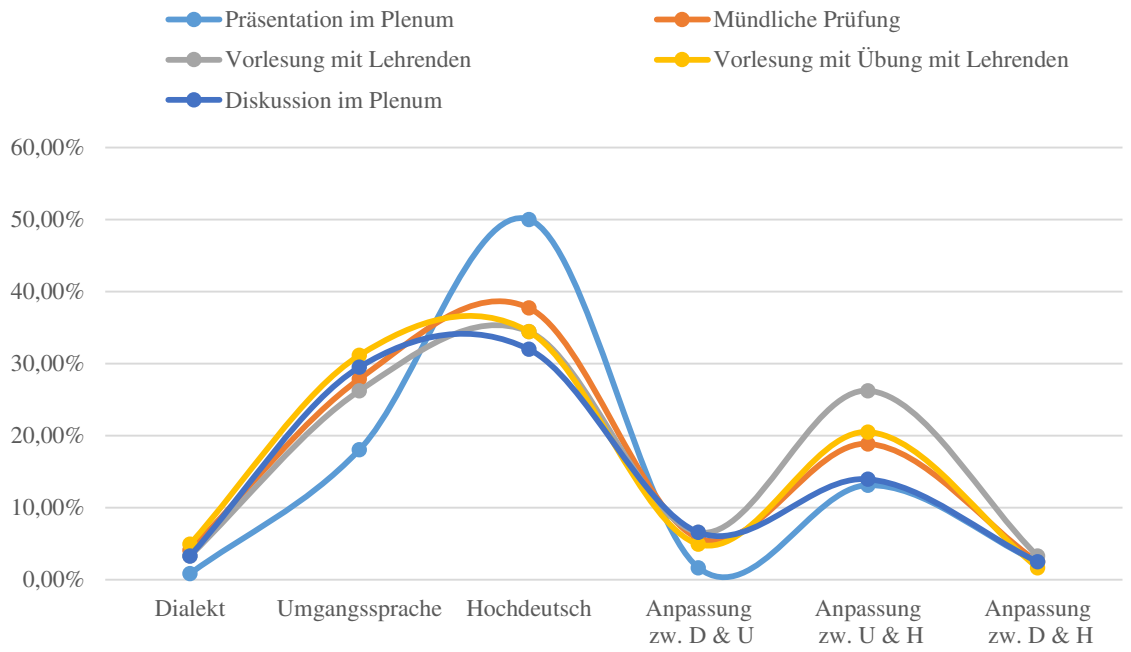


Abb. 59: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Außerdem zeigt die Grafik bei den Lehrveranstaltungstypen *Vorlesung mit Übung mit Lehrenden* und *Diskussion im Plenum* fast identische Kurvenverläufe: 31,15 % bzw. 29,51 % entfallen auf die „Umgangssprache“, 34,43 % bzw. 31,97 % auf die „hochdeutsche“ Varietät und 20,49 % bzw. 13,93 % auf die Kategorie Anpassung zw. U & H. Annähernd kongruent ist auch der Typ *Vorlesung mit Lehrenden*. Dieser unterscheidet sich nur bei der Kategorie Anpassung zw. U & H. Hier erreicht der Typ nach Angabe der TU-Studierenden 26,23 %. Diese drei Lehrveranstaltungstypen und ebenfalls der Typ *mündliche Prüfung* befinden sich folglich an der Kippe zwischen Standard- und Nonstandard-Deutsch. Klare Tendenzen in eine Richtung sind nicht deutlich genug erkennbar.

„Hypothese“ zwei, welche auf der Annahme beruht, dass der vermeintliche Nonstandard-Gebrauch in Lehrveranstaltungen und in gewissen Situationskonstellationen hinsichtlich der Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden mit dem Grad an „sozialer Nähe“ korreliert, ist auch bei der zweiten Kontrollgruppe zutreffend. Der Situationstyp *mündliche Prüfung* sticht hier jedoch besonders vor, da sich dieser, nicht wie bei den anderen ProbandInnen, deutlich unter der 50 % – Marke bei der Kategorie „Hochdeutsch“ befindet.

Bei *Übung mit Lehrenden* haben 24,59 % angegeben, die „hochdeutsche“ Varietät zu verwenden. 37,70 % haben sich für die „Umgangssprache“ und 20,49 % für eine Anpassung zw. U & H entschieden. Die restlichen Lehrveranstaltungstypen, *Seminar mit Lehrenden*, *Exkursionen mit Lehrenden*, *Laborübungen mit Lehrenden* und *Praktikum mit Lehrenden*, können in Bezug auf die vermeintliche Verwendung von Dialekt, „Umgangssprache“ und Anpassung zw. D & U als homogen angesehen werden. Sie unterscheiden sich dennoch in folgender Hinsicht: 21,31 % geben an, bei einem *Seminar mit Lehrenden* „Hochdeutsch“ zu verwenden. Bei *Exkursionen mit Lehrenden* haben 16,39 % die „hochdeutsche“ Varietät und 13,11 % eine Anpassung zw. U & H ausgewählt.

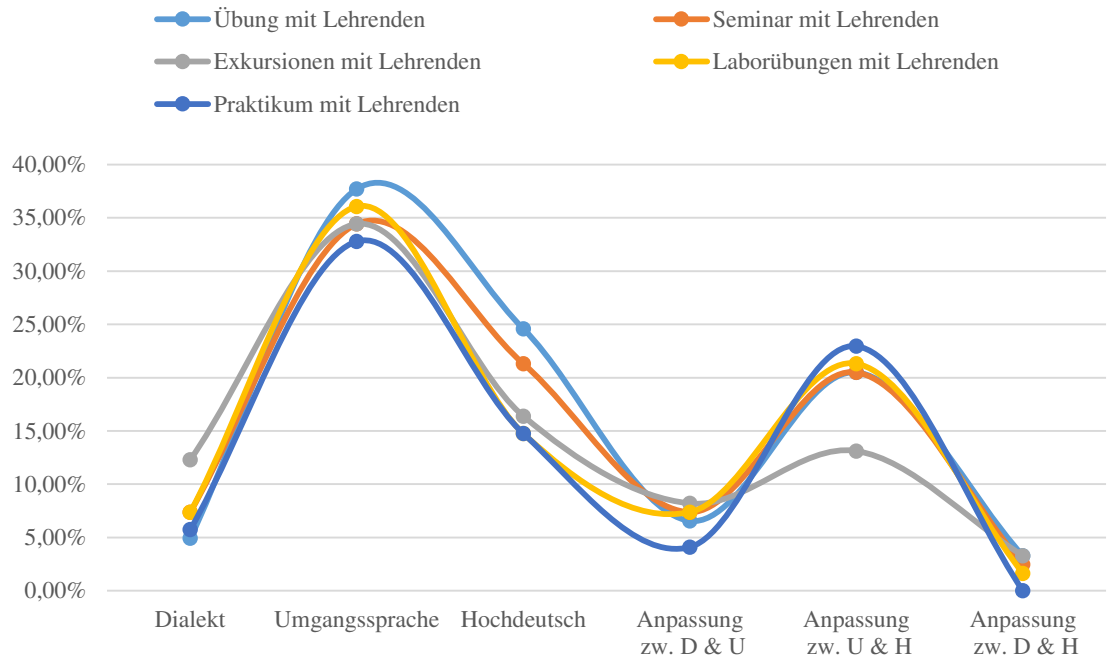


Abb. 60: Lehrveranstaltungstypen im eher Nonstandard-Deutsch-Bereich.

Am Ende der aufgelisteten Lehrveranstaltungen und Situationen gibt es noch ein Textfeld mit der Formulierung *anderes:*. Von diesem Textfeld haben vier ProbandInnen Gebrauch gemacht.

Sprechweise	***anderes:* Textfeld**
Anpassung zw. D & U	„Pausengespräche mit Mitstudenten“.
„Umgangssprache“	„Nur zur Info: die meiste gesprochene Interaktion im Master Physik ist auf Englisch. Die einzig mündlichen Gespräche auf Deutsch finden meist mit anderen

	Gruppenmitgliedern aus Deutschland statt, wobei hier zwar Umgangssprache gesprochen wird, man öfters Wörter erklären muss.“.
Anpassung zw. D & U	„Ich spreche so, dass ich verstanden werde, und schreibe hochdeutsch, außer bei kurzfristigem, informellem Schriftkontakt (Chat)“.
Anpassung zw. D & H	„Beruflich mit Personen, die nur Hochdeutsch verstehen.“

Tab. 20: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Anschließend verfügt der Fragebogen noch über drei weitere, fakultative Textfelder. Gesamt habe ich beim Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Hochdeutsch verwenden: Warum tun Sie das?* 108 Antworten (von 122) erhalten.

Schriftlicher Verkehr wird für 35 Personen in „Hochdeutsch“ geführt.

„Für schriftlichen Verkehr ist Hochdeutsch die einzig akzeptable Lösung“.

„Bei schriftlichen Verkehr mit Lehrenden liegt es an der Unsicherheit wie ein Lehrender mit Umgangssprache umgeht, daher ist man mit Hochdeutsch auf der sicheren Seite.“

„Schriftlich: um das Hochdeutsch zu bewahren (Grammatik, Ausdruck), da die ‘Chatsprache’ aus meiner Sicht nicht angemessen wäre“.

„Sämtliche rezipierte Literatur seit Lesefähigkeit ist hochdeutsch verfasst. (abseits Mundartdichtungen) wie ich geschriebenes seit klein auf kenne, so schreibe ich auch.“

30 Befragte verwenden „Hochdeutsch“ aufgrund der Verständlichkeit und größeren Reichweite. Der Aspekt der verständlicheren Ausdrucksweise wird laut **„Hypothese“ drei** mit Standarddeutsch in Zusammenhang gebracht und gilt somit als bestätigt.

„Zur besseren, allgemeinen Verständlichkeit“.

„Um keine Unklarheiten aufkommen zu lassen“.

„Zur Erleichterung der Kommunikation mit Menschen anderer Muttersprache bzw. Menschen, die von Haus aus Schriftsprache sprechen.“

„In persönlichen Gesprächen verwende ich Hochdeutsch, damit mich alle uneingeschränkt verstehen können.“

29 ProbandInnen sprechen „Hochdeutsch“ aus Gründen des Respekts und der Höflichkeit. **„Hypothese“ drei** beinhaltet unter anderem die Auffassung, dass der Aspekt Höflichkeit mit der „hochdeutschen“ Varietät korreliert. Die Richtigkeit der Annahme lässt sich nun durch das fakultative Textfeld nachweisen.

„Weil Lehrende üblicherweise Respektpersonen sind und Hochdeutsch die formalste Sprechweise ist.“

„Im Gespräch mit Autoritätspersonen versuche ich mich meistens ‘schön’ auszudrücken, weil es finde ich auch von Respekt zeigt, wenn man nicht gerade im Dialekt daher schreibt.“

„Weil es förmlicher und höflicher ist gegenüber Lehrenden, vor allem in öffentlichem Kontext (keine Einzelgespräche)“.

„Mündlich: aufgrund von Respekt, Achtung und Ehrfurcht der Person gegenüber - besonders wenn eine Person gesellschaftlich oder hierarchisch gesehen eine ‘höhere’ Stellung einnimmt; dies ist wahrscheinlich auch durch das erzogene Wertesystem begründet“.

21 Äußerungen lassen sich der Kategorie *Diverses* zuordnen.

„Weil ich einmal als ‘Bauer vom Lande’ vom Lehrenden beschimpft wurde.“

„Allgemeine Bemühung, ‘ordentlich’ zu sprechen“.

„Außerdem ist es für das Berufsleben oder andere Kooperationen im fortgeschrittenen Studium von Vorteil fließend und sinnvoll Hochdeutsch sprechen zu können.“

„Ich finde es passender und es zeigt, dass einem etwas an der Unterhaltung liegt.“

Für 13 Personen entspricht die „hochdeutsche“ Varietät dem Sprachgebrauch in formellen, offiziellen Situationen mit Öffentlichkeitscharakter.

„Formeller Rahmen“.

„Wenn es sich um eine formelle Informationsweitergabe handelt.“

„Weil das formelle Situationen sind, die meiner Meinung nach Hochdeutsch verlangen“.

„Schon in der Volksschule wurde mir beigebracht mit Lehrenden Hochdeutsch zu sprechen. Das ist formeller. Der Dialekt wäre in diesem Fall für mich befremdlich.“

10 Befragte schreiben dem Gebrauch der „hochdeutschen“ Varietät ein höheres soziales Prestige zu.

„Weil es sachlicher und professioneller wirkt“.

„Um einen seriösen Eindruck zu machen“.

„Evtl. besserer Eindruck bzw. Eindruck von guter Erziehung“.

„Da ein gepflegtes Deutsch meiner Meinung nach zu einem guten Auftreten gehört.“

Für 6 ProbandInnen ist das „Hochdeutsche“ die gewohnte Sprechweise in allen Situationen.

„Gewohnheit“.

„Weil ich es so gelernt habe und gewohnt bin.“

„Weil ich eigentlich immer Hochdeutsch rede, da mein Vater aus Deutschland kommt.“

„Ich spreche generell eher nach der Schrift; obwohl ich aus Klagenfurt komme, hatte ich nie einen besonders starken Dialekt.“

5 Personen sprechen „Hochdeutsch“ aufgrund der Ausdrucksstärke, auch in Bezug auf Fachvokabular. **„Hypothese“ drei**, welche nicht nur den Faktor der Höflichkeit, sondern ebenso den Aspekt der klaren, präzisen Ausdrucksweise, der mit dem „Hochdeutschen“ untrennbar Hand in Hand geht, enthält, gilt hiermit zumindest ansatzweise als bestätigt.

„Um sicher zu gehen, dass meine Punkte klar werden“.

„Weil es die Informationsvermittlung verlangt (z.B. gewisse Wörter nicht in Umgangssprache existieren)“.

„Mein aktiver Wortschatz im Hochdeutsch größer ist - bzw. mir treffendere Wörter im Hochdeutschen leichter einfallen/besser klingen als im Dialekt.“

„Weil es sprachlich eindeutig ist und ich es von anderen auch erwarte. Beispiel: In da Mundoat gibts ka doppite Vaneinung ned.“

4 Befragte rekurrieren auf die geltende Norm in Bezug auf „Hochdeutsch“. Noch dazu assoziieren sie damit Wissenschaftlichkeit und Fachwissen.

„Allgemein erwarteter Standard“.

„Weil es sich in gewissen Situationen gehört.“

„Weil es die offizielle deutsche Sprache ist.“

„Ich finde, auf einer Universität gehört, zumindestens im allgemeinen Umgang, der Gebrauch des Hochdeutschen als Richtsprache.“

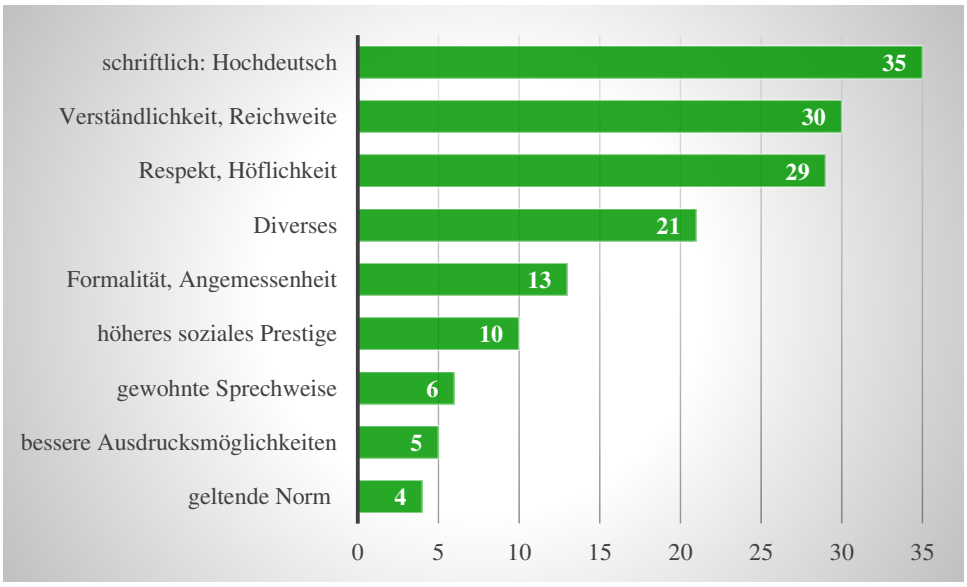


Abb. 61: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

Durch die Kategorien *Verständlichkeit, Reichweite*, *Respekt, Höflichkeit* und *bessere Ausdrucksmöglichkeiten* kann die **„Hypothese“ drei** für richtig erklärt werden.

Summa summarum haben 103 (von 122) Befragte das Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Umgangssprache verwenden: Warum tun Sie das?* ausgefüllt.

24 ProbandInnen argumentieren, dass dadurch ein lockerer oder privater Kontext bzw. eine lockere oder private Atmosphäre signalisiert und auch hergestellt wird. Zumeist findet eine derartige Situation unter Studierenden, Gleichaltrigen, Bekannten und vertrauten Personen statt.

„Weil ich mich im privaten Umfeld befinde und keinen gesellschaftlichen Konventionen unterliege."

„Weil ich mit Studienkollegen gemeinsam auf ein Ziel hinarbeite und wir größtenteils befreundet sind, also eher informell miteinander sprechen."

„Weil das dann weniger offizielle, sprich allgemeine, Situationen sind - man ist a) in kleineren Gruppen oder b) unter 'seinesgleichen' (= Kollegen)".

„Weil dann ein etwas lockerer, entspannterer Rahmen herrscht, in dem vielleicht auch mehr persönliche Meinung von mir möglich ist und das Gespräch nicht akademisch beurteilt wird (also benotet). Außerdem sind das Situationen, in denen es eher um ein Miteinander geht."

23 Personen verwenden die „Umgangssprache" aufgrund der Verständlichkeit und größeren Reichweite.

„Wegen meiner Herkunft, da die Menschen oft nicht den Dialekt verstehen. Mit Umgangssprache kommt die Mehrheit klar :)".

„Mein Dialekt ist sehr verankert in meinen Wortschatz. Um mich aber besser zu verständigen, musste ich mich an hochdeutsch annähern."

„Die Universität ist ein bunter Meltingpot von Studierenden aus allen Regionen Österreichs und dem Ausland, im Dialekt fällt es einen schwerer verstanden zu werden. In der Umgangssprache kann man sich ebenfalls besser gewählt ausdrücken als in der Mundart."

„Ich finde, dass sich das furchtbar anhört, wenn ich meine 'angeborene' Umgangssprache ins Hochdeutsche zu zwängen versuche - vor allem mündlich, und vor allem bei Oberösterreichern, Tirolern, Vorarlbergern.... Solang man die Umgangssprache versteht, bzw. ggf. leicht ans Hochdeutsche anpasst, ist es oft leichter, jemandem zu folgen, wenn er Umgangssprache spricht als wenn er's mit Hochdeutsch versucht."

20 Befragte haben angegeben, dass die „Umgangssprache" durch Einfachheit und durch eine unkomplizierte Handhabung besticht.

„Weil es bequemer ist."

„Weil es effizienter ist".

„Weil ich es gemütlich/angenehm finde".

„Man muss sich nicht anstrengen (Ja als Steirer ist es anstrengend immer schön zu sprechen)".

Für 18 ProbandInnen ist die „Umgangssprache" die gewohnte Sprechweise in allen Situationen, die noch dazu Authentizität vermittelt.

„Weil ich mich nicht verstellen muss".

„Weils mir wichtig ist als Teil meiner Identität meine Umgangssprache durchscheinen zu lassen und ich auch die meiste Zeit so sprech".

„Weil das (meines Erachtens) normale Redensweise ist.“

„Das ist eigentlich meine Alltägliche Art zu reden, ohne darüber nachzudenken. Deswegen rede ich immer so außer wenn ich mich bewusst vor bestimmten Leuten korrekt ausdrücken möchte.“

17 Äußerungen lassen sich in die Kategorie *Diverses* eingliedern.

„Ich kann, auch wenn ich Umgangssprache spreche, durch mein Auftreten den Lehrenden trotzdem vermitteln, dass ich kompetent bin, obwohl ich in Umgangssprache, evtl. sogar Dialekt, spreche.“

„Dies kommt auf die Situation an jedoch wenn man sich wohl fühlt, denke ich, dass auch so die eigene Persönlichkeit am besten zum Vorschein kommt“.

„Um nicht zu ‘hochnäsig’ zu wirken.“

„Häufiger Wechsel zwischen Hochdeutsch und Dialekt passiert mir manchmal, wenn mir die Situation eher egal ist und mir entweder das Fach eher unwichtig ist oder ich von der Lehrenden/Mitstudierenden Person nicht viel halte bzw. mir ihre Meinung egal ist (wichtig: häufiger WECHSEL im Gespräch zwischen Hochdeutsch und Dialekt ist meiner Meinung nach negativer zu beurteilen als die Entscheidung für eines davon).“

11 Personen erläutern, sich dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, der bzw. die „Umgangssprache“ spricht, sowohl automatisch als auch nicht automatisch anzupassen.

„Die Sprache hängt immer vom Gegenüber ab“.

„Weil ich mich anpasse, bis zu einem gewissen Grad“.

„Ich versuche meine Sprechweise meinem Gesprächspartner anzupassen, so dass gegenseitige Verständlichkeit und Wertschätzung gegeben ist.“

„Es sozial oft ‘passender’ ist (sprich für andere Menschen angenehmer ist).“

In informellen Situationen empfinden 10 Befragte die Verwendung der „Umgangssprache“ als angemessen.

„Lockere Situationen“.

„Passt am besten in einem alltäglichen/informellen Umfeld.“

„Passender, weniger offizieller Rahmen“.

„Bei legeren Gesprächen, welche nicht auf einer professionellen Basis aufbauen, halte ich es für angemessen und bequem in der normalen Umgangssprache zu sprechen.“

6 ProbandInnen beschreiben die „Umgangssprache“ als perfekten Kompromiss zwischen „Hochdeutsch“ und Dialekt.

„Wenn mir Dialekt zu ‘bäuerlich’ ist und Hochdeutsch zu formell. Ist ein gutes Mittelmaß.“

„Falls Gesprächspartner Schwierigkeiten mit gesprochenem Dialekt haben, Hochdeutsch zu sprechen für das Verständnis jedoch nicht notwendig ist, wähle ich Umgangssprache als meine Ausdrucksweise.“

„Umgangssprache ist ein Kompromiss: höflicher als der Dialekt, da mich alle Anwesenden verstehen, aber ich muss meinerseits weniger Konzentration dafür aufbringen als für Hochdeutsch.“

„Umgangssprache in Kombination mit meinem Dialekt verwende ich oftmals, wenn ich mich in Interaktion mit anderen Studierenden befinde. Ich möchte, dass sie mich verstehen, aber meinen Dialekt möchte ich trotzdem nicht gänzlich ablegen.“

5 Personen geben an, in die „Umgangssprache“ überwiegend unbewusst hineinzugleiten.

„Passiert mir halt mit Studienkollegen. Ich denke normalerweise nicht darüber nach warum.“

„Inkonsequenz in meiner Bemühung, ordentlich zu sprechen“.

„Bei informellen Gesprächen verfalle ich grundsätzlich ab und zu in die Umgangssprache.“

„Im Umgang mit Studienkollegen, wobei die meisten inzwischen Freunde sind, spreche ich wie es mit gerade einfällt. Und das ist meiner Meinung nach Umgangssprache, da ich (in Wien aufgewachsen, Eltern aus Bayern) keinen starken regionalen Einschlag in meiner Sprache finde“.

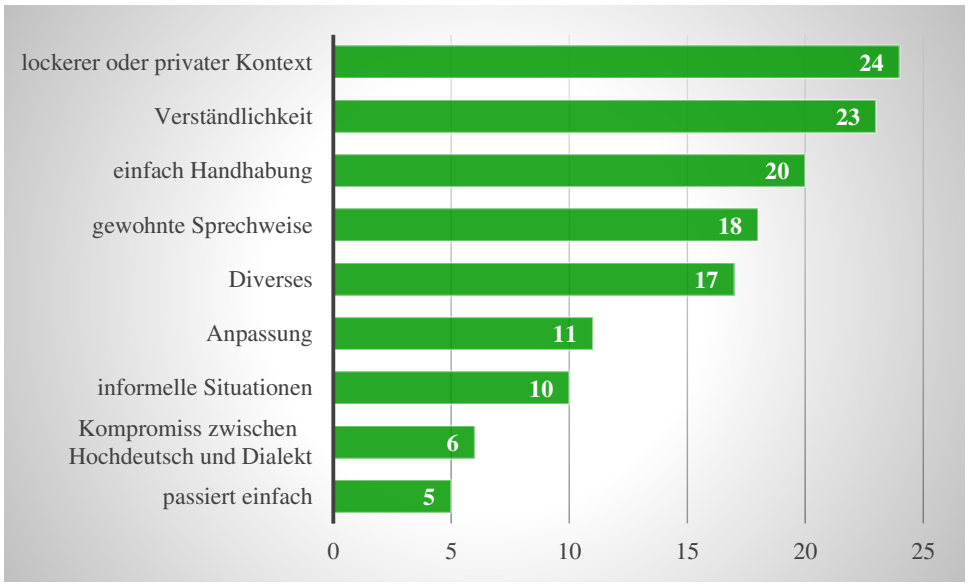


Abb. 62: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

78 (von 122) Befragte haben das Textfeld *Wenn Sie in einzelnen, oben genannten Situationen Dialekt verwenden: Warum tun Sie das?* in Anspruch genommen.

35 ProbandInnen gebrauchen den Dialekt, da dieser die gewohnte Sprechweise in Kontakt mit Familie, Freunden und Personen in naheliegender Umgebung kennzeichnet. Des Öfteren wird Dialekt gesprochen, wenn Studierende bzw. andere Personen Dialekt verwenden und wenn man merkt, dass ein Dialekt-Verständnis vorhanden ist.

„Man merkt, dass man verstanden wird bzw. man kennt sich“.

„Dialekt wird nur in Interaktionen mit dem Personenkreis aus meiner Heimat verwendet.“

„Dialekt verwende ich meist nur im Umgang mit Menschen, die ebenfalls vom Land kommen.“

„Mit Kollegen ist es egal. da wird automatisch ‘hochgeschaltet’ wenn einen die Kollegen zu oft nicht verstehen. Also zuerst Dialekt -> Umgangssprache -> Hochdeutsch.“

Für 18 Personen ist der Dialekt die alltägliche und gewohnte Sprechweise.

„Gewohnheit. Solange mich Gesprächspartner im Dialekt ohne Schwierigkeit verstehen können, sehe ich keinen Grund, meine gewohnte Art des Sprechens aufzugeben.“

„Dialekt ist Teil meiner Identität. Sofern ich davon ausgehen kann, verstanden zu werden, gibt mir Dialekt zu sprechen ein Gefühl von Authentizität - und ist auch Indikator dafür, dass ich mich wohl fühle.“

„Mehr Sicherheit, mehr Selbstbewusstsein aufgrund meines Dialekts, muss mich nicht verstellen“.

„Weil es meine Hauptsprache ist.“

13 Antworten gehören der Kategorie *Diverses* an.

„Aus Trotz den Deutschen gegenüber^^“.

„Weil ich Dialekte sympathisch finde“.

„Dialekt sollte an der Universität finde ich, außer bei dialektischen Prüfungen (sofern sie noch existieren) in Sprachwissenschaften und sofern er eine Berechtigung in eben diesen Wissenschaften aus akademischer Sicht hat, sonst nicht verwendet werden.“

„Weil es auch Spaß macht […]. Situations- und Personen-abhängig, jedoch absolut nicht pauschalisierbar, wie hier in dem Fragebogen verlangt. Abhängig von: Stimmung, Person, Situation, Tagesverlauf, Interesse, Alkoholeinfluss, etc.“.

13 Befragte gebrauchen entweder nur im universitären Kontext oder allgemein keinen Dialekt.

„Mein Dialekt ist nicht ausgeprägt, daher eigentlich nie“.

„Ich spreche keinen Dialekt, weil ich damit nicht aufgewachsen bin und es daher nicht kann.“

„Habe ich nicht, weil auf der Uni eine zu breite Masse an Dialekten und Sprachen existieren und wenn du deinen Dialekt anwendest, kann dich kaum jemand verstehen.“

„Meinen Dialekt spreche ich eher nur mit der Familie oder engen Freunden, welche aus derselben Umgebung stammen und selbst im Dialekt sprechen. Im Universitätsalltag kommt dies eher selten vor.“

11 ProbandInnen haben durch das Textfeld mitgeteilt, dass der Dialekt als bequemere und geläufigere Sprechweise fungiert.

„Weil es am bequemsten ist.“

„Weil ich mich wohlfühle.“

„Weil ich mich am wohlsten fühle und ohne nachdenken sprechen kann.“

„Eigenes Wohlbefinden, kein Grund, anders zu sprechen als ich sonst spreche“.

6 Personen erläutern, sich dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, der bzw. die Dialekt spricht, anzupassen.

„Meistens aufgrund von Anpassung an den Dialekt von anderen Studierenden“.

„Wenn andere auch Dialekt reden ist es besser wenn ich auch Dialekt rede.“

„Wenn ich mit Personen rede, die selbst viel Dialekt reden, dann rede ich auch in meinem Dialekt.“

„Vor allem bei Anpassungssituationen, wenn jemand seinen Dialekt auspackt, mach ich das auch sehr gerne!“

3 Befragte benutzen Dialekt aufgrund der unverwechselbaren Ausdrucksstärke.

„Weil manche Wörter im Dialekt Dinge besser auf den Punkt bringen“.

„Man sich dadurch anders (= in manchen Situationen besser) ausdrücken kann.“

„Um damit unterschwellige Botschaften zu transportieren“.

3 ProbandInnen geben an, in den Dialektgebrauch vor allem unbewusst hineinzurutschen.

„Ab und zu drifte ich unbewusst bei Gesprächen unter meinen Studienkollegen in den Dialekt ab.“

„Meist unterbewusst in Gesprächen mit ‘Dialekt-Genossen’ (von denen es in meinem Studium kaum welche gibt)“.

„In den Dialekt verfall ich nur, wenn ich mit Studierenden aus meiner Region zusammenarbeite“.

2 Personen definieren den Dialekt als Sprechweise des vertrauten Umgangs.

„Weil die Beziehung zu Studierenden eine engere ist“.

„Vertrautheit“.

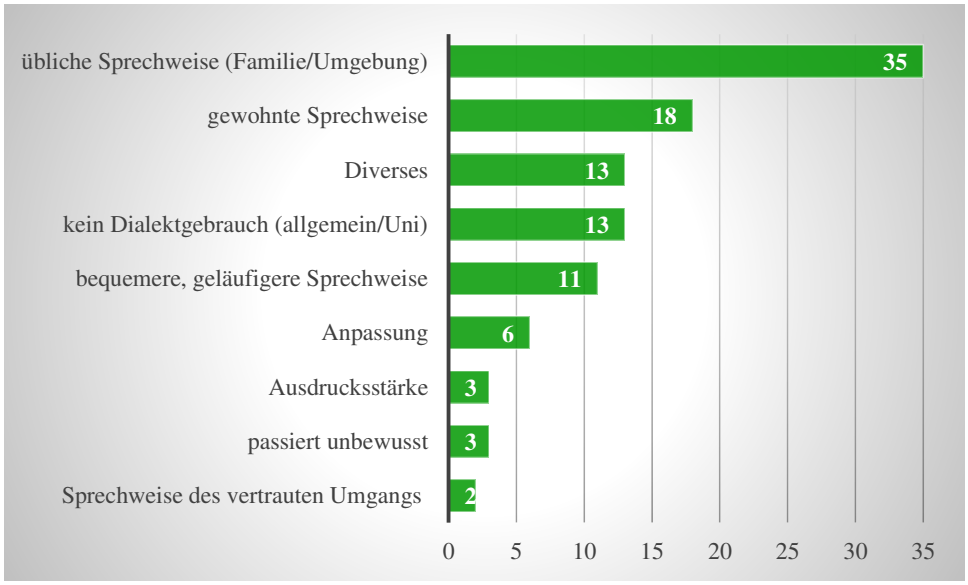


Abb. 63: Gründe für den Dialektgebrauch.

Beurteilt man nun den umfassenden ersten Fragenkomplex hinsichtlich der Einstellungen der TU-Studierenden zum eigenen Sprachgebrauch in seiner Gesamtheit, dann ist der sprachliche Kontakt an der Universität gleichfalls eher im Bereich der kommunikations- und sprachgebrauchsorientierten Sprachverwendung zu verorten oder durchaus auch als

relativ ausgewogene Mischform zwischen diesem und dem normbezogenen Ansatz aufzufassen (vgl. MUHR 1995: 103f.).

4.3.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs

Bei der Frage, ob sich der Sprachgebrauch der TU-Studierenden an der Technischen Universität Wien im Verlauf des Studiums verändert hat, hat sich die Mehrheit zu 45,90 % für die Kategorie *Nein* entschieden. 21,31 % entfallen auf *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“*, 22,13 % auf *Ja, Tendenz zur „Umgangssprache“* und 4,92 % auf *Ja, Tendenz zum Dialekt*. 5,74 % bzw. 7 Personen haben das Textfeld *oder:* angekreuzt und ausgefüllt.
Folgende Äußerungen sind hier getätigt worden.

***oder:* Textfeld**
„Prinzipiell schon, aber vorwiegend weil ich mich selber weiterentwickelt habe.“
„Bin erst im 1. Semester.“
„Nicht sonderlich merkbar, da die Anpassung an das Umfeld erfolgt, sprich je nach Situation verändert sich die Ausdrucksweise.“
„Angepasst an die Situation, aber generell ist der Sprachgebrauch gleich geblieben.“
„Um dies zu beurteilen studiere ich noch nicht lange genug.“
„Mehr deutsche Ausdrücke und englisch-deutscher Mischgebrauch von Wörtern“.
„Kaum eine Tendenz erkennbar, ich verwende aber jetzt mehr Dialektwörter, die ich vorher zwar kannte, aber nicht verwendete“.

Tab. 21: Antworten bei Textfeld „oder:“.

Die verschriftlichten Aussagen geben Begründungen an, beschreiben eine Entwicklung, die eine Person bereits oder auch noch nicht vollzogen hat, und verzeichnen einen vermeintlichen Einfluss des Englischen.
Die Annahme der **„Hypothese“ eins**, dass sich bei StudienanfängerInnen die Selbsteinschätzung eines eher standardaffinen Sprachgebrauchs verzeichnen lässt, da Studierende im fortgeschrittenen Stadium des Studiums das Variationsspektrum anders betrachten bzw. mehr ausschöpfen, lässt sich nicht zur Gänze nachweisen. Wie die untere Grafik veranschaulicht, zeigen die Werte der Gruppe *Studiendauer bis zum 5. Semester* und *Studiendauer ab dem 6. Semester* ein inhomogenes Bild. Studierende, die der Kategorie *Studiendauer bis zum 5. Semester* zugeordnet werden können, geben an, zu 13,11 % eine Tendenz

zur „Umgangssprache“ und zu 1,64 % eine Tendenz zum Dialekt während des Studiums zu verzeichnen. Die Tendenz zur „Umgangssprache“ beträgt bei höhersemestrigen Studierenden 8,20 %. Bei Studierenden, die eher zu den StudienanfängerInnen gezählt werden, geben 22,13 % an, dass sich ihr Sprachgebrauch an der Universität Wien im Verlauf ihres Studiums generell nicht verändert hat, und bei 7,38 % lässt sich eine vermeintliche Tendenz zum „Hochdeutschen“ feststellen. Bei Studierenden, die länger als sechs Semester studieren, beträgt die Angabe der Nicht-Veränderung 23,77 % und die Tendenz zum „Hochdeutschen“ 14,75 %. Dieser Fragenkomplex ist im Allgemeinen schwer zu analysieren, da aus den Ergebnissen nicht hervorgeht, welche Varietät Studierende verwenden, die die Kategorie *Nein* angekreuzt haben.

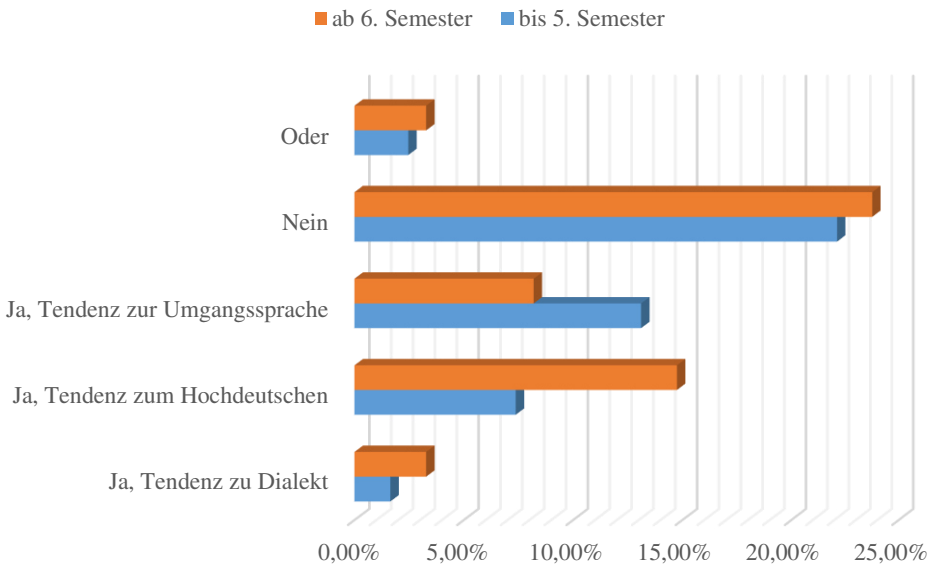


Abb. 64: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Studiendauer.

Betrachtet man dieselbe Frage in Bezug auf die Bundesländer Niederösterreich und Oberösterreich ist erkennbar, dass Studierende aus Niederösterreich zu 60,71 % *Nein* und zu 10,71 % *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“* ausgewählt haben. Die Kategorie *Nein* haben hingegen nur 11,54 % der Studierenden aus Oberösterreich und *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“* 29,92 % angekreuzt. Ebenso zeigen Studierende aus Oberösterreich, wie auch bei Germanistik- und Medizin-Studierenden, eine viel stärkere *Tendenz zur „Umgangssprache“* auf und zwar 38,46 %. Dies ist fast zweimal so hoch wie bei Studierenden aus Niederösterreich (21,43 %). Eine *Tendenz zum Dialekt* ist nur bei Studierenden aus Oberösterreich zu 7,69 % zu verzeichnen. **„Hypothese“ eins** lässt sich insofern bestätigen,

dass Prestige und Stigma der Standard- und Nonstandard-Varietäten im universitären Kontext mit der Herkunft der Studierenden korrelieren.

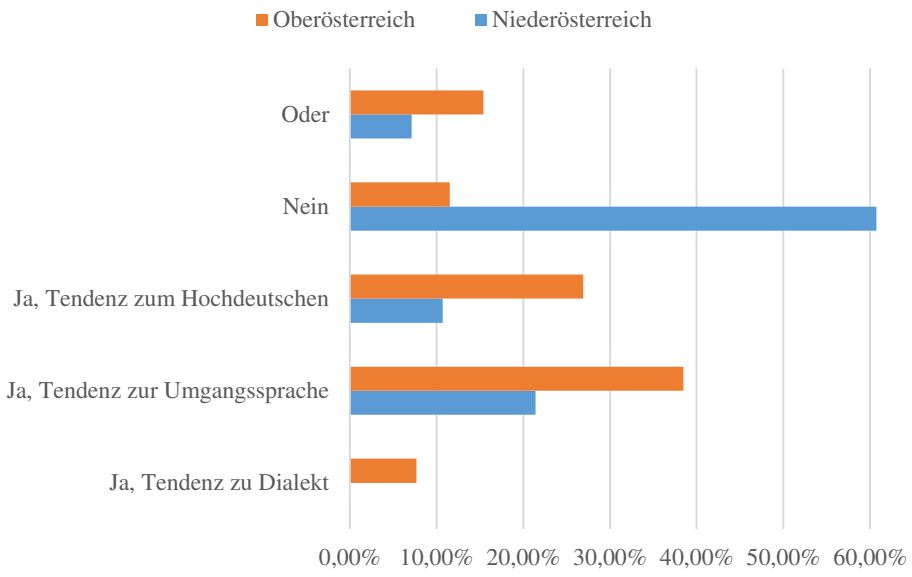


Abb. 65: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Bundesländer (NÖ, OÖ).

4.3.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch

Der nächste Komplex behandelt die Frage, wie es TU-Studierende an der Technischen Universität Wien finden, wenn Studierende in Lehrveranstaltungen nicht die „hochdeutsche" Sprechweise verwenden. Insgesamt empfinden 35,25 %, dass der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch *von der Situation abhängt*. 32,79 % der Befragten ist es *egal*, 13,11 % haben die Option *schlecht* und 18,85 % die Option *gut* angekreuzt.

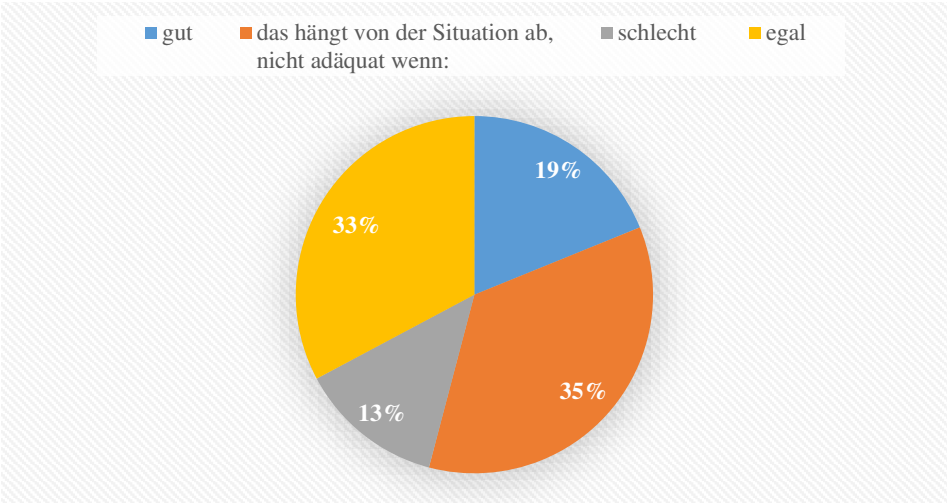


Abb. 66: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Bei der Antwortkategorie *das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:* hat es zusätzlich ein obligatorisches Textfeld gegeben. 43 Antworten lassen sich folgendermaßen zuordnen:

28 ProbandInnen vertreten die Einstellung, dass es nicht adäquat ist, wenn die Sprechweise nicht verstanden bzw. die Verständlichkeit nicht zur Gänze gewährleistet ist.

„Es zu Verständnisproblemen kommt".

„Andere, die Deutsch nicht als Erstsprache haben, nicht folgen können".

„Finde es störend, wenn Studierende in ihren heimischen Dialekt reden, da diese oft schwer verständlich sind".

„Angenommen werden kann, dass KollegInnen nicht deutscher Muttersprache anwesend sind. Oder Wörter verwendet werden, die es nur im jeweiligen Dialekt gibt."

9 Befragte haben angegeben, dass sie es nicht adäquat finden, wenn Studierende bei einem Vortrag oder bei einer Diskussion vor einem Plenum nicht „Hochdeutsch" sprechen.

„z.B. Präsentation gehalten wird".

„Rede vor Publikum".

„Präsentiert oder vorgetragen wird".

„Bei Präsentationen niemand etwas versteht. Ansonsten finde ich es nicht authentisch, wenn sich Leute verstellen".

9 Aussagen gehören der Kategorie *Diverses* an. Dabei lässt sich ebenso, zumindest ansatzweise, feststellen, dass der Dialekt größtenteils als unakzeptabel, die „Umgangssprache" jedoch weitgehend als „noch" akzeptabel angesehen wird.

„Bei 'offizielleren' Angelegenheiten sollte man zum Hochdeutschen übergehen."

„Man z.B. in einer mündlichen Prüfung ist“.

„Jemand übertrieben seinen Dialekt zur Geltung bringt.“

„Das Nicht-Hochdeutsch in irgendeinen grässlichen Dialekt abdriftet. Gepflegte Umgangssprache ist ok.“

Für 6 Personen ist der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch in Interaktion mit Lehrenden nicht geeignet.

„Professoren anwesend sind“.

„Die Lehrenden hochangesehene Personen sind“.

„Dem Lehrenden so nicht genügend Respekt entgegengebracht wird“.

„Sie sich mit Professoren unterhalten“.

2 ProbandInnen haben angeführt, dass eine Frage bzw. Wortmeldung in einer Lehrveranstaltung (zumeist viele Studierende anwesend) in der „hochdeutschen“ Varietät gestellt bzw. abgegeben werden sollte.

„Im Plenum Fragen gestellt oder beantwortet werden bzw. Information weitergegeben wird, die der Allgemeinheit (sprachlich) zugänglich sein sollte“.

„Man z.B. einem Professor, der sich selbst sehr gewandt ausdrückt, eine Frage stellt“.

1 befragte Person findet es nicht angebracht, wenn die Wissenschaftlichkeit, eine gewisse Professionalität und Fachlichkeit, vor allem in Bezug auf den sprachlichen Ausdruck, darunter leiden.

„Es um stoffrelevante Fragen geht“.

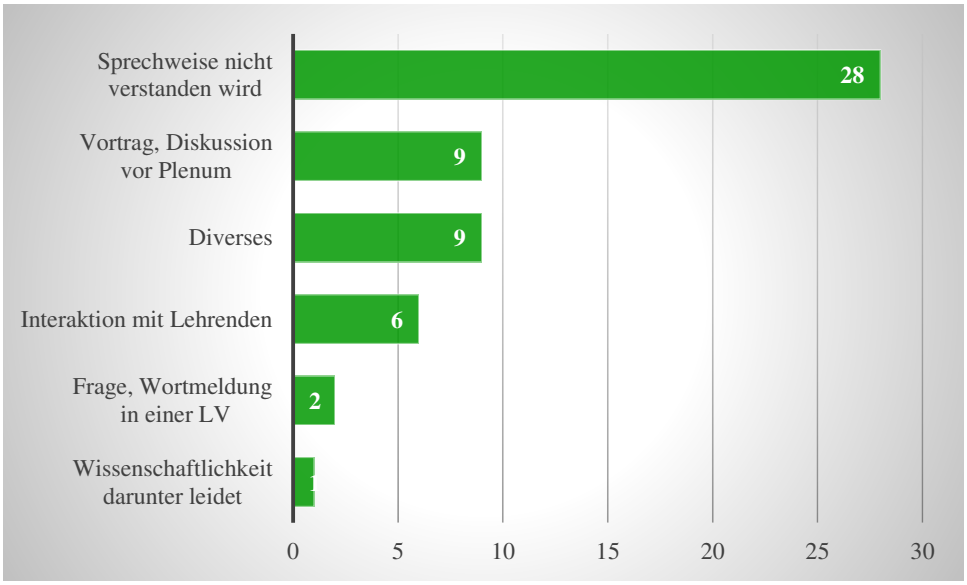


Abb. 67: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

4.3.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender

Der durchschnittliche (die Mehrheit der Lehrenden), mündliche Sprachgebrauch von Lehrenden wird nun in den Blick genommen. Wie lässt sich der varietätenspezifische Sprachgebrauch der Lehrenden an der Technischen Universität Wien beschreiben?
Die **„Hypothese“ vier**, welche beinhaltet, dass *Lehrende über 40 Jahre* und *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende unter 40 Jahre* und Lehrende, die *nicht aus Österreich* stammen, lässt sich nur teilweise bestätigen. Betreffend des Alters der Lehrenden gibt es gemäß den Antworten der Studierenden, wie angenommen, einen Unterschied zwischen *Lehrende unter 40 Jahre* und *Lehrende über (ab) 40 Jahre*. Die ProbandInnen vertreten zu rund 27 % die Ansicht, dass *Lehrende unter 40 Jahre* und zu rund 44 % *Lehrende über 40 Jahre* „Hochdeutsch“ sprechen. Bei der Benutzung einer Anpassung zw. U & H ist eine Differenzierung zu erkennen: Rund 27 % der Befragten behaupten, dass *Lehrende unter 40 Jahre* die Anpassung auswählen, hingegen plädieren rund 20 % der TU-Studierenden dafür, dass *Lehrende über 40 Jahre* diese Varietätenkombination anwenden. Die „Umgangssprache“ wird nach Einstellung der Studierenden bei rund 34 % der *Lehrenden unter 40 Jahre* und bei rund 25 % der *Lehrenden über 40 Jahre* gebraucht. Hinsichtlich der Ergebnisse ist jedoch auffällig, dass, meiner Annahme entgegengesetzt, eher *Lehrende unter 40 Jahre* das Varietätenspektrum intensiver ausnutzen und nach der Einschätzung von TU-Studierenden wahrscheinlicher in Richtung „Umgangssprache“ und Anpassung zw. U & H tendieren als *Lehrende über 40 Jahre*. *Lehrende über 40 Jahre* verhalten sich hingegen sprachlich zu einem überwiegenden Anteil eher standardkonform oder bedienen sich der „Umgangssprache“ und einer Anpassung zw. U & H.
Im Hinblick auf die Herkunft der Lehrenden lässt sich die Annahme durchaus bestätigen, dass *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende*, die *nicht aus Österreich* stammen. Bei *Lehrende aus Österreich* ist eine Dreiteilung zu verzeichnen: 29,51 % entfallen auf die „hochdeutsche“ Varietät, 27,87 % auf die „Umgangssprache“ und 27,05 % auf Anpassung zw. U & H. Hingegen bei *Lehrende nicht aus Österreich* „Hochdeutsch“ 72,95 %, die Anpassung zw. U & H 9,84 % und die „Umgangssprache“ 7,38 % einnimmt.

In einer *Vorlesung im Plenum* überwiegt bei Lehrenden, in der Wahrnehmung der TU-Studierenden, zu einem beträchtlichen Teil der Gebrauch des „Hochdeutschen“ (65,57%)

gefolgt von der Anpassung zw. U & H (21,31 %) und der „Umgangssprache“ (12,30 %). Bei den restlichen Typen, *Seminar im Plenum* und *Diskussion im Plenum*, sind nahezu identische Kurvenverläufe ersichtlich: Bei der Angabe „Umgangssprache“ befinden sich die Werte (gerundet) zwischen 20 % und 24 %, bei „Hochdeutsch“ zwischen 48 % und 43 % und bei Anpassung zw. U & H zwischen 18 % und 20 %.

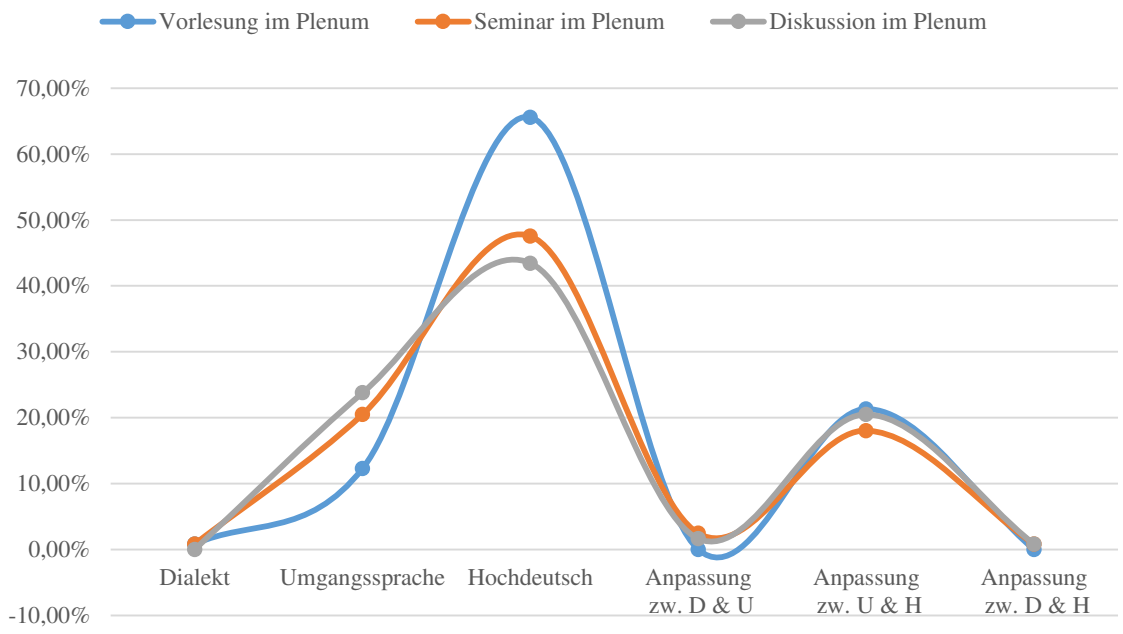


Abb. 68: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Bei *Praktikum: Lehrvortrag* haben 39,34 % angegeben, die „hochdeutsche“ Varietät zu verwenden. 22,13 % haben sich für die „Umgangssprache“ und 16,39 % für eine Anpassung zw. U & H entschieden. Die beiden Lehrveranstaltungstypen *Exkursion: Lehrvortrag* und *Exkursion mit Studierenden* können in Bezug auf die vermeintliche Verwendung von Anpassung zw. D & U und Anpassung zw. U & H durchaus als ähnlich angesehen werden. Sie unterscheiden sich dennoch maßgeblich in folgender Hinsicht: 31,97 % geben bei *Exkursion: Lehrvortrag* an, „Hochdeutsch“ und zu 27,87 % die „Umgangssprache“ zu gebrauchen. Demgegenüber haben bei *Exkursion mit Studierenden* 19,67 % die „hochdeutsche“ Varietät und 37,70 % „Umgangssprache“ ausgewählt. Die Angaben „Hochdeutsch“ und „Umgangssprache“ signalisieren deutlich, dass sich der Sprachgebrauch Lehrender nach Einschätzung der TU-Studierenden je nachdem, ob ein Vortrag gehalten oder mit Studierenden sprachlich interagiert wird, verändert. Es werden andere Varietäten verwendet bzw. es finden Varietäten-Switches statt. Vergleicht man nun die Typen *Exkursion mit Studierenden* und *Laborübung mit Studierenden* zeigt die Grafik deutliche Abstufungen auf.

Bei *Exkursion mit Studierenden* wird die „Umgangssprache“ von Lehrenden zu 37,70 % vermeintlich verwendet. Hingegen entfallen bei *Laborübung mit Studierenden* nur 25,41 % auf diese Angabe. Bei den Angaben „Hochdeutsch“ und Anpassung zw. D & U erzielt der Typ *Laborübung mit Studierenden* (27,05 % bzw. 7,38 %) höhere Werte als der Typ *Exkursion mit Studierenden* (19,67 % bzw. 2,46 %). Lediglich in puncto Anpassung zw. U & H beträgt das Gesamtergebnis jeweils 20,49 %. Ein möglicher Interpretationsansatz hinsichtlich des scheinbar vermehrten Gebrauchs der „Umgangssprache“ und des verminderten Gebrauchs der „hochdeutschen“ Varietät bei *Exkursion mit Studierenden* ist, dass Exkursionen, anders als Laborübungen, häufig in unterschiedlichen Lokalitäten, abseits des universitären Areals veranstaltet werden.

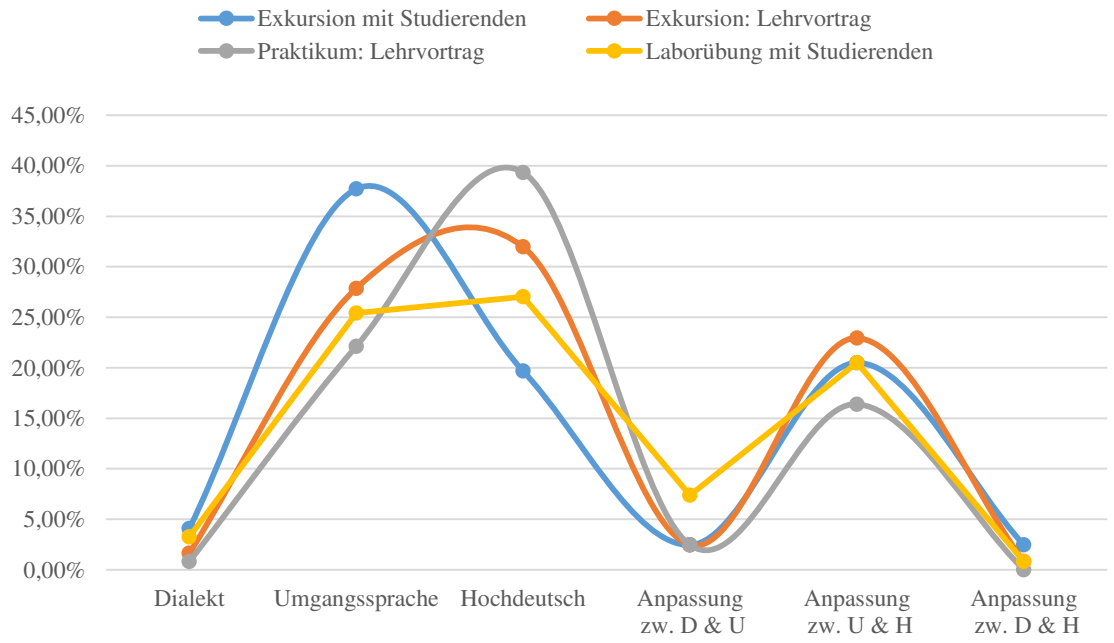


Abb. 69: Lehrveranstaltungstypen im eher Nonstandard-Deutsch-Bereich.

Bei einem *Gespräch mit Studierenden während der LV* lässt sich eine Dreiteilung vorfinden: 43,44 % entfallen auf die „hochdeutsche“ Sprechweise der Lehrenden, 23,77 % auf die „Umgangssprache“ und 24,59 % auf die Anpassung zw. U & H. Bei einem *persönlichen Gespräch mit Studierenden nach der LV* und *mit Studierenden in der Sprechstunde* reduziert sich der Anteil des „Hochdeutschen“ noch mehr (rund 24 % bzw. 20 %) und die vermeintliche Verwendung der „Umgangssprache“ (rund 18 % bzw. 25 %) und der Anpassung zw. U & H (ca. 21 %) nehmen deutlich zu. Während bei *Gespräch mit Studierenden während der LV* die Anpassung zw. D & U 2,46 % beträgt, entfallen bei *Gespräch mit Studierenden nach der LV* 9,02 % und bei *Gespräch mit Studierenden in der Sprechstunde* 8,20

% auf diese Angabe. Der Kurvenverlauf sieht bei der Selbsteinschätzung der TU-Studierenden zum eigenen Sprachgebrauch (erster Fragenkomplex) beinahe identisch aus. Hier verfügt nämlich ebenso das *Persönliche Gespräch mit Lehrenden während der LV* über die höchsten Werte bei der Kategorie „Hochdeutsch“.

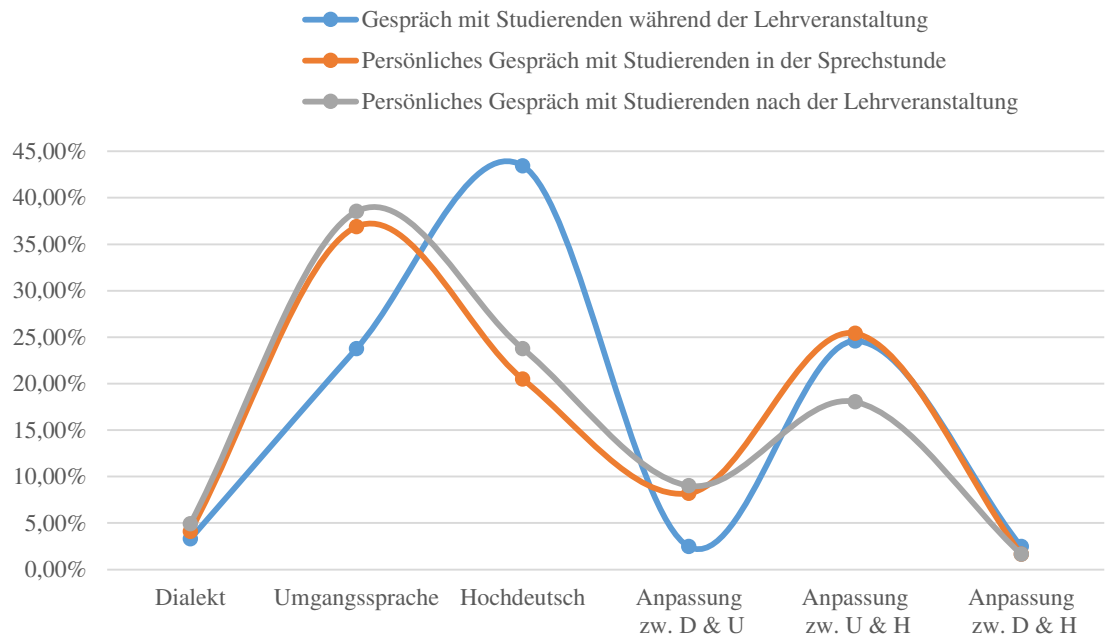


Abb. 70: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Ebenfalls gibt es am Ende der aufgelisteten Lehrveranstaltungen und Situationen ein Textfeld mit der Formulierung *anderes*:. Insgesamt haben vier Personen das fakultative Textfeld ausgefüllt und das sind die Antworten:

Sprechweise	***anderes:* Textfeld**
„Hochdeutsch“	„Lehrende aus Deutschland“.
Anpassung zw. U & H	„Nicht-Österreicher haben auch nen Dialekt.“
„Hochdeutsch“	„Großteil spricht in jeglicher Situation Hochdeutsch“.
Anpassung zw. U & H	„Die meisten sprechen hochdeutschlastige Umgangssprache, die Kleingruppenbetreuung findet oft in Mundart/Umgangssprache statt.“

Tab. 22: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

4.3.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender

Bei Frage fünf sprechen sich 82,79 % der Befragten dafür aus, dass der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden in unterschiedlichen Kontexten konstant ist. Die Ergebnisse der einzelnen Situationsbeurteilungen zeigen jedoch, dass die Sprechweise der Lehrenden durchaus situativ und funktional variiert. 17,21 % der ProbandInnen haben *Nein* (Sprachgebrauch Lehrender nicht konstant) angegeben. Dies entspricht 21 Antworten. Denn die Option *Nein, Begründung*: enthält ein obligatorisches Textfeld. Die Antworten lassen sich nach folgenden Gruppierungen staffeln:

9 Äußerungen sind der Kategorie *Diverses* zugeteilt worden.

„Je nach Herkunft des Lehrenden anders."

„Bei allgemeinen Erklärungen eher hochdeutsch, bei speziellen Fragen mitunter Umgangssprache".

„Unterschiedliche Lehrer haben unterschiedliche Gewohnheiten…".

„Menschen sind zum Glück verschieden, so auch ihr Sprachgebrauch."

Für 7 Personen ist der Sprachgebrauch der Lehrenden je nach Situation und Thema differierend.

„Je nach Rahmen und persönlicher Beziehung unterschiedlich".

„Je nach 'Intimität' der Situation eher H oder U".

„Gewisse Redewendungen beispielsweise werden aus der Umgangssprache entnommen und in hochdeutschen Gesprächen verwendet."

„Sprachgebrauch hängt von Situation ab".

6 Befragte vertreten die Einstellung, dass Lehrende bei persönlicher Kommunikation eher kein „Hochdeutsch" verwenden.

„Spreche ich denselben Dialekt wie der entsprechende Lehrende wechselt er bei persönlichen Gesprächen meistens auch in diesen."

„Je häufiger der Kontakt, desto eher wird die Umgangssprache oder der Dialekt verwendet".

„Es variiert. Wenn sich Lehrende und Studierende kennen und Dialekt verstehen, wird großteils umgangssprachlich gesprochen".

„In einer LVA soll gut verständlich vorgetragen werden. In einem persönlichen Gespräch kann im Konsens auch Umgangssprache oder Dialekt angebracht sein, wenn dadurch die Kommunikation nicht unnötig erschwert wird."

3 ProbandInnen führen an, dass sich Lehrende dem jeweiligen Gesprächspartner, der jeweiligen Gesprächspartnerin, anpassen.

„Spreche ich denselben Dialekt wie der entsprechende Lehrende wechselt er bei persönlichen Gesprächen meistens auch in diesen.“

„Anpassung derer auf Studierende“.

„Manche Lehrende reagieren auf Dialekt u. Umgangssprache, indem sie selbst in Umgangssprache (manchmal auch in Dialekt) verfallen, wenn sie so angesprochen werden/eine Frage beantworten“.

1 Person empfindet, dass die Sprechweise der Lehrenden in der Sprechstunde eher im Nonstandard-Bereich anzusiedeln ist.

„Kommt wohl auf das Verhältnis Lehrer - Studierender an und auf die Situation. Bei einem Vortrag wird man sich wohl gewählter ausdrücken als in der Sprechstunde.“

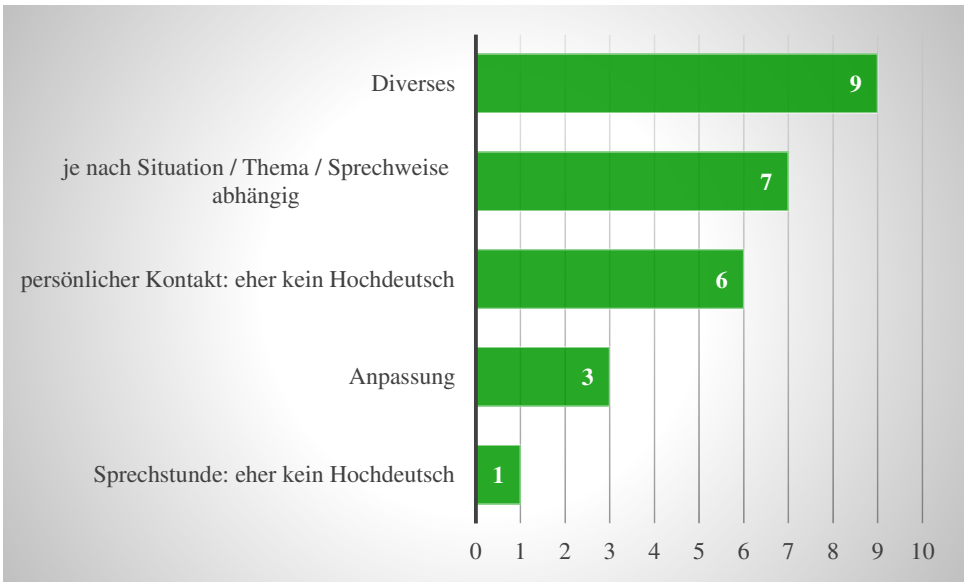


Abb. 71: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

4.3.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden

Wie geben TU-Studierende an, dass sie ihr eigenes Sprachverhalten anpassen, wenn Lehrende im Dialekt, in der „Umgangssprache“ oder im „Hochdeutschen“ mit ihnen interagieren? Die Frage sechs des Fragebogens widmet sich diesem Aspekt. Hier lassen sie folgende Ergebnisse feststellen: 45,90 % gehen von einer Veränderung aus, 54,10 % der ProbandInnen bemerken keine Veränderung. Hier beinhaltet die Option *Ja, Begründung:* ein obligatorisches Textfeld. 56 Aussagen lassen sich folgendermaßen klassifizieren:

44 Befragte sprechen sich für eine vermeintliche Anpassung an den Sprachgebrauch Lehrender aus.

„Ich passe mich meinem Gegenüber sehr schnell an, unabhängig zu welcher Position ich stehe.“

„Wenn jemand nicht hochdeutsch mit mir redet, bemühe ich mich auch nicht dies zu tun.“

„Man setzt sich sein eigenes Ziel, ebenfalls gehoben zu sprechen.“

„ Dann denke ich, dass es OK ist auch Umgangssprache zu verwenden“.

15 Aussagen gehören der Kategorie *Diverses* an.

„Die Beziehung gelangt auf eine andere Ebene. Im Dialekt ist man dem Gegenüber näher.“

„Ist angenehmer auch Dialekt/Umgangssprache zu sprechen“.

„Um auf der gleichen Ebene wie die Lehrperson zu diskutieren“.

„Empathie“.

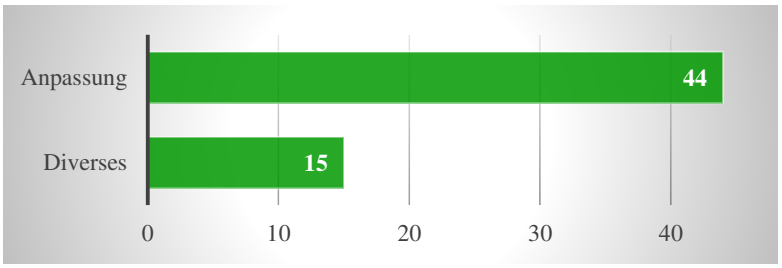


Abb. 72: Antworten bei Textfeld „Ja, Begründung:“.

4.3.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität

Hier gilt es zu zeigen, ob ein Konsens darüber herrscht, wie man sich an der Universität sprachlich zu verhalten hat. Dazu werden die neun Aussagen, die auf einer sechsstufigen Skala mit den beiden Polen *stimme gar nicht zu* und *stimme voll zu* beurteilt wurden, in drei Gruppierungen zusammengefasst. Das „Hochdeutsche“ wird deutlich als die Sprache der Universität angesehen (zu rund 76 %) und dies bedingt auch den nur zum Teil für wichtig erachtenden Gebrauch des „Hochdeutschen“ (rund 53 %). Die Mehrheit der ProbandInnen kreuzt an, dass „Hochdeutsch“ sprechen keine erhöhte Bemühung für sie darstellt bzw. keine höhere Leistungsfähigkeit vonnöten ist. Rund 71 % der TU-Studierenden stimmen der Aussage *Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen* nicht zu.

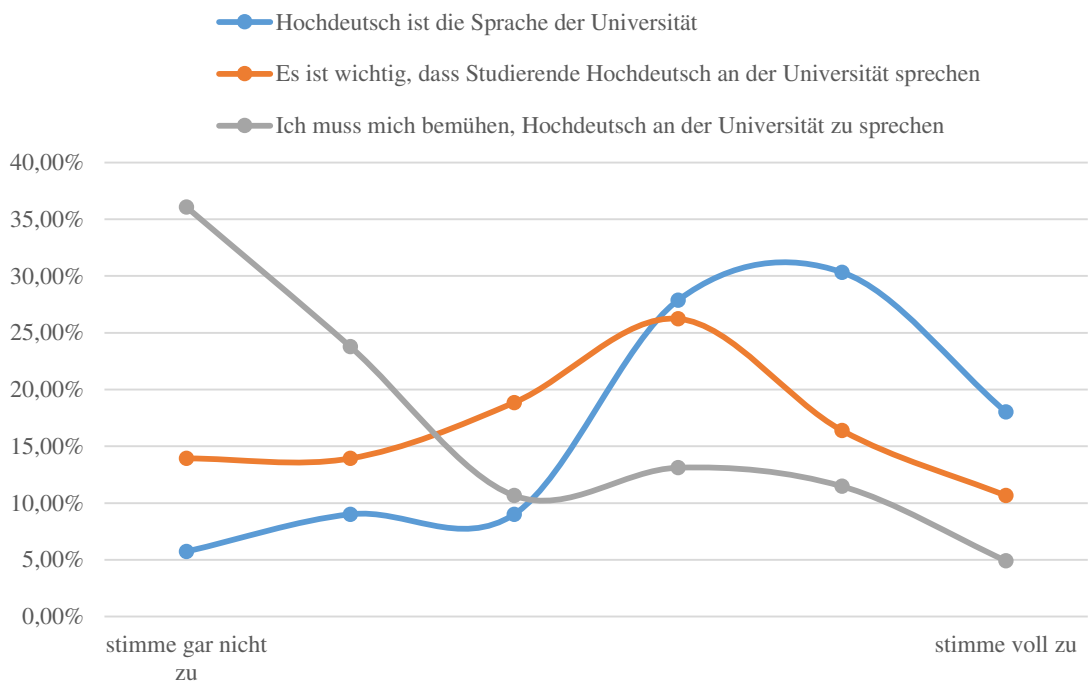


Abb. 73: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Die vermeintlichen Vorteile des „Hochdeutschen“ werden in der zweiten Gruppierung zusammengeführt. Unter den Befragten überwiegt die Ansicht (zu rund 75 %), dass wissenschaftliche Inhalte eine Verwendung des „Hochdeutschen“ bedingen und dadurch auch die Fähigkeit zur anschaulichen Vermittlung erhöht wird. Dadurch lässt sich die **„Hypothese“ drei**, welche unter anderem den Gesichtspunkt der Ausdrucksstärke mit dem „Hochdeutschen“ in Verbindung bringt, abermalig für richtig erklären. Dass jedoch der Gebrauch von „Hochdeutsch“ einer Aussage mehr Gewicht verleiht, wird sehr unterschiedlich bewertet. Mehr als die Hälfte der Studierenden stimmt dieser Aussage zu und rund 41 % vertreten nicht diesen Standpunkt. Rund 74 % der ProbandInnen geben ihre Zustimmung, dass das Beherrschen der „hochdeutschen“ Varietät eine wichtige Voraussetzung für den weiteren Beruf ist.

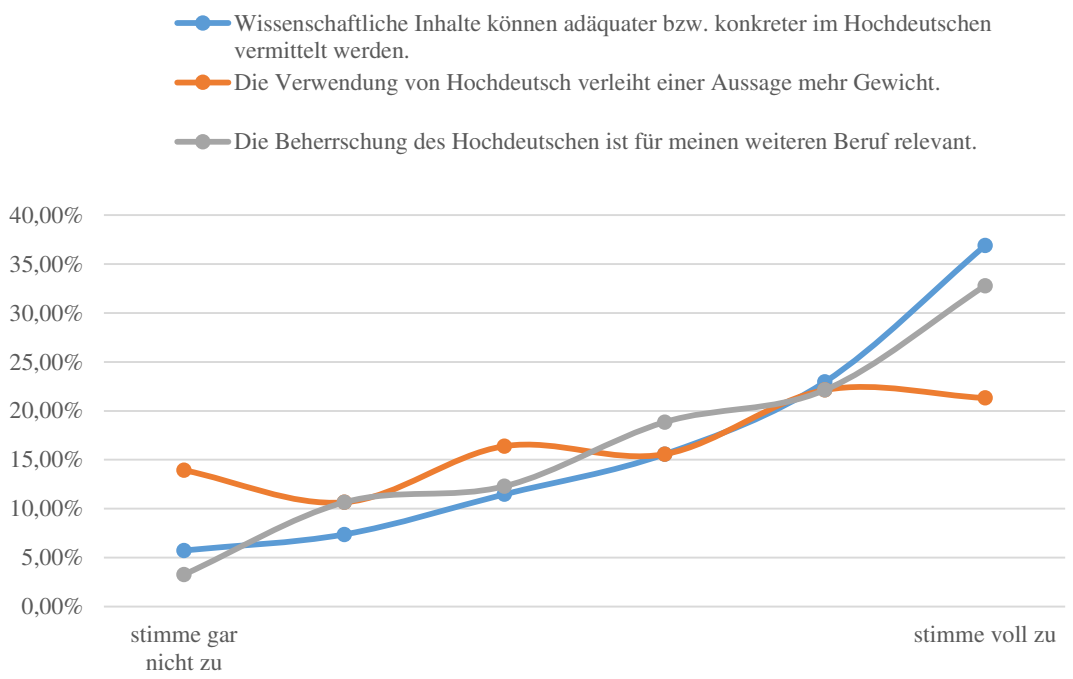


Abb. 74: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Die dritte Formation setzt sich mit dem Nonstandard-Gebrauch näher auseinander. Der ersten Aussage *Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht hochdeutschen Sprechweise* wird mehrheitlich zu rund 74 % zugestimmt. Die Ansicht, dass dialektale oder umgangssprachliche Sprechweisen an der Universität eine Art von Vertrauen schaffen bzw. dazu anregen, wird von den Befragten inhomogen beantwortet. Dennoch gehen mit der Aussage rund 66 % der Studierenden konform. Diese beiden Aussagen lassen sich wiederum mit dem Grad an „sozialer Nähe“ in Einklang bringen. Es zeigt sich eine starke Tendenz, dass bei der Äußerung hinsichtlich der adäquaten bzw. verstehbaren Verwendung von Nonstandard-Deutsch eine nahezu 83 %-ige Zustimmung besteht.

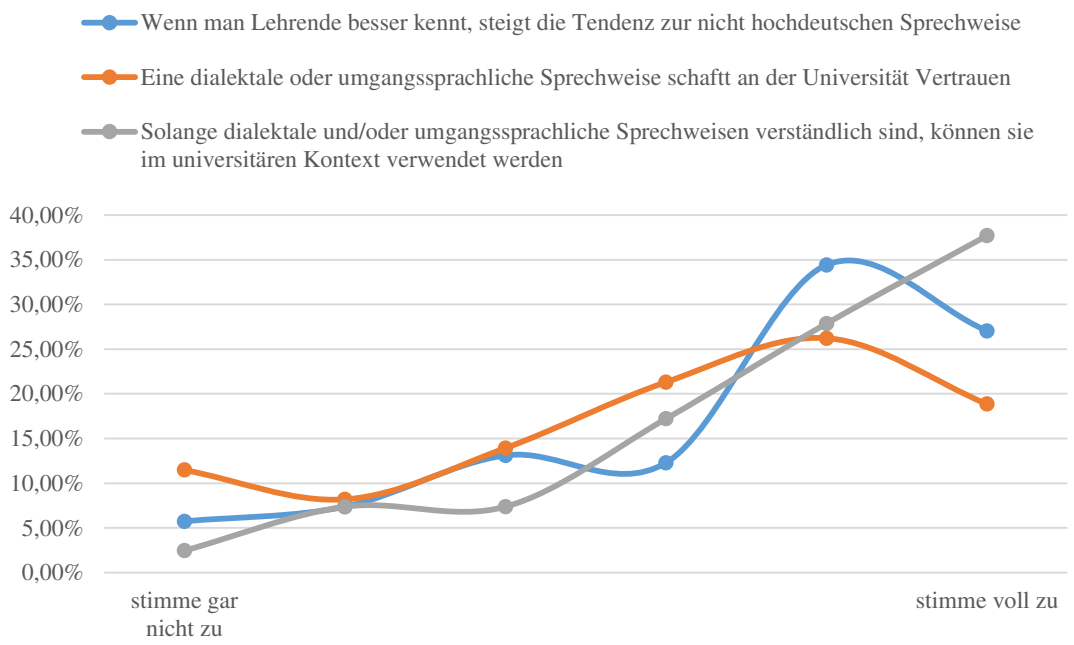


Abb. 75: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

Betrachtet man die Aussage *Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch" an der Universität sprechen* im Bundesländervergleich ist auf einen Blick erkennbar, dass nicht alle drei Bundesländer der Äußerung eher zustimmen. Mit einer Zustimmung von 55,27 % führen Studierende aus Wien, gefolgt von Studierenden aus Niederösterreich mit 50 % und Studierenden aus Oberösterreich mit 42,31 %. Im Rahmen der bisherigen Bundesländer-Analyse manifestiert sich, dass Studierende aus Oberösterreich als weitgehend loyal in Bezug auf Nonstandard-Deutsch aufgefasst werden können. Dies zeigt sich ebenfalls an dieser bundesländerspezifischen Aufschlüsselung.

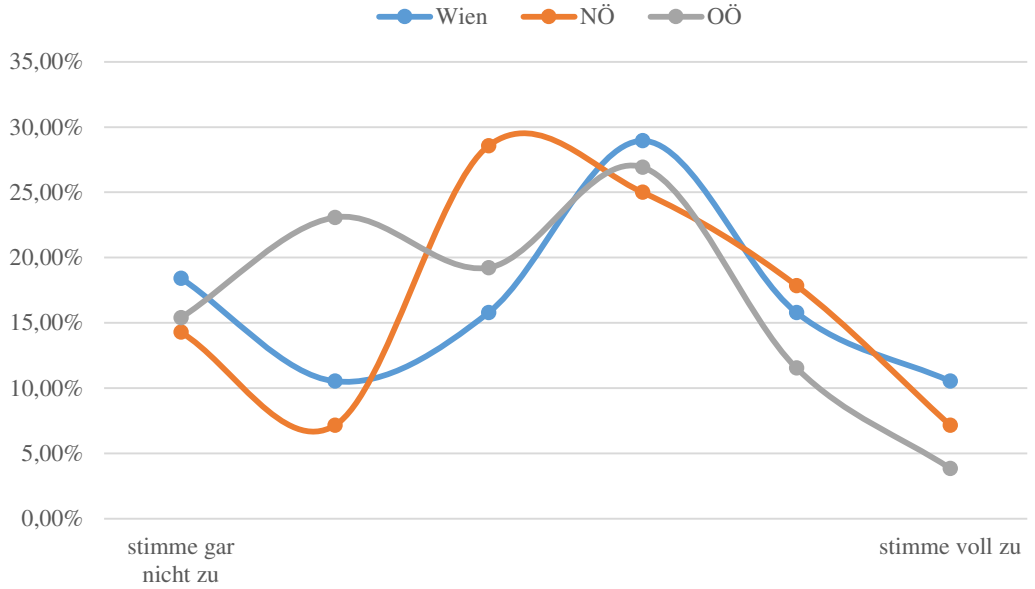


Abb. 76: Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen – Bundesländervergleich.

Rund 92 % der Studierenden aus Wien und 57 % der Studierenden aus Niederösterreich gehen mit der Aussage *Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen* nicht konform. 30,77 % der Studierenden aus Oberösterreich vertreten die Einstellung, sich bei der Verwendung der „hochdeutschen“ Varietät bemühen zu müssen.

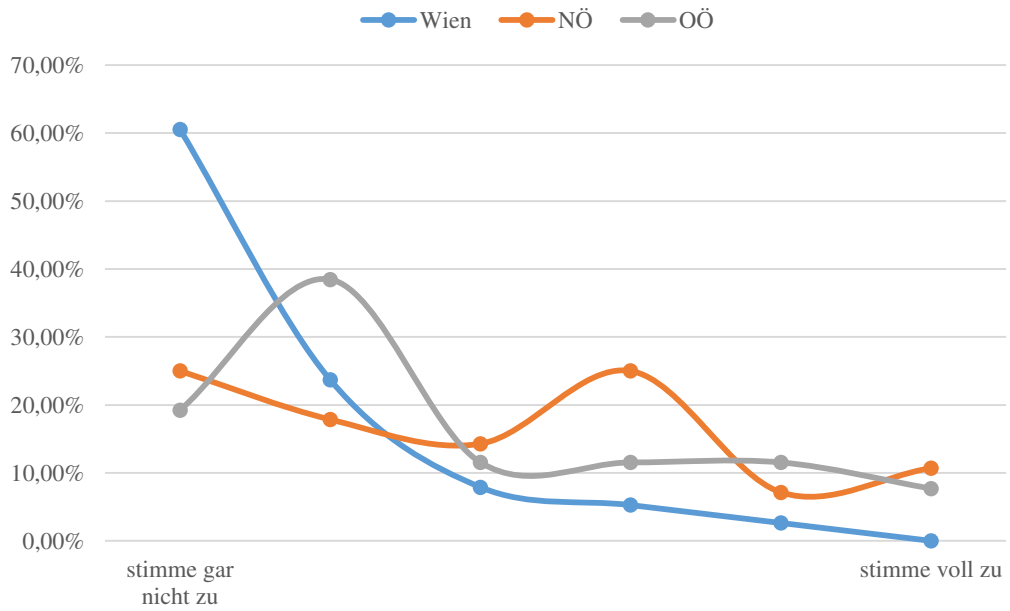


Abb. 77: Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen – Bundesländervergleich.

4.4 Vergleich

4.4.1 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch

Welche Sprechweise verwenden **Germanistik-Studierende**, **Medizin-Studierende** und **TU-Studierende** in diversen Situationen in Interaktion mit unterschiedlichen Personen?

Betrachtet man nun die Situationstypen *Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV* und *Gespräche unter Studierenden in einer LV* unter Berücksichtigung der drei Studienrichtungen überlagern sich die Ergebnisse der beiden Typen bei den TU-Studierenden fast zur Gänze. Bei den Medizin-Studierenden ist dies bis auf die Angabe Anpassung zw. D & U (Unterschied von rund 5 %) ebenso der Fall. Die Auswertung der Germanistik-Studierenden lässt ein differenziertes Bild entstehen. Bei *Gruppenarbeit unter Studierenden* wird angegeben, dass 58,70 % „Umgangssprache", 4,18 % „Hochdeutsch" und 6,52 % Anpassung zw. D & U verwenden. Hingegen entfallen bei *Gespräche unter Studierenden* 42,69 % auf die „Umgangssprache", 18,81 % auf Anpassung zw. U & H, 16,12 % auf den Dialekt und 14,93 % auf Anpassung zw. D & U. Medizin- und TU-Studierende gebrauchen in den beiden Situationstypen öfters den Dialekt (rund 21 % - 25 % bzw. 25 % - 27 %). Zu 1,09 % und 16,12 % kommt der Dialekt bei Germanistik-Studierenden vermeintlich zum Einsatz.

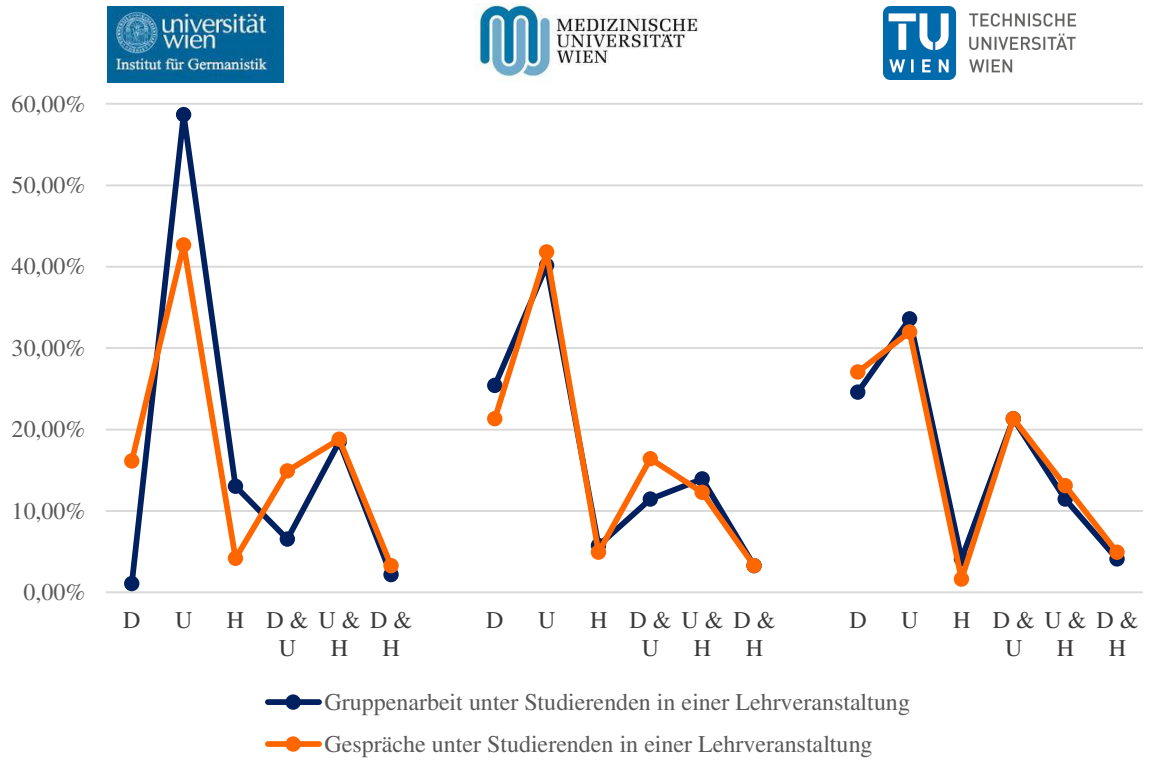


Abb. 78: Gruppenarbeit und Gespräche unter Studierenden in einer LV.

Bei *Persönliches Gespräch mit Lehrenden während der LV* reduziert sich der vermeintliche Gebrauch von „Hochdeutsch“ gemäß folgender Abfolge der Studienrichtungen: Germanistik-Studierende (54,33 %), Medizin-Studierende (42,62 %) und TU-Studierende (36,89 %). *Persönliche Gespräche mit Lehrenden nach der LV* und *Persönliche Gespräche mit Lehrenden in der Sprechstunde* werden nach Selbsteinschätzung der TU-Studierenden am häufigsten in der „Umgangssprache (rund 39 % bzw. 32 %) geführt. Bei Germanistik-Studierenden überlappen sich diese Situationstypen beinahe. Die Werte bei den Angaben Anpassung zw. U & H und „Hochdeutsch“ sind bei den Germanistik-Studierenden mit über 37 % und über 31 % am höchsten.

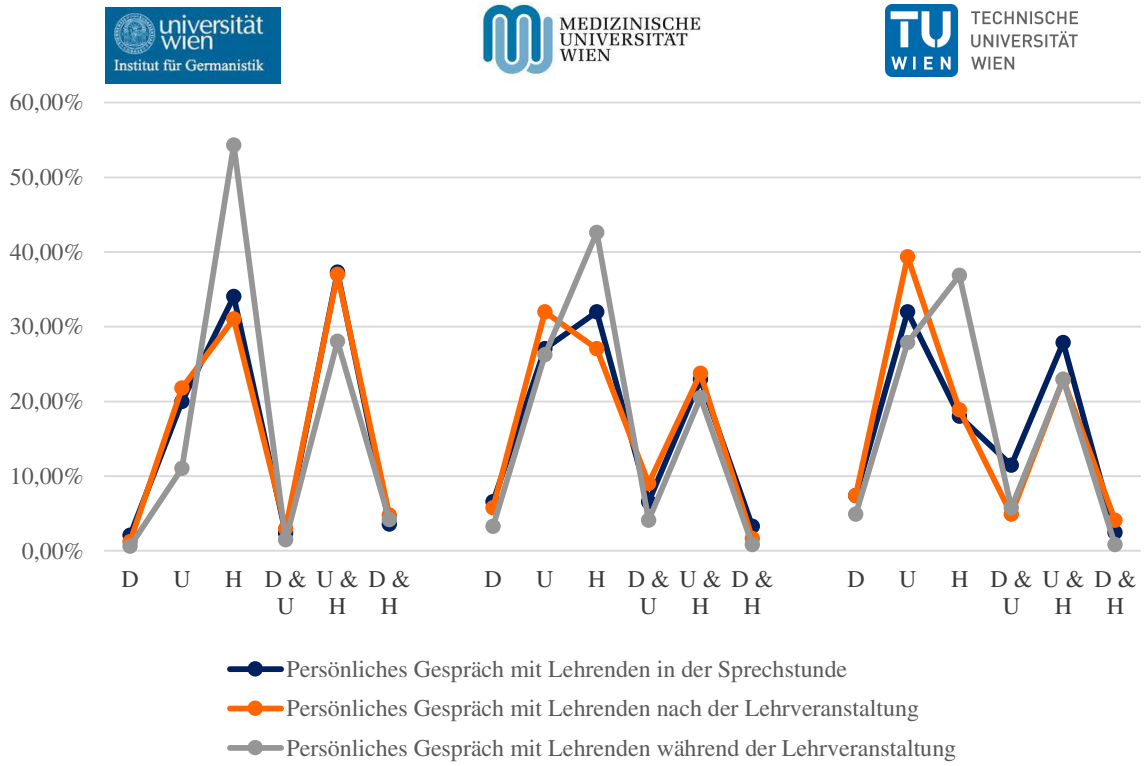


Abb. 79: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Nach dem Nähe- und Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (vgl. 1985: 23) ist ein *Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde* und ein *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* vielmehr durch Dialogizität, Face-to-face Interaktion und durch eine weitgehende Ausschaltung der Öffentlichkeit charakterisiert. Vermehrt sind bei einem

Gespräch unter vier Augen Spontaneität und Expressivität als Kommunikationsbedingungen vorhanden. Die Vertrautheit der GesprächspartnerIn ist ebenso bedeutsam. Des Weiteren ist es bei diesen beiden Situationstypen leichter möglich, eine freie Themenentwicklung zu forcieren. Ebenfalls kann eine geringere Informationsdichte, Kompaktheit, Elaboriertheit sowie Planung und Komplexität diesen Typen zugesprochen werden. Die vermeintliche Sprachverwendung bei einem *Persönlichen Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde* und bei einem *Persönlichen Gespräch mit Lehrenden nach der LV* lässt sich weitaus angemessener als Sprache der Nähe beschreiben als ein *Persönliches Gespräch mit Lehrenden während der LV*. **„Hypothese" zwei**, welche auf der Annahme beruht, dass der vermeintliche Nonstandard-Gebrauch in Lehrveranstaltungen und in gewissen Situationskonstellationen nicht nur hinsichtlich der Studienrichtung, sondern auch angesichts der Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden mit dem Grad an „sozialer Nähe" in Beziehung steht, ist somit allemal zutreffend.

Der vermeintliche Standarddeutsch-Gebrauch korreliert mit folgenden Situationen: Beim *E-Mail-Kontakt mit Lehrenden* und die *schriftliche Interaktion mit Lehrenden in Moodle-Kursen betreffend* überwiegt bei allen Studienrichtungen die Verwendung von „Hochdeutsch" (über rund 91 %) und die Anpassung zw. U & H. Konträr dazu verläuft die schriftliche Interaktion mit Studierenden. Für die Kommunikation in *Moodle-Kursen mit Studierenden* sind hinsichtlich der drei Studienrichtungen graduelle Abstufungen zu verzeichnen. Es haben 62,39 % der Germanistik-Studierenden, 60,66 % der Medizin-Studierenden und 50,82 % der TU-Studierenden angeben, die „hochdeutsche" Varietät zu benutzen. 18,51 % der Germanistik-Studierenden und jeweils 22,13 % der Medizin- und TU- Studierenden haben sich für die „Umgangssprache" entschieden. Laut Einstellung der TU-Studierenden gibt es kaum Unterschiede hinsichtlich des vermeintlichen Sprachgebrauchs mit Studierenden in *Moodle-Kursen* und per *E-Mail*. Hingegen haben Germanistik-Studierende beim *E-Mail-Kontakt mit Studierenden* nur mehr zu 49,55% und Medizin-Studierende zu 43,44 % die „hochdeutsche" Varietät angekreuzt.

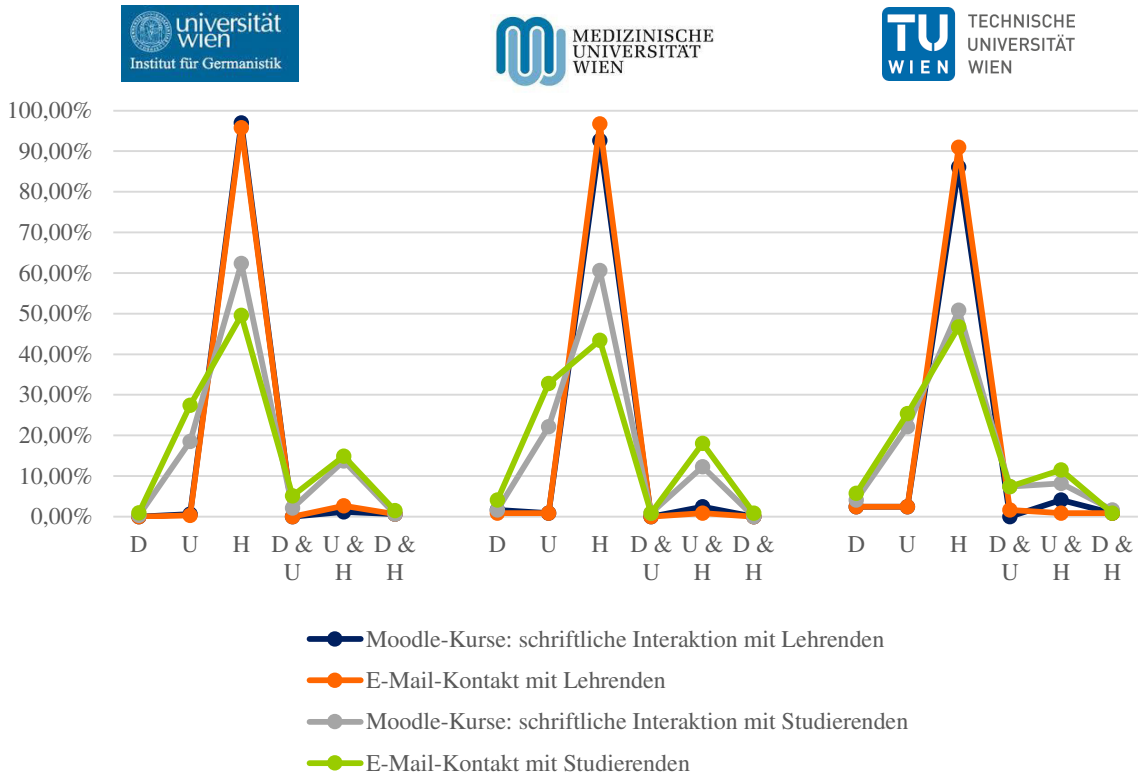


Abb. 80: Schriftliche Interaktion mit Lehrenden und Studierenden.

Die Lehrveranstaltungstypen *Übung mit Lehrenden* und *Seminar mit Lehrenden* finden bei Germanistik-Studierenden zu ungefähr 49 % in der „hochdeutschen“ Varietät und zu ungefähr 29 % in einer Anpassung zw. U & H statt. Die Angabe „Umgangssprache“ beträgt 14,33 %. Bei Medizin-Studierenden entfallen hingegen in Bezug auf die beiden Typen rund 27 % bzw. 37 % auf die „Umgangssprache“. 37,70 % bzw. 34,43 % nimmt die „Umgangssprache“ bei TU-Studierenden ein. Germanistik-Studierende verwenden „Hochdeutsch“ in einer *Übung mit Lehrenden* und in einem *Seminar mit Lehrenden* zu ca. 49 %, gefolgt von Medizin-Studierenden zu rund 37 % bzw. 25 % und abschließend TU-Studierenden zu rund 25 % bzw. 21%. Grundsätzlich weist der Lehrveranstaltungstyp *Vorlesung mit Lehrenden* bei allen drei Studienrichtungen die stärksten Tendenzen in Richtung Standarddeutsch auf. Addiert man jedoch die Werte bei den Angaben „Hochdeutsch“ und Anpassung zw. U & H erzielen Germanistik-Studierende mit 88,62 % den höchsten Wert. Bei Studierenden der Medizinischen Universität Wien beläuft der Wert auf 67,21 %. Und bei TU-Studierenden beträgt der Wert nur mehr 60,66 %.

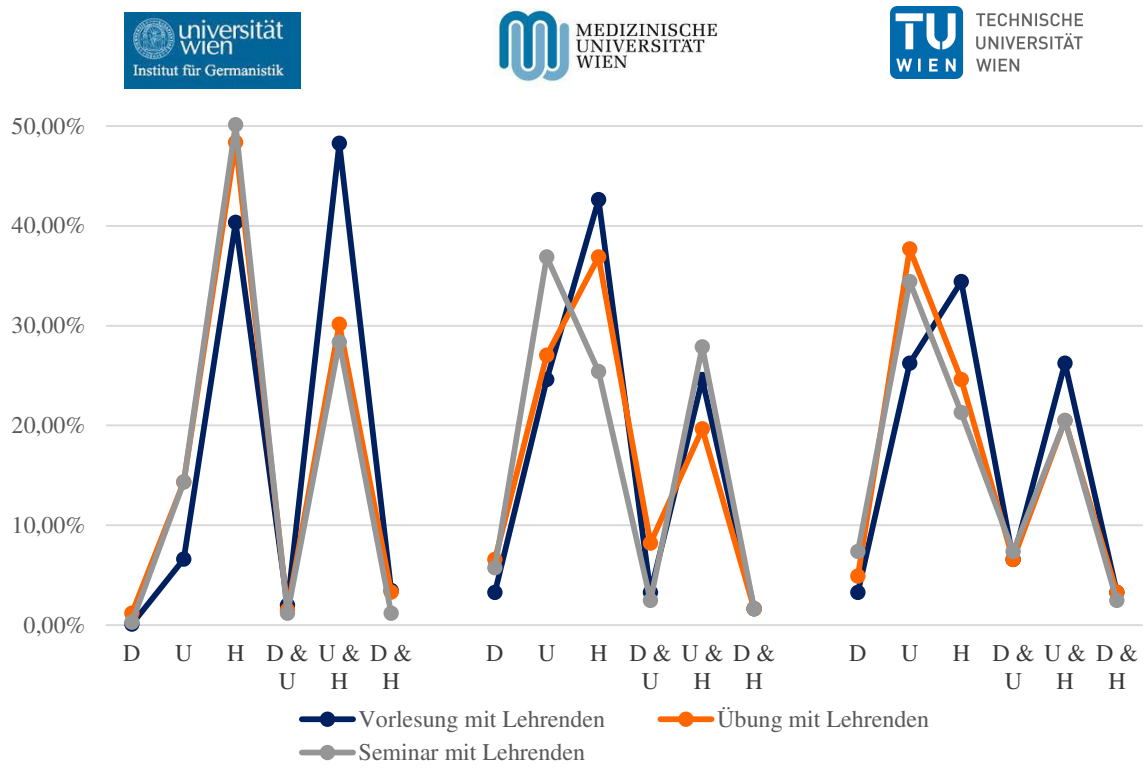


Abb. 81: Gleiche LV-Typen.

Der vermeintliche Gebrauch der „hochdeutschen" Varietät nimmt bei allen Studienrichtungen in folgender Reihenfolge ab: *Präsentation im Plenum*, *Mündliche Prüfung*, *Diskussion im Plenum*. In Bezug auf die Angabe „Hochdeutsch" zeigt sich bei *Präsentation im Plenum* und *Mündliche Prüfung* sowohl bei Germanistik-Studierenden (68,36 % bzw. 57,01 %) als auch bei Medizin-Studierenden (70,49 % bzw. 54,92 %) ein überwiegend ähnliches Bild. TU-Studierende haben sich für „Hochdeutsch" bei *Präsentation im Plenum* zu 50 % und bei *Mündliche Prüfung* zu 37,70 % entschieden. Ebenso erzielen Studierende der Technischen Universität Wien bei *Präsentation im Plenum* mit 18,03 % den höchsten Wert bei der „Umgangssprache". Bei Medizin-Studierenden halbiert sich der Wert und beträgt bei der „Umgangssprache" 9,84 %. Und bei Germanistik-Studierenden nimmt die „Umgangssprache" 7,76 % ein. Bei *Diskussionen im Plenum* sprechen Medizin-Studierende im Vergleich zu den anderen Studienrichtungen am häufigsten „Hochdeutsch" (41,80 %). Germanistik-Studierende erreichen wiederum bei der Anpassung zw. U & H den höchsten Wert (32,84 %).

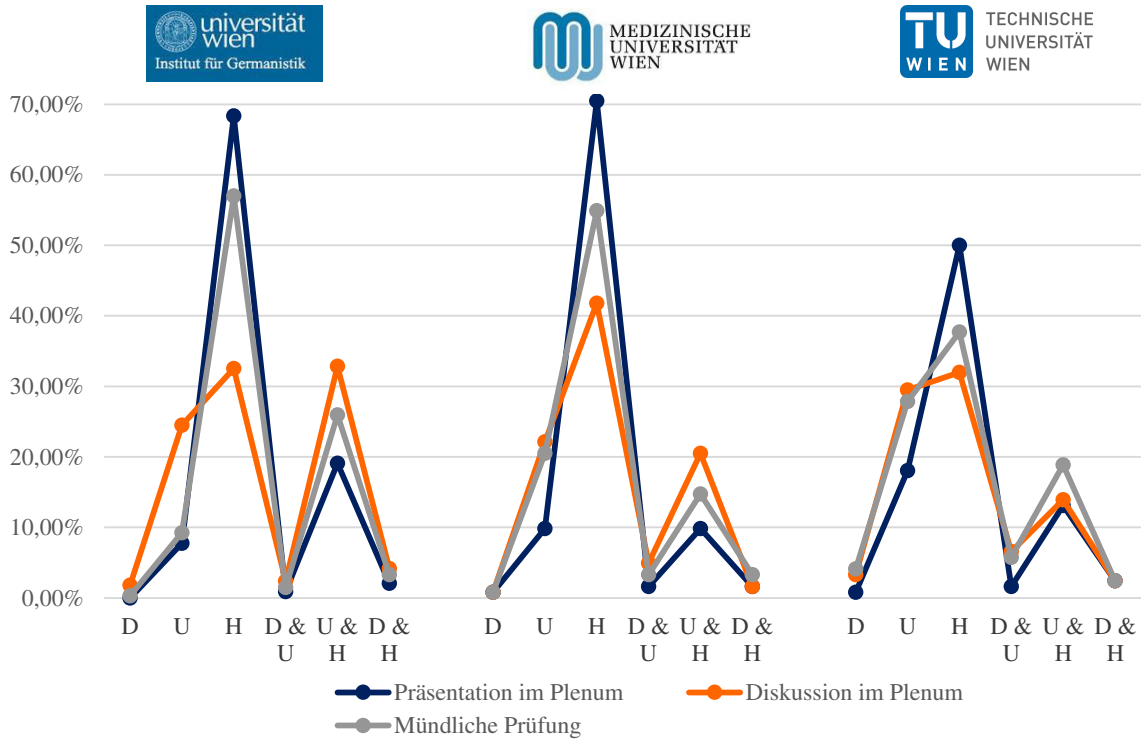


Abb. 82: Gleiche Situationstypen.

In puncto *Praktikum mit Lehrenden* können die Kurvenverläufe der Medizin- und TU-Studierenden beinahe zur Gänze übereinander gelegt werden. Eine deutliche Differenzierung ist bei der Angabe „Hochdeutsch“ zu verorten: 28,69 % der Medizin-Studierenden haben angegeben, die „hochdeutsche“ Varietät zu gebrauchen. 14,75 % entfallen bei den TU-Studierenden auf dieselbe Angabe. Betrachtet man bei TU-Studierenden den Lehrveranstaltungstyp *Laborübung mit Lehrenden* genauer, kann dieser als Schablone fungieren und den vermeintlichen Sprachgebrauch bei einem *Praktikum mit Lehrenden* nachzeichnen. Laut Einstellung Studierender der Technischen Universität Wien beträgt bei *Laborübungen mit Lehrenden* die vermeintliche Verendung von „Umgangssprache“ 36,07 % und die Anpassung zw. D & U 7,38 %. Demgegenüber entfallen bei einem *Praktikum mit Lehrenden* 32,79 % auf die „Umgangssprache“ und 4,10 % auf Anpassung zw. D & U.

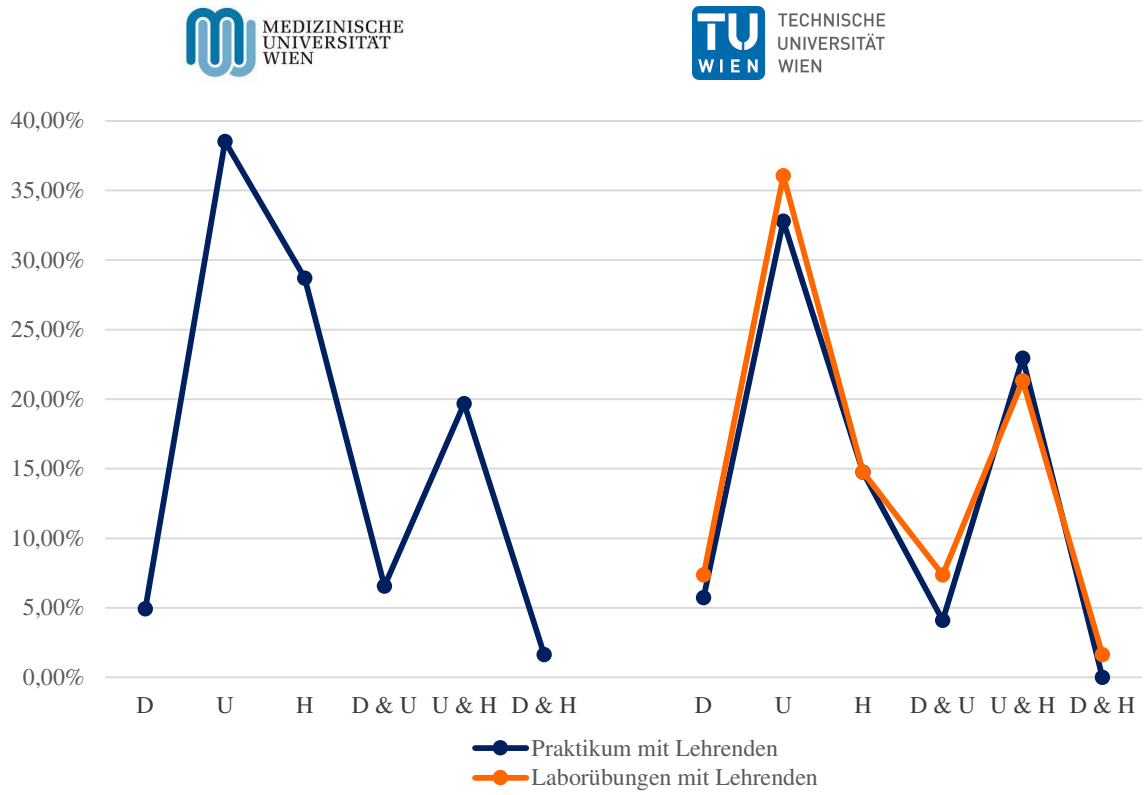


Abb. 83: Vergleich: Medizin- und TU-Studierende.

Anschließend verfügt der Fragebogen über drei weitere, fakultative Textfelder. An dieser Stelle sind die ProbandInnen dazu aufgefordert, zu präzisieren und zu begründen, warum sie in einzelnen, oben genannten Situationen die jeweilige Sprechweise („Hochdeutsch“, „Umgangssprache“, Dialekt) verwenden. Die Antworten der Textfelder habe ich unterschiedlichen Clustern zugeordnet. Um die Gegenüberstellung der Textfelder in Bezug auf die Studienrichtungen zu erleichtern und übersichtlicher zu gestalten, werden im Anschluss ausschließlich die drei Kategorien mit den meisten Nennungen angeführt.

Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“		
Verständlichkeit, Reichweite (102 Nennungen)	Verständlichkeit, Reichweite (32)	schriftlich: „Hochdeutsch“ (35)
Formalität, Angemessenheit (96)	Respekt, Höflichkeit (31)	Verständlichkeit, Reichweite (30)
schriftlich: „Hochdeutsch“ (57)	höheres soziales Prestige (18)	Respekt, Höflichkeit (29)

Tab. 23: Vergleich: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

„Hypothese“ drei beinhaltet unter anderem die Auffassung, dass die Aspekte Verständlichkeit und Höflichkeit mit der „hochdeutschen“ Varietät korrelieren bzw. wegen der Verständlichkeit und aufgrund von Höflichkeit Varietäten-Switches vollzogen werden. Die Richtigkeit der Annahme lässt sich nun auch bei der Zusammenschau nachweisen. Die Kategorie *Verständlichkeit, Reichweite* fungiert bei Germanistik- und Medizin-Studierenden als häufigste und bei TU-Studierenden als zweithäufigste Kategorie. Der Komplex *Respekt, Höflichkeit* ist bei Medizin-Studierenden an zweiter Stelle und bei TU-Studierenden an dritter Stelle angeführt.

Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“		
lockerer oder privater Kontext (97)	einfache Handhabung (25)	lockerer oder privater Kontext (24)
gewohnte Sprechweise (55)	gewohnte Sprechweise (24)	Verständlichkeit (23)
einfache Handhabung (44)	lockerer oder privater Kontext (22)	einfache Handhabung (20)

Tab. 24: Vergleich: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

Bei Germanistik- und TU-Studierenden führt die Kategorie *lockerer oder privater Kontext* und bei Studierenden der Medizinischen Universität Wien nimmt diese den dritten Platz ein. Der Komplex *einfache Handhabung* erhält bei Medizin-Studierenden die meisten Nennungen. Die Kategorien *einfache Handhabung* und *gewohnte Sprechweise* kommen in der Gesamtaufschlüsselung jeweils dreimal bzw. zweimal vor.

Gründe für den Gebrauch von Dialekt		
übliche Sprechweise (Familie/Umgebung) (69)	übliche Sprechweise (Familie/Umgebung) (20)	übliche Sprechweise (Familie/Umgebung) (35)
kein Dialektgebrauch (allgemein/Uni) (45)	gewohnte Sprechweise (14)	gewohnte Sprechweise (18)
Diverses (29)	bequemere, geläufigere Sprechweise (10)	Diverses (13)

Tab. 25: Vergleich: Gründe für den Gebrauch von Dialekt.

Die Antworten, die der Kategorie *übliche Sprechweise (Familie/Umgebung)* zugeordnet wurden, erzielen bei allen drei Studienrichtungen den ersten Platz. Der Komplex *gewohnte Sprechweise* ist bei Medizin- und TU-Studierenden an zweiter Stelle zu verorten.

4.4.2 Einstellungen zur Konstanz des eigenen Sprachgebrauchs

Bei der Frage, ob sich der Sprachgebrauch der Studierenden an der Universität im Verlauf des Studiums verändert hat, haben sich alle drei Studienrichtungen (rund 44 % - 51 %) überwiegend für die Kategorie *Nein* entschieden. Während die Einstellungen der Medizin- und TU-Studierenden einander größtenteils entsprechen, charakterisieren sich die Ergebnisse der Germanistik-Studierenden durch zwei markante Distinktionen. 11,34 % beträgt bei diesen der Wert bei *Ja, Tendenz zur „Umgangssprache“*. Die anderen beiden Studienrichtungen verfügen hier über den doppelten Wert, 22,13 %. Auf *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“* entfallen rund 38% der Germanistik-Studierenden. Was diese Angabe anbelangt, haben sich rund 23 % der Medizin-Studierenden und 21 % der TU-Studierenden dafür entschieden. Zusammenfassend exemplifiziert die Grafik, dass Germanistik-Studierende im Verlauf ihres Studiums eine vermeintlich stärkere Tendenz zur „hochdeutschen“ Varietät und eine verminderte Entwicklung in Richtung „Umgangssprache“ als Studierende der Medizinischen Universität Wien und der Technischen Universität Wien angegeben haben.

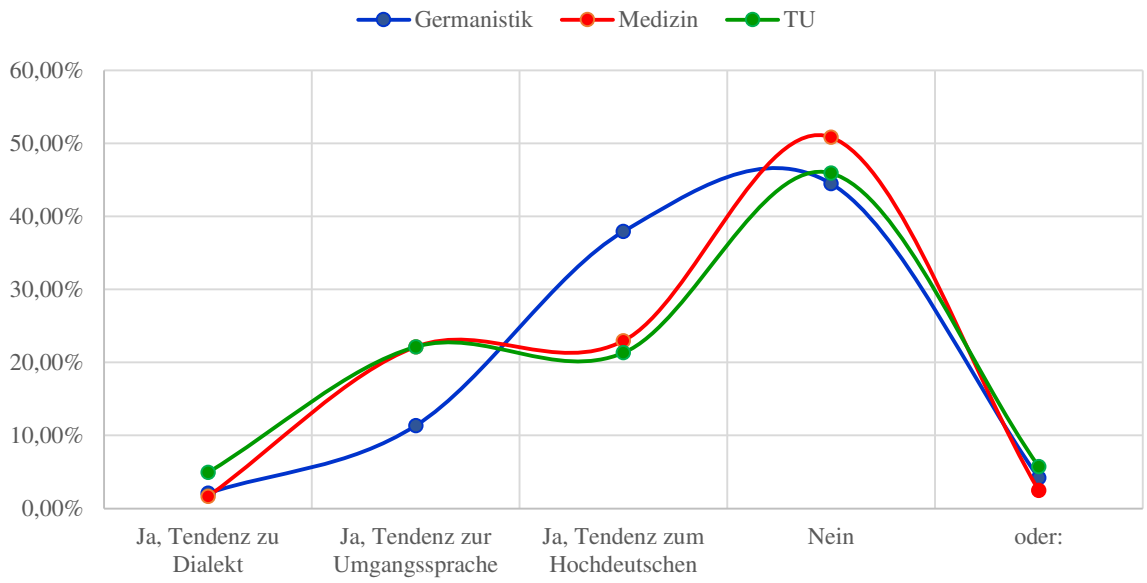


Abb. 84: Vergleich: Veränderung des Sprachgebrauchs.

Die Annahme der **„Hypothese“ eins**, dass sich bei StudienanfängerInnen die Selbsteinschätzung eines eher standardaffinen Sprachgebrauchs verzeichnen lässt, da Studierende im fortgeschrittenen Stadium des Studiums das Variationsspektrum anders betrachten bzw. mehr ausschöpfen, lässt sich bei Germanistik-Studierenden nicht nachweisen. Die Werte zwischen der Gruppe *Studiendauer bis zum 5. Semester* und *Studiendauer ab dem 6. Semester* sind ziemlich ähnlich. Auch bei Medizin- und TU-Studierenden kann **„Hypothese“ eins** nicht für richtig erklärt werden. Bei TU-Studierenden findet man ein sehr inhomogenes Bild vor, klare Tendenzen können nicht manifestiert werden. Eher das Gegenteil der Annahme legen die Ergebnisse der Medizin-Studierenden dar. Betonen möchte ich an dieser Stelle nochmals, dass alle Studienrichtungen der Angabe *Nein* die höchste Zustimmung erteilt haben. Darüber hinaus erfragt dieser Fragenkomplex jedoch nicht, welche Varietät bzw. Sprechweise die ProbandInnen aktuell verwenden, die die Kategorie *Nein* angekreuzt haben.

Dieselbe Frage *Hat sich Ihr Sprachgebrauch an der Universität im Verlauf Ihres Studiums generell verändert?* wird nun bezüglich der Bundesländer Niederösterreich und Oberösterreich in den Blick genommen. Bei allen drei Studienrichtungen erzielen Studierende aus Oberösterreich die höchsten Werte bei den Angaben *Ja, Tendenz zum „Hochdeutschen“* und *Ja, Tendenz zur „Umgangssprache“*. Bei der Studienrichtung Germanistik zeigen Studierende, aufgewachsen in Oberösterreich, eine viermal so große *Tendenz zur „Umgangssprache“* auf als Studierende aus Niederösterreich. Bei Studierenden der Medizinischen Universität Wien ist die *Tendenz zur „Umgangssprache“* bei Studierenden aus Oberösterreich dreimal so hoch wie bei Studierenden, aufgewachsen in Niederösterreich. Bei TU-Studierenden ist die *Tendenz zur „Umgangssprache“* bei Studierenden aus Oberösterreich fast zweimal so hoch wie bei Studierenden aus Niederösterreich. Eine Interpretationsmöglichkeit ist unter anderem, dass Studierende aus Oberösterreich vermehrt Dialekt sprechen bzw. Dialekt deren alltägliche Sprechweise ist, sodass sich nach deren Selbsteinschätzung ein höheres Maß an Veränderung hinsichtlich des Sprachgebrauchs an der Universität feststellen lässt. **„Hypothese“ eins** lässt sich insofern bestätigen, dass Prestige und Stigma der Standard- und Nonstandard-Varietäten im universitären Kontext ebenso mit der Herkunft der Studierenden zusammenhängt.

4.4.3 Einstellungen zum fremden Sprachgebrauch

Der nächste Komplex behandelt die Frage, wie es Studierende an der Universität finden, wenn Studierende in Lehrveranstaltungen nicht die „hochdeutsche“ Sprechweise verwenden. Insgesamt empfinden 53,43 % der Germanistik-Studierenden, 36,07 % der Medizin-Studierenden und 35,25 % der TU-Studierenden, dass der Gebrauch von Nonstandard-Deutsch *von der Situation abhängt*. Die meisten Medizin-Studierenden haben sich für die Angabe *egal* (42,62 %) entschieden. 24,48 % der befragten Germanistik-Studierenden ist es *egal* und 12, 24 % haben die Option *schlecht* angekreuzt. Den niedrigsten Wert bei der Kategorie *schlecht* haben Medizin-Studierende (7,38 %) erreicht. Wenn Studierende an der Universität in Lehrveranstaltungen nicht „Hochdeutsch“ sprechen, beurteilen dies 9,85 % der Germanistik-Studierenden und doppelt so viele TU-Studierende (18,85%) als *gut*. Studierende der Medizinischen Universität Wien befinden sich mit rund 14 % zwischen den beiden anderen Studienrichtungen. **„Hypothese“ eins** lässt sich insofern bestätigen, dass Prestige und Stigma der Standard- und Nonstandard-Varietäten im universitären Kontext mit der Studienrichtung der Studierenden korrelieren. Da sich Germanistik-Studierende, anders als Medizin- und TU-Studierende, im Laufe des Studiums sehr umfassend mit der deutschen Sprache im Allgemeinen und mit linguistischen Themen im Besonderen befassen, ist es durchaus möglich, dass diese dadurch einen differenzierteren Blick hinsichtlich Sprache bzw. Sprachverwendung aufweisen.

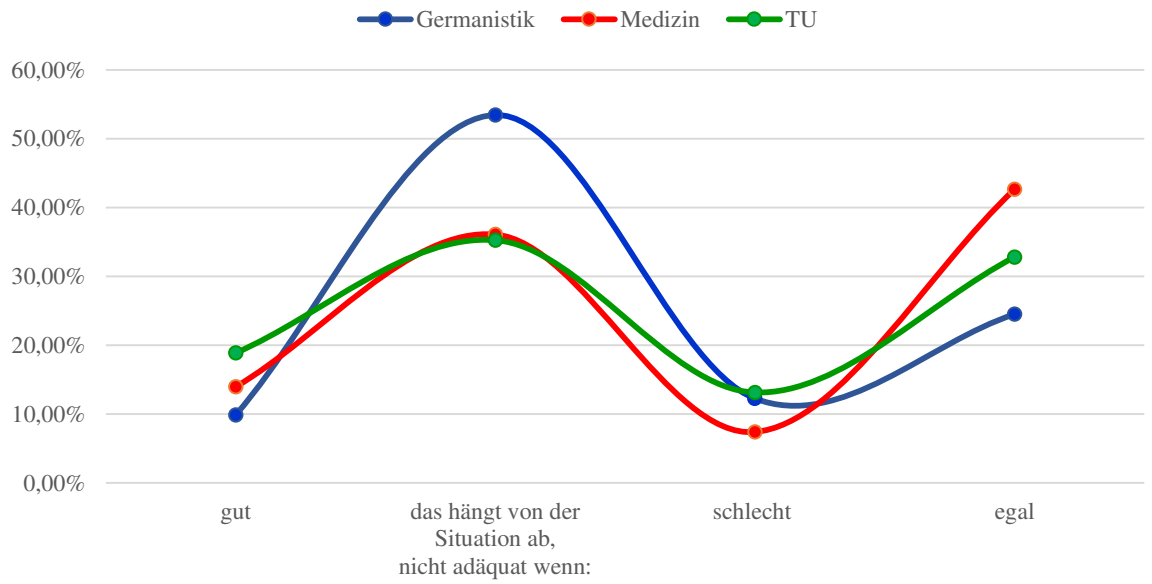


Abb. 85: Vergleich: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Bei der Antwortkategorie *das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:* hat es zusätzlich ein obligatorisches Textfeld gegeben. Um zwischen den Studienrichtungen Parallelen zu ziehen, werden wiederum die drei Kategorien mit den meisten Nennungen angeführt.

das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:		
Vortrag, Diskussion vor Plenum (75 Nennungen)	Sprechweise nicht verstanden wird (15)	Sprechweise nicht verstanden wird (28)
Sprechweise nicht verstanden wird (68)	Diverses (14)	Vortrag, Diskussion vor Plenum (9)
Diverses (50)	Interaktion mit Lehrenden (7)	Diverses (9)

Tab. 26: Vergleich: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

Bei Medizin- und TU-Studierenden führt die Kategorie *Sprechweise nicht verstanden wird* und bei Studierenden der Germanistik nimmt diese den zweiten Platz ein. Der Komplex *Vortrag, Diskussion vor Plenum* erhält bei Germanistik-Studierenden die meisten Nennungen. Die Kategorien *Vortrag, Diskussion vor Plenum* und *Diverses* kommen in der Gesamtaufschlüsselung jeweils zweimal bzw. dreimal vor.

4.4.4 Einstellungen zum Sprachgebrauch Lehrender

Der durchschnittliche (die Mehrheit der Lehrenden), mündliche Sprachgebrauch von Lehrenden wird nun in den Blick genommen. Wie lässt sich der varietätenspezifische Sprachgebrauch der Lehrenden am Germanistikinstitut der Universität Wien, an der Medizinischen Universität Wien und an der Technischen Universität Wien beschreiben?
Die **„Hypothese“ vier**, welche beinhaltet, dass *Lehrende über 40 Jahre* und *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende unter 40 Jahre* und Lehrende, die *nicht aus Österreich* stammen, lässt sich teilweise (nur in Bezug auf die Herkunft der Lehrenden) bestätigen. Betreffend des Alters der Lehrenden gibt es gemäß den Antworten der Germanistik-Studierenden keinen signifikanten

Unterschied zwischen *Lehrende unter 40 Jahre* und *Lehrende über (ab) 40 Jahre*. Die Kurvenverläufe überdecken einander zur Gänze, nur bei der vermeintlichen Verwendung einer Anpassung zw. U & H ist eine Nuancierung von rund 4 % zu erkennen.

In Bezug auf das Alter der Lehrenden gibt es gemäß den Antworten der Medizin-Studierenden, wie angenommen, einen wesentlichen Unterschied zwischen *Lehrende unter 40 Jahre* und *Lehrende über (ab) 40 Jahre*. Die ProbandInnen vertreten zu rund 34 % die Ansicht, dass *Lehrende unter 40 Jahre* und zu rund 56 % *Lehrende über 40 Jahre* in der „hochdeutschen" Varietät kommunizieren. Des Weiteren gibt es eine deutliche Diskrepanz bei dem vermeintlichen Gebrauch einer Anpassung zw. U & H. Meine Annahme lässt sich jedoch nicht als richtig nachweisen, da die Ergebnisse eine konträre Tendenz darlegen. *Lehrende unter 40 Jahre* machen sich das Varietätenspektrum viel mehr zu Nutze als *Lehrende über 40 Jahre.*

Laut Einstellung der TU-Studierenden hinsichtlich des Sprachgebrauchs der Lehrenden zeigt sich ein Bild, welches dem der Medizin-Studierenden, wenn auch nicht ganz so ausgeprägt, sehr nahe kommt. *Lehrende über 40 Jahre* verhalten sich, meiner „Hypothese" entgegengesetzt, eher standardkonform oder bedienen sich der „Umgangssprache" und einer Anpassung zw. U & H.

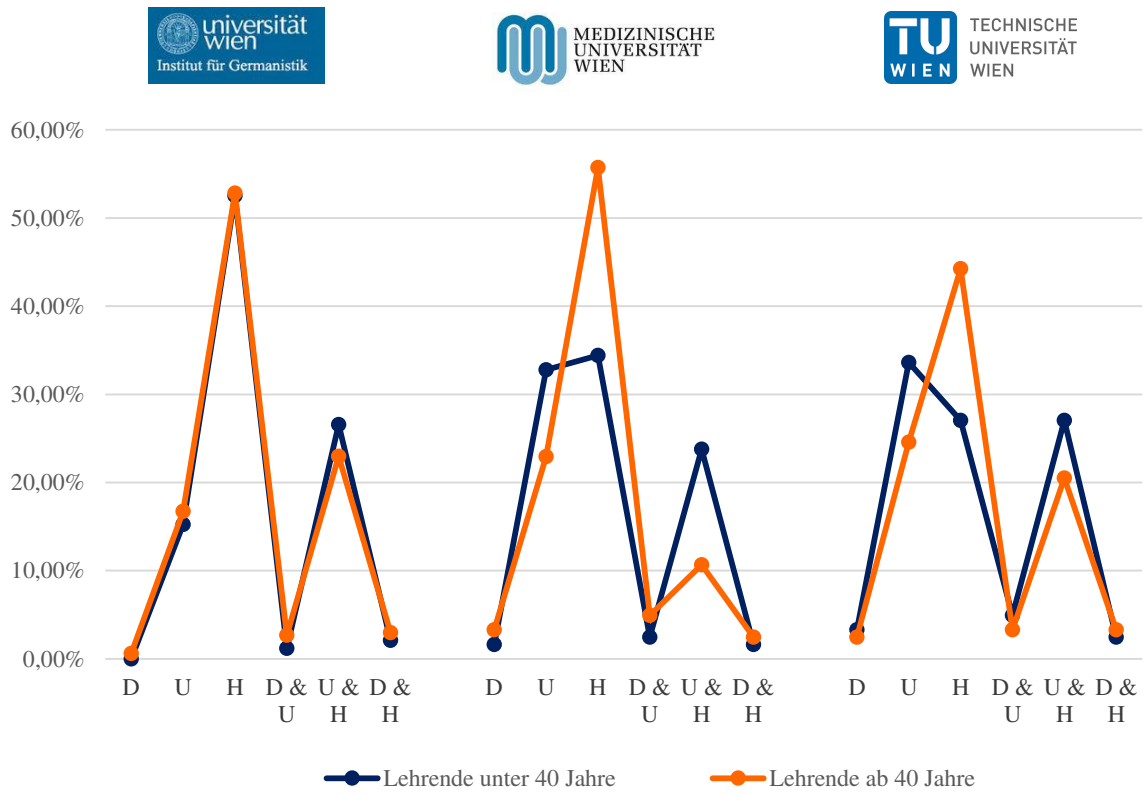


Abb. 86: Vergleich: Alter der Lehrenden.

Im Hinblick auf die Herkunft der Lehrenden lässt sich die Annahme bei allen Studienrichtungen bestätigen, dass *Lehrende aus Österreich* als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ wahrgenommen werden als *Lehrende*, die *nicht aus Österreich* stammen.

Bei Germanistik-Studierenden entfallen 37,91 % auf die „hochdeutsche“ Varietät und 33,73 % auf Anpassung zw. U & H. 36,07 % nehmen bei Studierenden der Medizinischen Universität Wien die „Umgangssprache“ und 35,25 % die „hochdeutsche“ Varietät ein. Bei TU-Studierenden ist der geringste Wert bei „Hochdeutsch“ und eine recht ausgewogene Dreiteilung vorzufinden: 29,51 % entfallen auf die „hochdeutsche“ Varietät, 27,87 % auf die „Umgangssprache“ und 27,05 % auf die Anpassung zw. U & H.

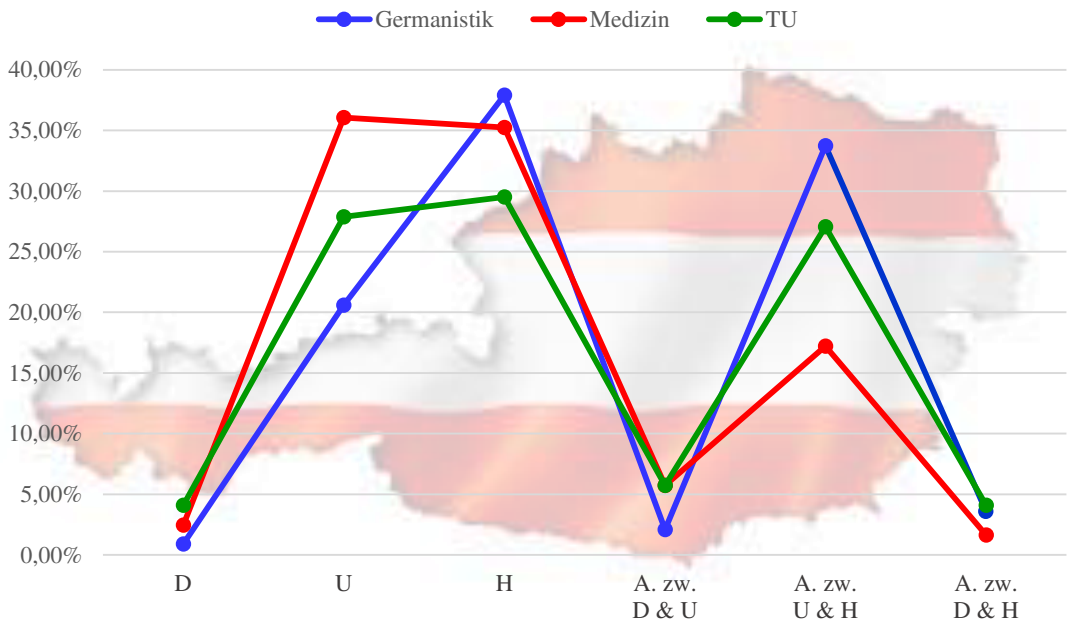


Abb. 87: Vergleich: Lehrende aus Österreich.

Hingegen entsprechen bei *Lehrende nicht aus Österreich* die Kurvenverläufe der Studienrichtungen Germanistik, Medizin und TU einander. Bei Germanistik- und Medizin-Studierenden beträgt „Hochdeutsch“ rund 81 %, bei TU-Studierenden rund 73 %.

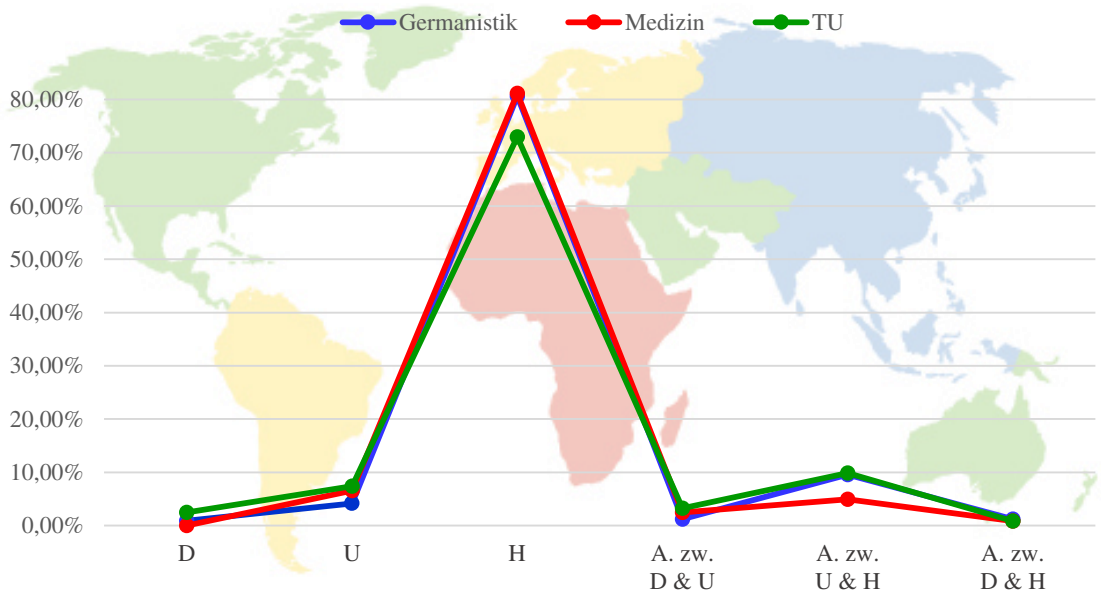


Abb. 88: Vergleich: Lehrende nicht aus Österreich.

Nimmt man nun den Situationstyp *Persönliches Gespräch mit Lehrenden während der LV* in den Blick, reduziert sich der vermeintliche Gebrauch von „Hochdeutsch“ gemäß folgender Abfolge der Studienrichtungen: TU-Studierende (43,44 %), Germanistik-Studierende (38,81 %) und Medizin-Studierende (38,52 %). *Persönliche Gespräche mit Lehrenden nach der LV* und *Persönliche Gespräche mit Lehrenden in der Sprechstunde* werden nach Selbsteinschätzung der Medizin-Studierenden am häufigsten in der „Umgangssprache (rund 41 % bzw. 48 %) geführt. Bei Germanistik-Studierenden überlappen sich diese Situationstypen zur Gänze und bei TU-Studierenden beinahe, denn bei Anpassung zw. U & H gibt es eine Differenzierung von rund 7 %. Die Werte bei der Angabe „Hochdeutsch“ sind bei Medizin-Studierenden mit über 28 % und über 23 % am höchsten. Bei Anpassung zw. U & H führen Germanistik-Studierende mit 29,25 bzw. 32,54 %. Bei Studierenden der Medizinischen Universität Wien sticht hervor, dass ein *Persönliches Gespräch mit Studierenden in der Sprechstunde* zu rund 48 % in der „Umgangssprache“ geführt wird. Bei *Persönliches Gespräch mit Lehrenden während der LV* sieht der Kurvenverlauf bei der Selbsteinschätzung der drei Studienrichtungen zum eigenen Sprachgebrauch (erster Fragenkomplex) in der Hinsicht ähnlich aus, dass die Kategorie „Hochdeutsch“ über die höchste Zustimmung verfügt.

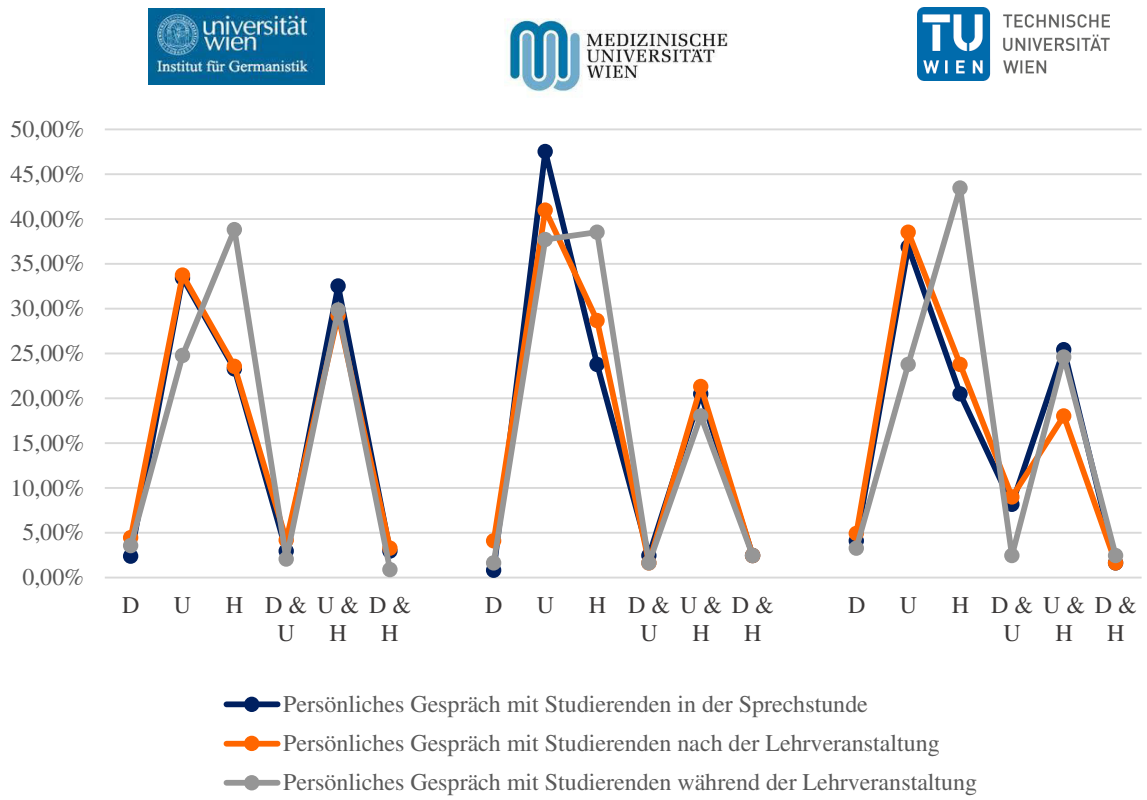


Abb. 89: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Laut Einstellungen der Germanistik-, Medizin- und TU-Studierenden verwenden Lehrende in einer *Vorlesung im Plenum* am häufigsten „Hochdeutsch“, gefolgt von dem Typ *Seminar im Plenum* und *Diskussion im Plenum*. Bei einer *Vorlesung im Plenum* beträgt bei Germanistik-Studierenden die vermeintliche Verwendung der „hochdeutschen“ Varietät rund 70 %, bei Medizin-Studierenden 66,39 % und bei TU-Studierenden 65,57 %. Bezüglich der Typen *Seminar im Plenum* und *Diskussion im Plenum* sind bei TU-Studierenden nahezu identische Kurvenverläufe erkennbar. Addiert man nun bei *Diskussion im Plenum* die Werte bei den Angaben „Hochdeutsch“ und Anpassung zw. U & H erzielen Germanistik-Studierende mit 76,41 % den höchsten Wert. Bei TU-Studierenden beträgt der Wert 63,93 %. Und bei Studierenden der Medizinischen Universität Wien beläuft sich der Wert auf 59,38 %.

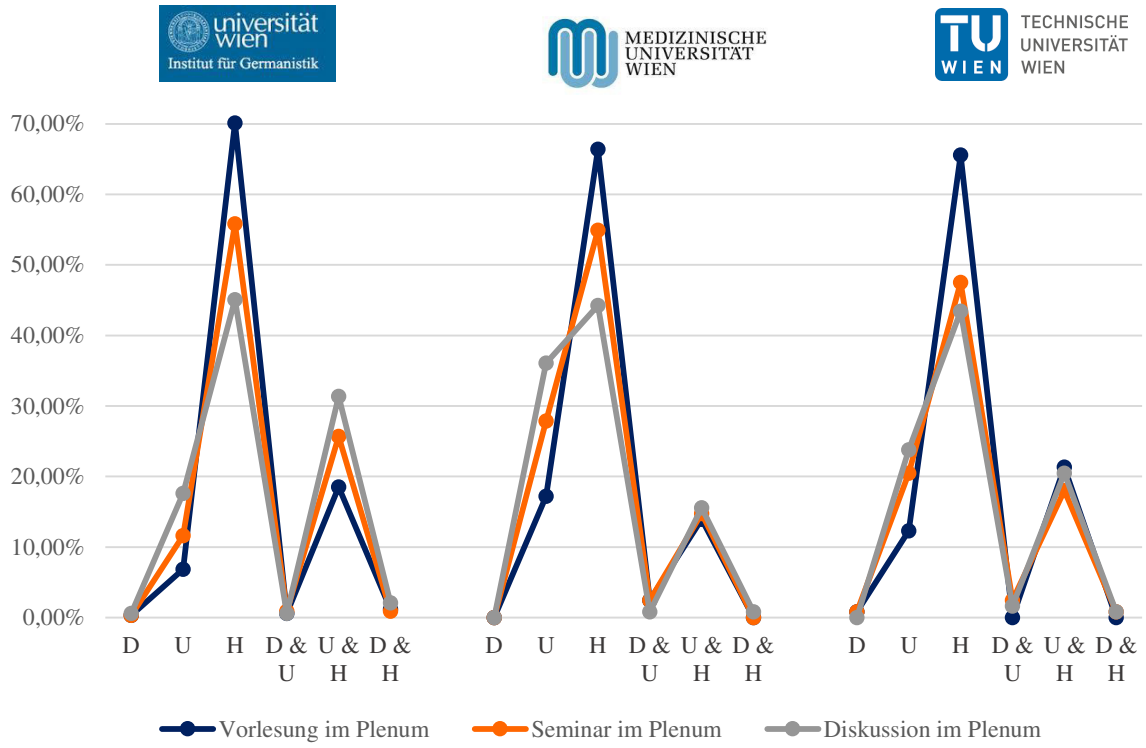


Abb. 90: Gleiche LV- und Situationstypen.

In puncto *Praktikum im Plenum* (Studienrichtung Medizin) und *Praktikum: Lehrvortrag* (Studienrichtung TU) können die Kurvenverläufe bei den Angaben Dialekt, Anpassung zw. D & U, Anpassung zw. U & H und Anpassung zw. D & H beinahe zur Gänze übereinander gelegt werden. Eine Differenzierung ist bei den Angaben „Umgangssprache“ und „Hochdeutsch“ zu verorten: 45,90 % der Medizin-Studierenden haben angegeben, die „hochdeutsche“ Varietät zu gebrauchen. 39,34 % entfallen bei den TU-Studierenden auf dieselbe Angabe. Studierende der Medizinischen Universität Wien haben „Umgangssprache“ zu 33,61 % und TU-Studierende zu 22,13 % angekreuzt.

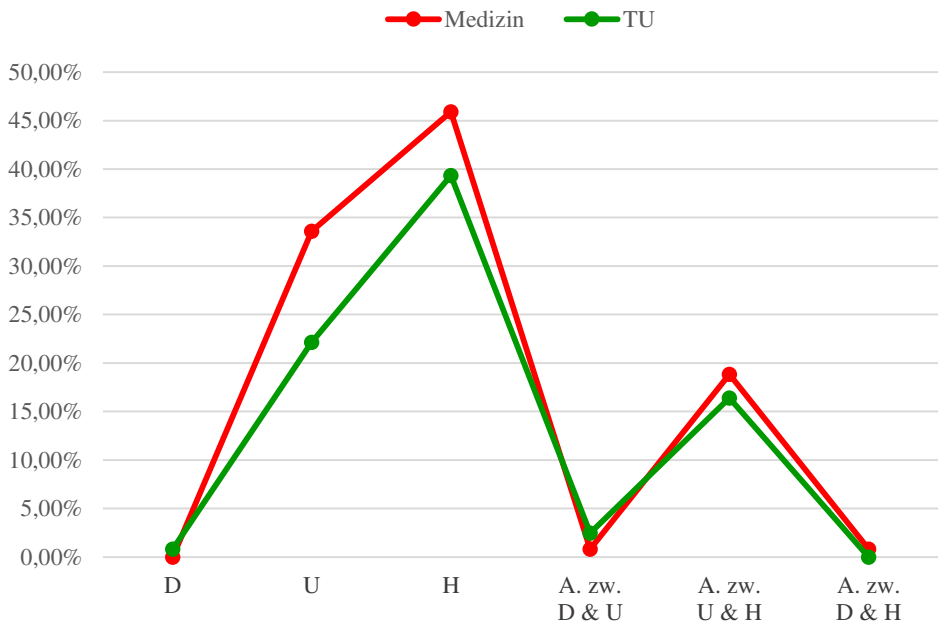


Abb. 91: Vergleich: Medizin- und TU-Studierende.

4.4.5 Einstellungen zur Konstanz Lehrender

Bei Frage fünf sprechen sich die Befragten aller drei Studienrichtungen dafür aus, dass der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden in unterschiedlichen Kontexten (zum Beispiel in Lehrveranstaltungen, in der Sprechstunde) konstant ist. Rund 94 % der Medizin-Studierenden haben sich für die Option *Ja* entschieden. Bei den Studienrichtungen der TU und bei Germanistik-Studierenden entfallen jeweils rund 83 % und 74 % auf eine vermeintliche Kontinuität hinsichtlich des Sprachgebrauchs Lehrender in Interaktion mit Studierenden. Studierende der Germanistik empfinden in Anbetracht aller Studienrichtungen noch am ehesten, dass der Sprachgebrauch Lehrender zu 26,27 % variabel bzw. flexibel einsetzbar ist. Der Fragenkomplex vier fragt den mündlichen Sprachgebrauch von Lehrenden (die Mehrzahl der Lehrenden spricht so) ab. Die anschließende Frage fünf des Fragebogens fungiert genau genommen als Kontrollfrage. Die Auswertung der beiden Fragenkomplexe weist jedoch eine Unstimmigkeit auf. Denn die Ergebnisse der einzelnen Lehrveranstaltungs- und Situationsbeurteilungen zeigen deutlich auf, dass nach Einschätzung der Studierenden die Sprechweise der Lehrenden durchaus situativ und funktional variiert. Geht es aber bei Frage fünf um die allgemeine Beständigkeit des Sprachgebrauchs der Lehrenden in Kontakt mit Studierenden, vermutet die Mehrheit der Studierenden eine Unveränderlichkeit.

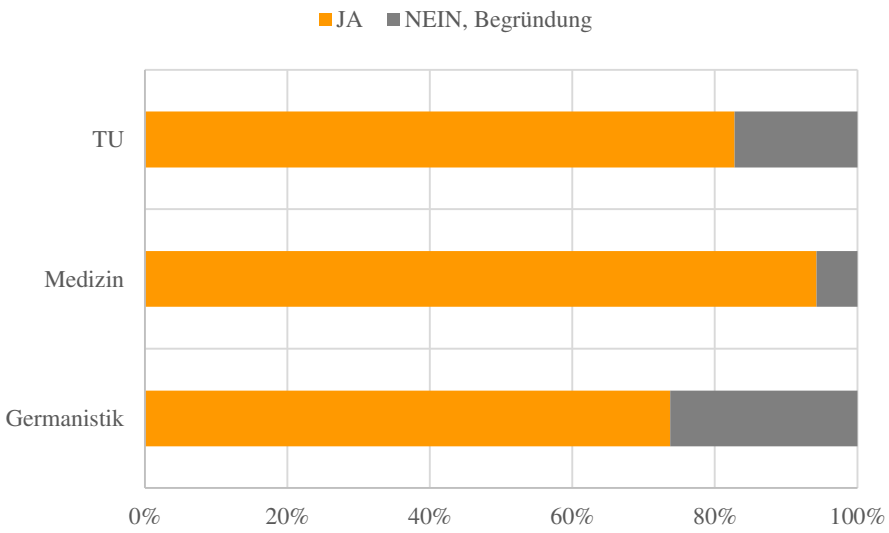


Abb. 92: Einstellungen zur Konstanz Lehrender.

Bei der Antwortkategorie *Nein, Begründung*: hat es zusätzlich ein obligatorisches Textfeld gegeben. Diesbezüglich werden nun von jeder Studienrichtung die drei Kategorien mit den meisten Nennungen angeführt.

Nein, Begründung:		
persönlicher Kontakt: eher kein „Hochdeutsch“ (26 Nennungen)	je nach Situation / Thema / Sprechweise abhängig (2)	Diverses (9)
je nach Situation / Thema / Sprechweise abhängig (20)	persönlicher Kontakt: eher kein „Hochdeutsch“ (2)	je nach Situation / Thema / Sprechweise abhängig (7)
Sprechstunde: eher kein „Hochdeutsch“ (19)	Anpassung (1)	persönlicher Kontakt: eher kein „Hochdeutsch“ (6)

Tab. 27: Vergleich: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

4.4.6 Einstellungen zum eigenen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden

Wie geben Studierende an, dass sie ihr eigenes Sprachverhalten anpassen, wenn Lehrende im Dialekt, in der „Umgangssprache“ oder im „Hochdeutschen“ mit ihnen interagieren? Hier lassen sich folgende Ergebnisse feststellen: 53,43 % der Germanistik-Studierenden

gehen von einer Veränderung aus. Hingegen bemerken 58,20 % der Medizin-Studierenden und 54,10 % der TU-Studierenden keine Veränderung.

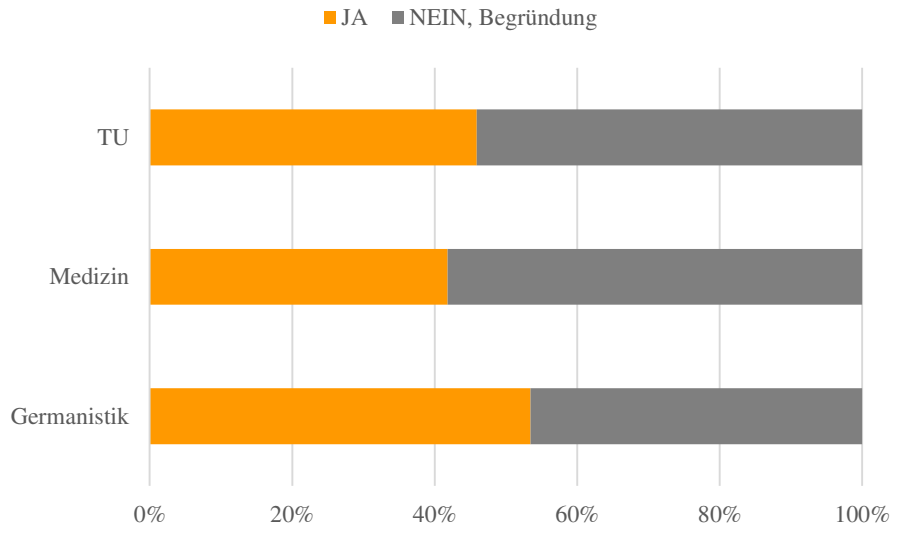


Abb. 93: Einstellungen zum eignen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden.

Hier beinhaltet die Option *Ja, Begründung:* ein obligatorisches Textfeld. Da die Antworten der ProbandInnen in nur jeweils zwei Kategorien, *Anpassung* und *Diverses*, gegliedert wurden, findet hier keine Gegenüberstellung statt.

4.4.7 Einstellungen zum allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität

Es gilt zu zeigen, ob ein Konsens darüber herrscht, wie man sich an der Universität sprachlich zu verhalten hat. Dazu werden die neun Aussagen in drei Gruppierungen zusammengefasst. Für die Zusammenschau der drei Studienrichtungen ist die sechsstufige Skala mit den beiden Polen *stimme gar nicht zu* und *stimme voll zu* zu folgenden drei Kategorien gebündelt worden: *stimme zu*, *teils, teils*, *stimme nicht zu*. Für die neue Konstellation sind jeweils zwei nebeneinanderliegende Skalenpunkte addiert worden.
Das „Hochdeutsche“ wird bei Medizin-Studierenden zu 67 % als die Sprache der Universität angesehen. Bei Germanistik- und TU-Studierenden erfolgt eine absolute Zustimmung zu rund 60 % bzw. 48 %. Der für wichtig erachtende Gebrauch des „Hochdeutschen“ ist bei allen Studienrichtungen nur teilweise zu verzeichnen. Am ehesten gehen Germanistik-

Studierende mit der Aussage *Es ist wichtig, dass Studierende Hochdeutsch an der Universität sprechen* komplett (40,30 %) bzw. teils, teils (40,90 %) konform. Bei Medizin- und TU-Studierenden entfallen hier die höchsten Werte auf die Angabe teils, teils (40,98 % bzw. 45,08 %). Die Mehrheit aller ProbandInnen kreuzt an, dass „Hochdeutsch“ sprechen keine erhöhte Bemühung für sie darstellt bzw. keine höhere Leistungsfähigkeit vonnöten ist. Rund 61 % der Medizin-Studierenden, gefolgt von rund 60 % der TU-Studierenden und rund 56 % der Germanistik-Studierenden stimmen der Aussage *Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen* nicht zu.

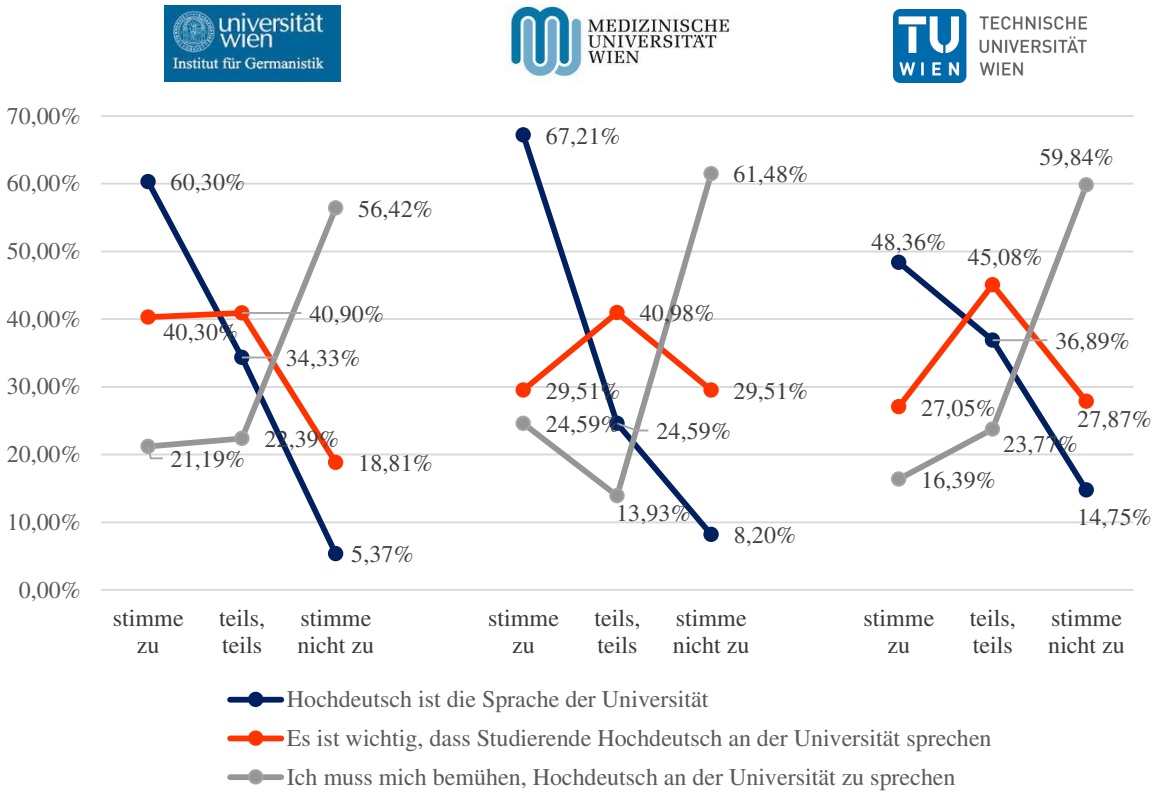


Abb. 94: Vergleich: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Die vermeintlichen Vorteile des „Hochdeutschen“ werden in der zweiten Gruppierung zusammengeführt. Unter den Befragten überwiegt die Ansicht (über rund 60 %), dass wissenschaftliche Inhalte eine Verwendung des „Hochdeutschen“ bedingen und dadurch auch die Fähigkeit zur anschaulichen Vermittlung erhöht wird. Dadurch lässt sich die **„Hypothese“ drei**, welche unter anderem den Gesichtspunkt der Ausdrucksstärke mit dem „Hochdeutschen“ in Verbindung bringt, hinsichtlich aller Studienrichtungen für richtig erklären.

59,84 % beträgt die Zustimmung bei TU-Studierenden, 60,60 % bei Germanistik-Studierenden und die höchste Zustimmung ist bei Medizin-Studierenden mit 68,85 % zu lokalisieren. Dass der Gebrauch der „hochdeutschen“ Varietät einer Aussage mehr Gewicht verleiht, wird sehr unterschiedlich bewertet. Am häufigsten gehen TU-Studierende zu 43,44 % mit der Aussage konform. Bei Germanistik-Studierenden haben sich 40,30 % für eine totale Übereinstimmung ausgesprochen. Studierende der Medizinischen Universität Wien bejahen diese Aussage jedoch nur teils, teils mit 40,98 %. Mehr als die Hälfte aller ProbandInnen geben ihre Zustimmung, dass das Beherrschen der „hochdeutschen“ Varietät eine wichtige Voraussetzung für den weiteren Beruf ist. Hierbei erzielen Germanistik-Studierende mit rund 84 %, gefolgt von Medizin-Studierenden mit rund 67 % und TU-Studierende mit rund 55 % die höchsten Zustimmungswerte. Studierende der Technischen Universität Wien vertreten bei der Aussage *Die Beherrschung des Hochdeutschen ist für meinen weiteren Beruf relevant* zu 31,15 % den teils, teils – Standpunkt und gehen mit der Aussage zu rund 14 % nicht konform.

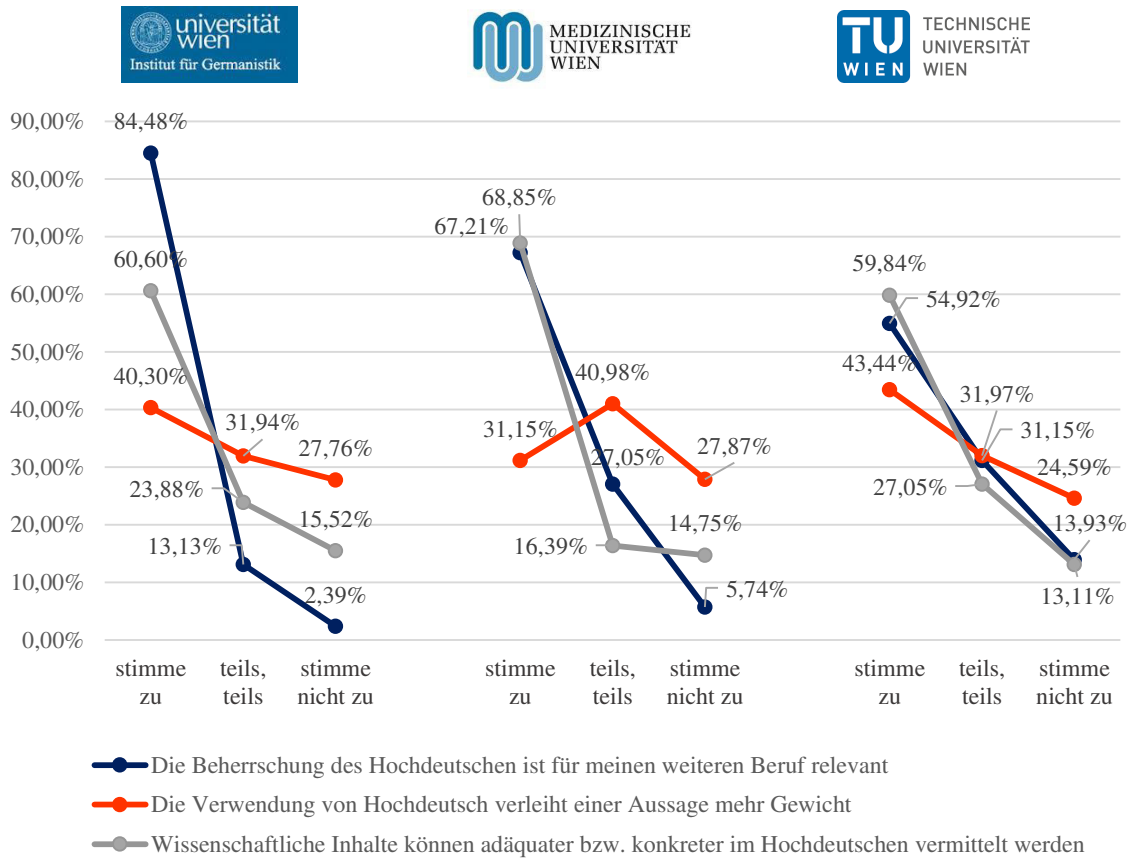


Abb. 95: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Die dritte Formation setzt sich mit dem Nonstandard-Gebrauch näher auseinander. Der ersten Aussage *Eine dialektale oder umgangssprachliche Sprechweise schafft an der Universität Vertrauen* wird am häufigsten von TU-Studierenden zu rund 45 % zugestimmt. 37,70 % beträgt die Übereinstimmung bei Studierenden der Medizinischen Universität und 34,03 % bei Germanistik-Studierenden. Die Ansicht, dass, wenn man Lehrende bereits besser kennt, die Tendenz zur nicht „hochdeutschen" Sprechweise gesteigert wird, wird von den Befragten folgendermaßen beantwortet: 61,48 % Zustimmung erfährt die Aussage bei TU-Studierenden, gefolgt von Medizin-Studierenden (49,18 %) und Germanistik-Studierenden (43,88 %). Es zeigt sich eine starke Tendenz, dass bei der Äußerung hinsichtlich der adäquaten bzw. verstehbaren Verwendung von Nonstandard-Deutsch bei allen Studienrichtungen eine Übereinstimmung über rund 57 % besteht. TU-Studierende gehen mit der Aussage am häufigsten zu 65,57 % konform.

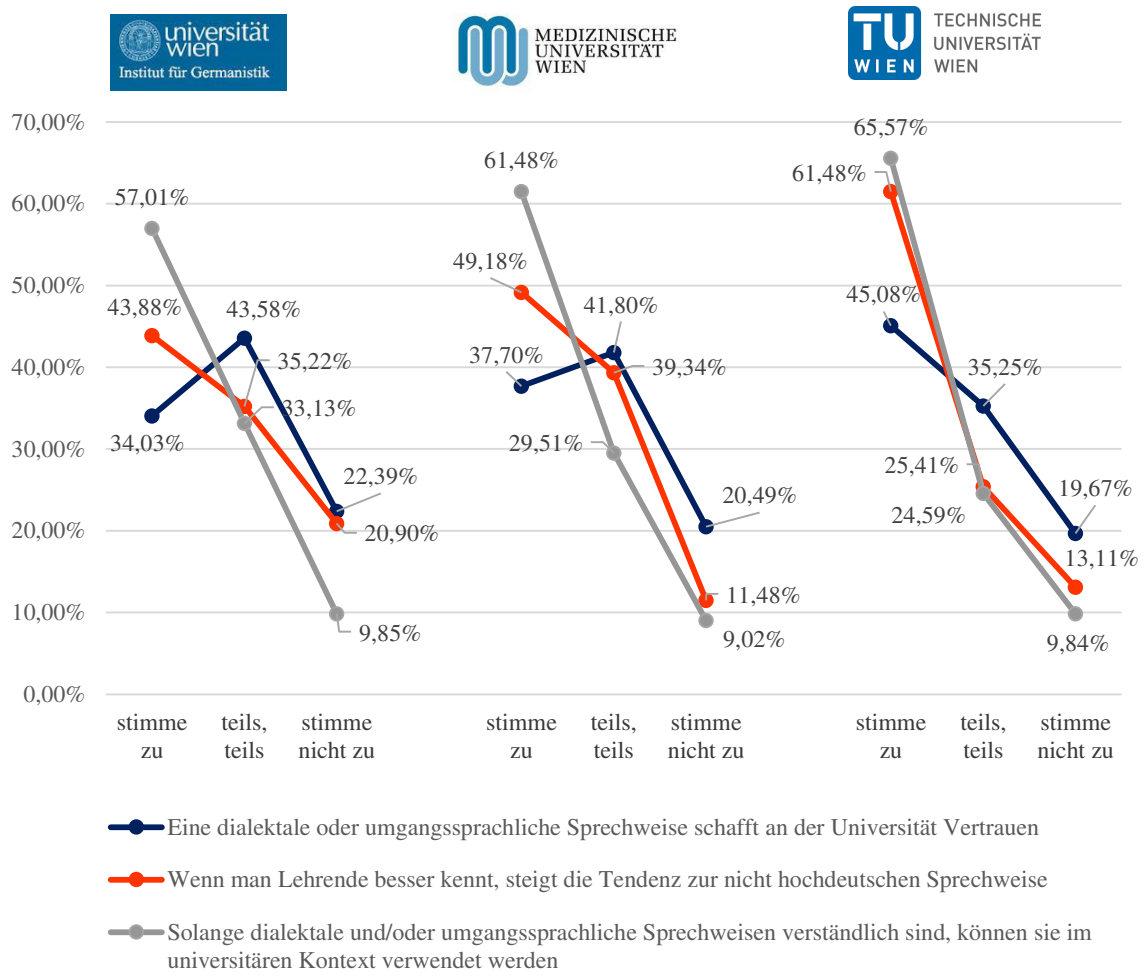


Abb. 96: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

5 Resümee und Ausblick

Die empirische Untersuchung und anschließende Auswertung der Daten führte zu der Schlussfolgerung, dass die sprachliche Variation im universitären Kontext ein sehr weitreichendes und ertragreiches Forschungsfeld bildet, welchem bis dato noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Das Gesamtziel meiner Erhebung war, die subjektiven Einstellungen der Studierenden zum varietätenspezifischen Sprachgebrauch näher zu beleuchten und der Frage nach einem impliziten oder expliziten sprachlichen Konsens an der Universität, sofern es diesen überhaupt gibt, nachzugehen. Eine fächerübergreifende Erkenntnis wurde durch mögliche Übereinstimmungen zwischen den drei Studienrichtungen gewonnen. Aus den theoretischen Implikationen und meiner durchgeführten Analyse kann ich nun ableiten, dass im Allgemeinen das „Hochdeutsche" die Bezugsnorm darstellt. Dies ist vor allem auch dadurch bedingt, dass sich das Kommunikationsdesign innerhalb der Universität „durch eine gewisse (äußere) Formalität der Gesprächssituation[en]" (LIMBERG 2009: 127) charakterisieren lässt. Es können jedoch auch deutliche Tendenzen der Anwendung von Nonstandard-Deutsch in persönlichen bzw. privaten Kontexten nachgewiesen werden.

Die **„Hypothese" eins** lässt sich insofern bestätigen, dass Prestige und Stigma der Standard- und Nonstandard-Varietäten im universitären Kontext auch mit der Herkunft der Studierenden korreliert (S. 163). Die Ergebnisse signalisieren, dass bei Studierenden aus Oberösterreich dialektale und umgangssprachliche Sprechweisen sehr verankert sind und diese durchaus auch im Universitätsalltag Verwendung finden. Bundeslandspezifisch betrachtet haben sie sich bei unterschiedlichen Fragenkomplexen als am häufigsten dialektloyal erwiesen. Die Annahme eines eher standardaffinen Sprachgebrauchs bei StudienanfängerInnen als bei Studierenden im fortgeschrittenen Stadium des Studiums hat sich bei allen drei Studienrichtungen nicht bewahrheitet (S. 163).

„Hypothese" zwei, welche aussagt, dass der vermeintliche Nonstandard-Gebrauch in Lehrveranstaltungen und in gewissen Situationskonstellationen nicht nur hinsichtlich der Studienrichtung, sondern auch aufgrund der Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden mit dem Grad an „sozialer Nähe" in Beziehung steht, ist absolut zutreffend (S. 156). LIMBERG (2009: 114) bringt auf den Punkt, was ich im Rahmen der Analyse mit dem Nähe- und Distanz-Modell (KOCH / OESTERREICHER 1985) und den fünf kommunikativen Faktoren von MUHR (1995) zu exemplifizieren versuchte:

> Das *Setting* spielt zwar eine wichtige Rolle bei der Produktion von akademischer Sprache, allerdings müssen hierbei auch die involvierten Sprecher, deren Gesprächsrollen und -ziele mit berücksichtigt werden. Mit anderen Worten, die interaktionelle Konstruktion von akademischen Gesprächen rückt stärker in den Mittelpunkt als deren äußerer Rahmen oder Handlungsort. (Formatierung im Original!)

Findet die Kommunikation beispielsweise nach der Lehrveranstaltung unter vier Augen statt, verändert sich der Eindruck der Studierenden in zweierlei Hinsicht. Die asymmetrische Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden transformiert sich zu einer symmetrischen. Und dies geht zumeist mit einem beiderseitigen, facettenreichen Ausschöpfen des Dialekt-Standard-Kontinuums einher. In Bezug auf die Studienrichtungen entsteht der Eindruck, dass sich vor allem Germanistik-Studierende hinsichtlich des Grades der Bewusstheit des Nonstandard-Gebrauchs, dessen Status und Funktion, in unterschiedlichen universitären Kontexten von Medizin- und TU-Studierenden abheben. Studierende der Germanistik scheinen den Nonstand-Gebrauch im Allgemeinen nicht unbedingt kritischer zu betrachten, sondern diesen eher zu reflektieren und zu hinterfragen. Die naheliegende Vermutung dafür ist, dass Germanistik-Studierende im Studium sowohl generell als auch im Besonderen einen Sprachfokus haben und dadurch über einen anderen bzw. differenzierteren Zugang zur Sprache und Sprachwendung verfügen als Medizin- und TU-Studierende. Bei allen drei Studienrichtungen ist die Verwendung der Sprache besonders stark mit der eigenen Herkunft, dem Wertesystem und der Individualität verwoben. Der Konnex bezüglich der linguistischen Studieninhalte spielt jedoch meiner Meinung nach nur bei Germanistik-Studierenden eine maßgebliche Rolle.

LIMBERG (2009: 127) vertritt zum Einen die Ansicht, dass „neben dem akademischen Schreiben […] auch das adäquate und registergerechte Sprechen in hochschulischen Lehr-Lern-Umgebungen eine notwendige und relevante *kommunikative Kompetenz* darstellt.“ (Formatierung im Original!) Andererseits ist ein bestimmtes sprachliches Agieren auch immer eine „Art ‘Barometer’ für die Weise, in der ein Interaktant eine gegebene Situation interpretiert.“ (LINKE u. a. 2004: 358) BAUSCH (vgl. 2003: 441) definiert die funktionalen Zwei- und Mehrsprachigkeitsformen unter anderem nicht nur durch die Tatsache, mit wem, warum und wie man kommuniziert, sondern ebenfalls, welche Kompetenzen situativ in Aktion treten. Möchte man beispielsweise in einer bestimmten Kommunikationssituation Aspekte wie Verständlichkeit, Höflichkeit und eine klare Ausdrucksweise berücksichtigen, weist dies für die befragten Studierenden auf den vermeintlichen Gebrauch des „Hochdeutschen“ bzw. auf das Wechseln in die „hochdeutsche“ Varietät hin. Aufgrund der Ergebnisse

der ausgefüllten Textfelder und der Evaluation der Aussage *Wissenschaftliche Inhalte können adäquater bzw. konkreter im Hochdeutschen vermittelt werden* erweist sich **„Hypothese“ drei** als korrekt (S. 161).

Die **„Hypothese“ vier** lässt sich nur hinsichtlich der Herkunft der Lehrenden bestätigen. *Lehrende aus Österreich* werden, wie angenommen, als ausgeprägter „innerlich mehrsprachig“ aufgefasst als *Lehrende nicht aus Österreich*. Bei *Lehrenden über 40 Jahre* ist diese „Mehrsprachigkeit“ jedoch nicht zu konstatieren (S. 165).
Fakt ist, dass nonstandard-deutsche Tendenzen an der Universität keineswegs als exotisch anzusehen sind. Der sprachliche Kontakt an der Hochschule ist meiner Ansicht nach eher im Bereich der kommunikations- und sprachgebrauchsorientierten Sprachverwendung zu verorten oder alternativ auch als relativ ausgewogene Mischform zwischen diesem und dem normbezogenen Ansatz einzuschätzen (vgl. MUHR 1995: 103f.).
LÖFFLER (1993: 704) spricht von einem „neuen postmodernen Zugriff der Sprachwissenschaft“. Dies geht damit einher, dass sich der Sprachproduzent, die Sprachproduzentin einem breiten Varietätenspektrum bedient und über eine „gespaltene postmoderne Identität“ (ebd.) verfügt. Somit wäre die intuitive Zugehörigkeit zu einer einzigen sozialen Gruppe mit einer geschlossenen Weltanschauung und homogenen Wertvorstellungen nicht mehr gesichert (vgl. LÖFFLER 1993: 704).

> Zu dieser postmodernen ‚Sowohl-als-auch-Identität’ gehört die Mehr-Funktionalität, das Eingebundensein in mehrere soziale und funktionale Gruppen und deren Soziolekte. Zu dieser Polyfunktionalität gehört als Folie die Stadt oder die Urbanität mit ihrer Anonymität und dem Rollenpluralismus. (LÖFFLER 1993: 704)

Folglich nutzen alle SprachteilnehmerInnen in ein und derselben Sprache unterschiedliche Varietäten, sind „vielsprachig“ (LÖFFLER 1993: 704) und dem permanenten Prozess des Switchens ausgesetzt, sofern sie in der jeweiligen Situation sprachlich angemessen interagieren wollen (vgl. LÖFFLER 1993: 704). Diese Ansicht lässt sich meiner Meinung nach ebenfalls auf die Studierenden an der Universität anwenden. Denn die

> soziale, kommunikative und sprachliche Vernetzung setzt die postmoderne Identität voraus und begründet sie gleichzeitig. Und diese wird wiederum konstituiert, oder zumindest reflektiert durch die Code-Vielfalt (Varietäten-Cluster), die sich in einer Stadt und bei jedem ihrer Bewohner in städtischen Sprachbiographien wiederfindet (LÖFFLER 1993: 705).

Die Sprachwissenschaft erhebt folglich den Anspruch, zu einer „echten ‘Sprecher-Wissenschaft’“ (LÖFFLER 1993: 710) zu mutieren und erkundet den postmodernen Stadt-Menschen bzw. Stadt-Studierenden in seiner Vielschichtigkeit über das Medium Sprache (vgl.

LÖFFLER 1993: 710). Sofern dies im Rahmen dieser Arbeit umsetzbar war, habe ich versucht, diesem Anspruch so gut wie möglich gerecht zu werden. Die anhand von subjektiven Einstellungsdaten gewonnenen Erkenntnisse sind mit einem Malkasten vergleichbar. Meine empirische Untersuchung bringt verschiedene Farben und Farbkombinationen einer bunten Farbpallette sprachlicher Erscheinungsformen, die teilweise ineinanderzugreifen scheinen, ans Licht.

Im Ausblick möchte ich nun neue Fragestellungen und mögliche weitere Auseinandersetzungen mit der Thematik darlegen, welche in kommenden Untersuchungen berücksichtigt werden könnten. Zusätzlich zur quantitativen Methode der Befragung ist es ratsam, auch qualitative Verfahrensweisen, wie zum Beispiel Leitfadeninterviews, heranzuziehen. Eines der Hauptziele der Interviews ist, die Meinung der Studierenden über die Lehrenden mit den Ansichten der Lehrenden selbst zu vergleichen bzw. in Übereinstimmung zu bringen. Außerdem können Aspekte des Sprachmanagements, der Sprachplanung (wenn überhaupt vorhanden) Berücksichtigung finden. SPOLSKY (2004: 8) betont diesbezüglich:

> But language policy exists even where it has not been made explicit or established by authority. Many countries and institutions and social groups do not have formal or written language policies, so that the nature of their language policy must be derived from a study of their language practice or beliefs.

Ein Beispiel für language practices or beliefs ist dementsprechend der Sprachgebrauch der Lehrenden und wie diese ihn in der Lehrveranstaltung anwenden, mit Studierenden sprachlich interagieren und gegebenenfalls auf verschiedene Arten und Weisen Normen für den Sprachgebrauch festsetzen bzw. voraussetzen. Das Quellenstudium (Analyse des Entwicklungsplans der Universität, des Universitätsgesetzes, des Studienrechts und der Curricula) deckt den Aspekt des Sprachmanagements ab. Sollte dies jedoch nicht erfolgsversprechend sein, wäre es möglich, mit einer Person, die im Rektorat der Universität beschäftigt ist, ein Interview zu führen. Des Weiteren wäre überaus interessant, den subjektiven Einstellungsdaten objektive Daten (Tonaufnahmen von Lehrveranstaltungen) gegenüberzustellen. Möchte man andere Forschungsbereiche, wie beispielsweise die Psychologie, miteinbeziehen, stellt sich unter anderem als eine von vielen Möglichkeiten die Frage, wie unterschiedliche psychische Instanzen des Selbst, nach Freud das Es, Ich und Über-Ich, durch Verwendung mehrerer Varietäten bzw. durch Varietätenwechsel sichtbar gemacht werden können. Eine mögliche, aus den fakultativen Textfeldern ableitbare Hypothese könnte nach Freuds Strukturmodell sein, dass das Es nonstandard-deutsche Sprechweisen unbewusst durchsickern lässt, das Ich eine Vermittlerposition einnimmt und hingegen das Über-Ich situativ nicht adäquat empfundene Sprechweisen sanktioniert.

6 Literaturverzeichnis

ALLPORT, GORDON W. (1954): Attitudes in the History of Social Psychology. In: WARREN, NEIL / JAHODA, MARIE (Hg.) (1954): Attitudes. Selected Readings. Harmondsworth, 19–25.

AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin: Walter de Gruyter.

AMMON, ULRICH (1996): Gibt es eine österreichische Sprache? In: Die Unterrichtspraxis / Teaching German, Vol. 29, No. 2, 131–136.

AMMON, ULRICH (2003): Dialektschwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses Dialekt – Standardvarietät im deutschen Sprachgebiet. In: ANDROUTSOPOULOS, JANNIS K. / ZIEGLER, EVELYN (Hg.): „Standardfragen". Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt am Main: Peter Lang. (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard. Band 18), 163–171.

AMMON, ULRICH (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität und Legitimation. In: EICHINGER, LUDWIG M. / KALLMEYER, WERNER (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter. (Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), 28–40.

BARBOUR, STEPHEN / STEVENSON, PATRICK (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin: Walter de Gruyter.

BAUSCH, KARL-RICHARD (2003): Zwei- und Mehrsprachigkeit: Überblick. In: BAUSCH, KARL-RICHARD / CHRIST, HERBERT / KRUMM, HANS-JÜRGEN (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. 4. Auflage. Tübingen & Basel.: A. Francke Verlag, 439–445.

BELLER, SIEGHARD (2004): Empirisch forschen lernen. Konzepte, Methoden, Fallbeispiele, Tipps. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Verlag Hans Huber.

BELLMANN, GÜNTER (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. (Reihe Germanistische Linguistik. 46), 105–130.

BERRUTO GAETANO (2004): Sprachvarietät – Sprache (Gesamtsprache, historische Sprache). Linguistic Variety – Language (Whole Language, Historical Language). In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER (Hg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Auflage. 1. Teilband. Berlin: Walter de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 3.1), 188–195.

CASPER, KLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. Norderstedt: Books on Demand. (Heidelberger Schriften zur Sprache und Kultur. 6).

CHRISTEN, HELEN / GUNTERN, MANUELA / HOVE, INGRID / PETKOVA, MARINA (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 140).

DANEŠ, FRANTIŠEK (2005): Dimensionen im Varietätenraum. In: LENZ, ALEXANDRA N. / MATTHEIER KLAUS J. (Hg.): Varietäten – Theorie und Empirie. Frankfurt am Main: Peter Lang. (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard. Band 23), 39–49.

DANNERER, MONIKA / MAUSER, PETER (2016): Österreichische Universitäten als mehrsprachige Interaktionsräume? Universitäre Sprachenpolitik vor dem Hintergrund des Projektes „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg (VAMUS)“. In: JABLKOWSKA, JOANNA / KUPCZYNSKA, KALINA / MÜLLER, STEPHAN (Hg.): Literatur, Sprache und Institution. Wien: Präsens (=Stimulus).

DE CILLIA, RUDOLF (2011): Projektantrag. Die Rolle des österreichischen Standarddeutsch und seiner soziolinguistischen Varietäten als Unterrichts- und Bildungssprache. URL: http://oesterreichisches-deutsch.bildungssprache.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_oesterr_dt_unterrichtssprache/Projektantrag_Homepage.pdf [letzter Zugriff: 25.05.2015].

DE CILLIA, RUDOLF (2015): Das Österreichische Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache. In: Verbal Newsletter 1, 36–37.

DITTMAR, NORBERT (1973): Soziolinguistik. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung. Mit kommentierter Bibliographie. Frankfurt am Main: Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag GmbH & Co.

DOVALIL, VÍT (2010): Zum Begriff ‚Varietät' und dessen Verflechtung mit ‚Norm' und ‚Stil'. In: GILLES, PETER / SCHARLOTH, JOACHIM / ZIEGLER, EVELYN (Hg.): Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passagen sprachlicher Variation. Frankfurt am Main: Peter Lang. (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard. Band 37), 45–57.

DURRELL, MARTIN (1998): Zum Problem des sprachlichen Kontinuums im Deutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, Vol.26, No. 1, 17–30.

ECKERT, PENELOPE (2012): Three Waves of Variation Study: The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation. In: Annual Review of Anthropology 41, 87–100.

EHLICH, KONRAD (2000): "Wissenschaftsstile", Wissenschaftssprache und ihre (wissens-) soziologischen Hintergründe. In: DEMINGER, SZILVIA [u. a.] (Hg.): Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes. Frankfurt am Main: Peter Lang, 59–71.

ENDER, ANDREA / KAISER, IRMTRAUD (2009): Zum Stellenwert von Dialekt und Standard im österreichischen und Schweizer Alltag. Ergebnisse einer Umfrage. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, Vol. 37, No. 2, 266–295.

FEUERLE, CLAUDIA (2014): Evaluierung der Moderatorensprache in der Sendung „Bundesland heute" – Burgenland. Dipl. Univ. Wien.

FIEDLER, KLAUS / KURZENHÄUSER, STEPHANIE (2000): Das Linguistische Kategorienmodell und die sprachliche Vermittlung von Einstellungen. In: DEMINGER, SZILVIA [u. a.]

(Hg.): Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes. Frankfurt am Main: Peter Lang, 161–177.

FISHBEIN, M. / AJZEN, I. (1975): Belief, Attitude, Intention, and Behavior: an introduction to theory and research. Reading, MA: Addison-Wesley.

GILES, HOWARD / BOURHIS, RICHARD Y. / DAVIES, ANN (1979): Prestige speech styles: The imposed norm and inherent value hypotheses. In: MCCORMACK, WILLIAM C. / WURM, STEPHEN A. (Hg.): Language in Anthropology IV: Language in many ways. The Hague: Mouton, 589–596.

GLAUNINGER, MANFRED MICHAEL (2011): Wien(erisch) zwischen Wunschbild und Wirklichkeit. „Dialekt“ im Wienerlied und im Wiener Sprachalltag. In: Österreichisches Volksliedwerk (Hg.): Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Band 60. Wien: Mille Tre Verlag, 142–153.

HABACHER, ALMUTH (2013): Nonstandard-Lexik in den österreichischen ‚Qualitätszeitungen‘ Die Presse und Der Standard. Eine soziolinguistisch fundierte pragmatische Analyse. Dipl. Univ. Wien.

HAGEMANN, JÖRG / KLEIN, WOLF PETER / STAFFELDT, SVEN (2013): Pragmatischer Standard – Eine Annäherung. In: HAGEMANN, JÖRG / KLEIN, WOLF PETER / STAFFELDT, SVEN: Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (Stauffenburg Linguistik. 73), 1–13.

HARTMANN, DIETRICH (1990): Standardsprache und regionale Umgangssprachen als Varietäten des Deutschen. Kriterien zu ihrer Bestimmung aus grammatischer und soziolinguistischer Sicht. In: International Journal of the Sociology of Language, Vol.1990, No. 83, 39–58.

HARTUNG, JOHANNA (2010): Sozialpsychologie. 3. Auflage. Stuttgart: W. Kohlhammer. (Psychologie in der sozialen Arbeit. 3).

HERMANNS, FRITZ (2002): Attitüde, Einstellung, Haltung. Empfehlung eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung. In: CHERUBIM, DIETER / JAKOB, KARLHEINZ / LINKE, ANGELIKA (Hg.): Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin: Walter de Gruyter. (Studia Linguistica Germanica. 64), 65–89.

HTU (2011): Über Lehrveranstaltungen. URL: https://htu.at/Studienfuehrerin/LehrveranstaltungsTypen[letzter Zugriff: 9.02.2016].

HUESMANN, ANETTE (1998): Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. (Reihe Germanistische Linguistik. 199).

KATZ, DANIEL (1960): The Functional Approach to the Study of Attitudes. In: The Public Opinion Quarterly, Vol. 24, No. 2, 163–204.

KLEIN, WOLF PETER (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? In: HAGEMANN, JÖRG / KLEIN, WOLF PETER / STAFFELDT, SVEN: Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (Stauffenburg Linguistik. 73), 15–33.

KOCH, PETER / OESTERREICHER, WULF (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36/85, 15–43.

LASAGABASTER, DAVID (2004): Attitude / Einstellung. In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER (Hg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Auflage. 1. Teilband. Berlin: Walter de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 3.1), 399–405.

LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen. (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 125).

LIMBERG, HOLGER (2009): Mündliche Kommunikation in der Hochschule: Bestandsaufnahme einer Forschungsrichtung aus anglo-amerikanischer Sicht. In: LÉVY-TÖDTER, MAGDALÈNE / MEER, DOROTHEE (Hg.): Hochschulkommunikation in der Diskussion. Frankfurt am Main: Peter Lang, 113–133.

LINKE, ANGELIKA / NUSSBAUMER, MARKUS / PORTMANN, PAUL R. (2004): Studienbuch Linguistik. 5., erweiterte Auflage. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. (Reihe Germanistische Linguistik. 121 Kollegbuch).

LÖFFLER, HEINRICH (1993): Stadtsprachen und Stadtmedien: Spiegelungen postmoderner Identität. In: MATTHEIER, KLAUS J. [u. a.] (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt am Main: Peter Lang, 699–712.

LÖFFLER, HEINRICH (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

LÖFFLER, HEINRICH (2010): Germanistische Soziolinguistik. 4. Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

LÜDI, GEORGES / WERLEN, IWAR (2005): Sprachenlandschaft in der Schweiz. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik. URL: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.html?publicationID=1737[letzter Zugriff: 21.06.2015].

MAITZ, PÉTER / ELSPAß, STEPHAN (2013): Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch'. In: HAGEMANN, JÖRG / KLEIN, WOLF PETER / STAFFELDT, SVEN: Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (Stauffenburg Linguistik. 73), 35–48.

MATTHEIER, KLAUS J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg: Quelle und Meyer. (Uni-Taschenbücher 994).

MATTHEIER, KLAUS J. (1998): Dialektsprechen in Deutschland. Überlegungen zu einem deutschen Dialektzensus. In: ERNST, PETER / PATOCKA, FRANZ (Hg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Wien: Verlag Edition Praesens, 95–104.

MEDIZINISCHE UNIVERSITÄT WIEN (2015): Curriculum für das Diplomstudium Humanmedizin. Konsolidierte Fassung: Stand Oktober 2015. URL: http://www.meduni-wien.ac.at/homepage/fileadmin/HP-Relaunch/pdfstudien/HumanmedizinN202/Curr_Human_Kons_Fassung_mit_GrafikNEU__NOV2015.pdf[letzter Zugriff: 9.02.2016].

MIKUŁA, KALINA (2009): Das österreichische Deutsch in der Gastronomie. Speisenamen als Identitätsvermittler unter Österreichern. Dipl. Univ. Wien.

MOOSMÜLLER, SYLVIA (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien: Böhlau Verlag. (Sprachwissenschaftliche Reihe. 1).

MUHR, RUDOLF (1995): Zur Sprachsituation in Österreich und zum Begriff "Standardsprache" in plurizentrischen Sprachen. Sprache und Identität in Österreich. In: MUHR, RUDOLF / SCHRODT, RICHARD / WIESINGER, PETER (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky. (Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache. 2), 75–109.

NEULAND, EVA (1993): Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewußtsein. Zur Relevanz 'subjektiver Faktoren' für Sprachvariation und Sprachwandel. In: MATTHEIER, KLAUS J. [u. a.] (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt am Main: Peter Lang, 723–747.

ÖTTL, BIANKA (2014): Der Gebrauch von Nonstandard-Lexik als pressesprachliche Kontextualisierungsstrategie. Am Beispiel der Wiener Gratiszeitung *Heute*. Dipl. Univ. Wien.

PATOCKA, CHRISTA (1986): Sprachgebrauch und Spracheinschätzung in Österreich. Eine Auswertung von Fragebögen. Dipl. Univ. Wien.

PORST, ROLF (2014): Fragebogen. Ein Arbeitsbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

RAAB-STEINER, ELISABETH / BENESCH, MICHAEL (2012): Der Fragebogen. Von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung. 3. Aktualisierte und überarbeitete Auflage. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

RANSMAYR, JUTTA (2005): Das österreichische Deutsch und sein Status an Auslandsuniversitäten. Eine empirische Untersuchung an Germanistikinstituten in Frankreich, Großbritannien, Tschechien und Ungarn. Dissertation.

RIEHL, CLAUDIA MARIA (2000): Spracheinstellungen und Stereotype im Lichte diskursiver Praxis. In: DEMINGER, SZILVIA [u. a.] (Hg.): Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes. Frankfurt am Main: Peter Lang, 141–160.

RONZ, RENÉ (2014): Universität Düsseldorf SoSe 2014 Phonetic Variation. URL: http://slideplayer.org/slide/1282194/[letzter Zugriff: 3.01.2016].

SCHNEIDER, JAN GEORG / ALBERT, GEORG (2013): Medialität und Standardsprache – oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist. In: HAGEMANN, JÖRG / KLEIN, WOLF PETER / STAFFELDT, SVEN: Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (Stauffenburg Linguistik. 73), 49–60.

SCHOEL, CHRISTIANE / STAHLBERG, DAGMAR (2012): Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive II: Dialekte. In: EICHINGER, LUDWIG M. [u. a.] (Hg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 205–225.

SCHULYOK-SCHOPP, MICHAELA (2013): Dialektverwendung in der Schule. Ein Vergleich zwischen Privatschule und öffentlicher Schule. Dipl. Univ. Wien.

SPOLSKY, BERNARD (2004): Language Policy. Cambridge: Cambridge University Press.

STEINEGGER, GUIDO (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. Frankfurt am Main: Peter Lang. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 26).

STRASSER, HERMANN / BRÖMME, NORBERT (2004): Prestige und Stigma / Prestige and Stigma. In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER (Hg.): Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Auflage. 1. Teilband. Berlin: Walter de Gruyter. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 3.1), 412–417.

STUDIENVERTRETUNG GERMANISTIK (2014): Der IG Germ Studienleitfaden für das Wintersemester 2014/15. 7. überarbeitete Auflage. Wien: Facultas Digitaldruck. URL: http://www.univie.ac.at/iggerm/files/studienleitfaden/Studienleitfaden-2014W.pdf[letzter Zugriff: 8.02.2016].

TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN, REKTORAT (2015): Wissensbilanz 2014. URL: https://www.tuwien.ac.at/fileadmin/t/tuwien/docs/leitung/wb14.pdf[letzter Zugriff: 8.02.2016].

TU WIEN (2009): Studienplan des Bachelorstudiums Architektur an der TU Wien. URL: http://www.tuwien.ac.at/fileadmin/t/rechtsabt/downloads/Studienplan%20Bachlor%20Architektur.pdf[letzter Zugriff: 9.02.2016].

VAMUS (2015): Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg. URL: http://www.uibk.ac.at/germanistik/vamus/projekt.html[letzter Zugriff: 21.06.2015].

WALLACE, DAVID FOSTER (2012): Das hier ist Wasser / This Is Water. Anstiftung zum Denken. Gedanken zu einer Lebensführung der Anteilnahme vorgebracht bei einem wichtigen Anlass. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

WANDRUSZKA, MARIO (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: R. Piper & Co. Verlag.

WIESINGER, PETER (1980): “Sprache“, “Dialekt“ und “Mundart“ als sachliches und terminologisches Problem. In: GÖSCHEL, JOACHIM / IVIĆ, PAVLE / KEHR, KURT (Hg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposions “Zur Theorie des Dialekts“ Marburg/Lahn, 5.-10. September 1977. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag GmbH, 177–198.

WIESMANN, LOUIS (1984): Vertragen sich Unterricht im Dialekt und Hochschule? In: Padel, Gerd H. (Hrsg.): Des Schweizers Deutsch. Bern & Stuttgart: Hallwag Verlag, 131–136.

YZERBYT, VINCENT / PROVOST, VALÉRIE / CORNEILLE OLIVIER (2005): Not Competent but Warm … Really? Compensatory Stereotypes in the French-speaking World. In: Group Processes & Integroup Relations, Vol. 8, No. 3, 291–308.

7 Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Einteilung von WIESINGER (WIESINGER 1980: 186).

Abb. 2: Das soziale Instanzenmodell einer Standardvarietät (AMMON 1996: 134).

Abb. 3: Gegenwärtiges Deutsch (vgl. GLAUNINGER 2011: 148).

Abb. 4: Soziolinguistisches Varietäten-Modell (vgl. LÖFFLER 2010: 79, modifizierte Version: RONZ 2014: Folie 9).

Abb. 5: Sprache der Nähe, Sprache der Distanz (KOCH / OESTERREICHER 1985: 23).

Abb. 6: Determinants of attitude formation (KATZ 1960: 192).

Abb. 7: Stichprobe Germanistik-Studierende – Bundeslandverteilung (Karte: vgl. PARLAMENTSDIREKTION 2014).

PARLAMENTSDIREKTION (2014): Österreichkarte mit Wappen der Bundesländer. URL: https://www.parlament.gv.at/POOL/BILDER/27345/2734538_500.jpg[letzter Zugriff: 5.01.2016].

Abb. 8: Stichprobe Medizin-Studierende – Bundeslandverteilung (Karte: vgl. PARLAMENTSDIREKTION 2014).

Abb. 9: Stichprobe TU-Studierende – Bundeslandverteilung (Karte: vgl. PARLAMENTSDIREKTION 2014).

Abb. 10: Zeitaufwand Germanistik-Studierende.

Abb. 11: Zeitaufwand Medizin-Studierende.

Abb. 12: Zeitaufwand TU-Studierende.

Auswertung Germanistik-Studierende: Abb. 13–33

Abb. 13: Unterschied zwischen Literatur- und Linguistik-LV.

Abb. 14: Gespräche unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Abb. 15: Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Abb. 16: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Abb. 17: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Abb. 18: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

Abb. 19: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

Abb. 20: Gründe für den Dialektgebrauch.

Abb. 21: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Studiendauer.

Abb. 22: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Bundesländer (NÖ, OÖ).

Abb. 23: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Abb. 24: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

Abb. 25: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Abb. 26: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Abb. 27: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

Abb. 28: Antworten bei Textfeld „Ja, Begründung:“.

Abb. 29: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Abb. 30: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Abb. 31: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

Abb. 32: Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen – Bundesländervergleich.

Abb. 33: Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen – Bundesländervergleich.

Auswertung Medizin-Studierende: Abb. 34–55

Abb. 34: Gespräche unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Abb. 35: Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Abb. 36: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Abb. 37: Schriftliche Interaktion mit Lehrenden und Studierenden.

Abb. 38: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Abb. 39: Lehrveranstaltungstypen im eher Nonstandard-Deutsch-Bereich.

Abb. 40: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

Abb. 41: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

Abb. 42: Gründe für den Dialektgebrauch.

Abb. 43: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Studiendauer.

Abb. 44: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Bundesländer (NÖ, OÖ).

Abb. 45: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Abb. 46: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

Abb. 47: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Abb. 48: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Abb. 49: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

Abb. 50: Antworten bei Textfeld „Ja, Begründung:“.

Abb. 51: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Abb. 52: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Abb. 53: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

Abb. 54: Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen – Bundesländervergleich.

Abb. 55: Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen – Bundesländervergleich.

Auswertung TU-Studierende: Abb. 56–77

Abb. 56: Gespräche unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Abb. 57: Gruppenarbeit unter Studierenden in einer LV – Bundesländervergleich.

Abb. 58: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Abb. 59: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Abb. 60: Lehrveranstaltungstypen im eher Nonstandard-Deutsch-Bereich.

Abb. 61: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

Abb. 62: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

Abb. 63: Gründe für den Dialektgebrauch.

Abb. 64: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Studiendauer.

Abb. 65: Veränderung des Sprachgebrauchs nach Bundesländer (NÖ, OÖ).

Abb. 66: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Abb. 67: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

Abb. 68: Lehrveranstaltungs- und Situationstypen im eher Standarddeutsch-Bereich.

Abb. 69: Lehrveranstaltungstypen im eher Nonstandard-Deutsch-Bereich.

Abb. 70: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Abb. 71: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

Abb. 72: Antworten bei Textfeld „Ja, Begründung:“.

Abb. 73: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Abb. 74: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Abb. 75: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

Abb. 76: Es ist wichtig, dass Studierende „Hochdeutsch“ an der Universität sprechen – Bundesländervergleich.

Abb. 77: Ich muss mich bemühen, „Hochdeutsch“ an der Universität zu sprechen – Bundesländervergleich.

Auswertung Gesamt: Abb. 78–96

Abb. 78: Gruppenarbeit und Gespräche unter Studierenden in einer LV.

Abb. 79: Gespräch mit Lehrenden – Unterschiede.

Abb. 80: Schriftliche Interaktion mit Lehrenden und Studierenden.

Abb. 81: Gleiche LV-Typen.

Abb. 82: Gleiche Situationstypen.

Abb. 83: Vergleich: Medizin- und TU-Studierende.

Abb. 84: Vergleich: Veränderung des Sprachgebrauchs.

Abb. 85: Vergleich: Einstellungen zum Sprachgebrauch anderer Studierender.

Abb. 86: Vergleich: Alter der Lehrenden.

Abb. 87: Vergleich: Lehrende aus Österreich.

Abb. 88: Vergleich: Lehrende nicht aus Österreich.

Abb. 89: Gespräch mit Studierenden – Unterschiede.

Abb. 90: Gleiche LV- und Situationstypen.

Abb. 91: Vergleich: Medizin- und TU-Studierende.

Abb. 92: Einstellungen zur Konstanz Lehrender.

Abb. 93: Einstellungen zum eignen Sprachgebrauch in Interaktion mit Lehrenden.

Abb. 94: Vergleich: Der Stellenwert des „Hochdeutschen“ an der Universität.

Abb. 95: Die Vorteile der „hochdeutschen“ Varietät.

Abb. 96: Argumente für den Nonstandard-Gebrauch.

8 Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Three components of the language policy.

Tab. 2: Datengewinnung „*VAMUS*“.

Tab. 3: „Gewünschter“ Sprachgebrauch und „tatsächlicher“ Sprachgebrauch (STEINEGGER 1998: 134).

Tab. 4: Gebrauch von „Hochdeutsch“ und mehreren Sprechweisen.

Tab. 5: Gebrauch von Standardsprache, Umgangssprache und Dialekt.

Tab. 6: Hochsprache und Dialekt in der Ausbildung (LÜDI / WERLEN 2005: 85).

Tab. 7: Stichprobe Germanistik-Studierende.

Tab. 8: Stichprobe Medizin-Studierende.

Tab. 9: Stichprobe TU-Studierende.

Tab. 10: Stichprobe TU-Studierende – Studienrichtung.

Tab. 11: Einteilung nach dem Komponentenmodell von ALLPORT (1954).

Auswertung Germanistik-Studierende: Tab. 12–15

Tab. 12: Statistik Germanistik-Studierende (Reporting System der Universität Wien 2015). Die Statistik wurde von Mag. Roland Steinacher, Leiter der Dienstleistungseinrichtung Studienservice und Lehrwesen, per E-Mail übermittelt. Datenstand: 27.03.2015.

Tab. 13: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Tab. 14: Antworten bei Textfeld „oder:“.

Tab. 15: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Auswertung Medizin-Studierende: Tab. 16–18

Tab. 16: Statistik Medizin-Studierende (JÄGER 2016). Die Statistik wurde von Harald Jäger, Leiter der Studien- und Prüfungsabteilung der Medizinischen Universität Wien, per E-Mail übermittelt.

Tab. 17: Antworten bei Textfeld „oder:“.

Tab. 18: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Auswertung TU-Studierende: Tab. 19–22

Tab. 19: Statistik TU-Studierende (vgl. TECHNISCHE UNIVERSITÄT WIEN 2015: 43).

Tab. 20: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Tab. 21: Antworten bei Textfeld „oder:“.

Tab. 22: Antworten bei Textfeld „anderes:“.

Auswertung Gesamt: Tab. 23–27

Tab. 23: Vergleich: Gründe für den Gebrauch von „Hochdeutsch“.

Tab. 24: Vergleich: Gründe für den Gebrauch von „Umgangssprache“.

Tab. 25: Vergleich: Gründe für den Gebrauch von Dialekt.

Tab. 26: Vergleich: Antworten bei Textfeld: Verwendung von nicht „Hochdeutsch“ „(das) hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:“.

Tab. 27: Vergleich: Antworten bei Textfeld „Nein, Begründung:“.

9 Anhang

Abstract

Die sprachliche Interaktion und Kommunikation an Hochschulen entspricht einem vielfältigen Sprachbiotop. Die Universität als Ausbildungs- und Forschungseinrichtung wird nun selbst einer empirischen Analyse unterzogen und zugleich wird eine Leerstelle in der linguistischen Forschung gefüllt. Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ist das Variations- und Varietätenspektrum des Deutschen im universitären Kontext, welches mithilfe der Variationslinguistik und der modernen soziolinguistischen Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung untersucht wird. Konkret wird dargelegt, wann, mit wem und wie Standard- und Nonstandard-Deutsch von Studierenden unterschiedlicher Studienrichtungen und Universitäten gemäß deren Selbsteinschätzung verwendet wird. Forschungsleitende Anhaltspunkte meiner Arbeit sind die Umfrage von STEINEGGER (1998), die fünf kommunikativen Faktoren von MUHR (1995) und das Nähe-Distanz-Modell von KOCH / OESTERREICHER (1985). Methodologisch stützt sich die Arbeit auf eine indirekte Erhebung mittels Online-Fragebögen. Die Befragung von 579 ProbandInnen bildet die empirische Basis. Germanistik-Studierende der Universität Wien fungieren als primäre Untersuchungsgruppe, Medizin-Studierende der Medizinischen Universität Wien und TU-Studierende der Technischen Universität Wien wurden als Kontrollgruppen herangezogen. Während die Ergebnisse in Bezug auf die Verständigung unter Studierenden eine standardferne Tendenz aufweisen, lässt sich bei den Gesprächen mit Lehrenden ein deutliches Muster erkennen. Der vermeintliche Gebrauch von Standarddeutsch nimmt in allen untersuchten Studienrichtungen gemäß folgender Reihung ab: *Persönliches Gespräch mit Lehrenden während der LV*, *Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der LV* und *Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde*. Die Verwendung von Nonstandard-Deutsch steht somit in enger Verbindung mit den Faktoren Vertrautheit, Öffentlichkeit und Dialogizität. Zwischen den einzelnen LV-Typen sind je nach Studienrichtung unterschiedlich starke Differenzen in Bezug auf die verwendete Varietät zu verorten. Des Weiteren wurden Einstellungen von Studierenden zum eigenen, fremden und allgemeinen Sprachgebrauch an der Universität untersucht sowie der Sprachgebrauch Lehrender vonseiten der Studierenden eingeschätzt.

Linguistic interaction and communication taking place at universities can be likened to a highly varied linguistic biotope. The university as an educational and research oriented institution is empirically analyzed to close an existing research gap in the field of linguistics. The object of inquiry is German used at universities, which is examined with the concepts of variational sociolinguistics, sociolinguistic speech perception and language attitude and linguistic variation research in mind. The students' self-assessment of their usage of Standard and non-Standard German at university focuses on the when, how and with whom. The theoretical basis of the paper is STEINEGGER'S (1998) survey, the five communicative factors of MUHR (1995) and the proximity-distance-model of KOCH / OESTERREICHER (1985). Methodologically this paper makes use of an online-survey that managed to reach 579 participants. German studies students of the University of Vienna were the primary test group and medical students from the Medical University of Vienna and students of the Technical University of Vienna were used as control groups. While the results indicate that inter-student communication mostly features non-Standard tendencies, conversations between student and professor follow a different pattern. The self-reported usage of Standard German decreases in every examined field of study in the following order: *personal conversation with professor during course*, *personal conversation with professor after the course* and *personal conversation with professor during office hours*. The usage of non-Standard German can therefore be seen as being connected with the factors intimacy, publicity and dialogism. One can locate significant differences between the assessments of the different types of courses in the different fields of study concerning the used variety. Additionally the students' attitude towards their own, the others and the general language usage at the university were examined and the professors' language usage was assessed by the students.

Fragebögen

Vorschau | [standard] [barrierefrei]

soSci
oFb - der onlineFragebogen

Druckansicht vom 28.06.2015, 11:18

Bitte beachten Sie, dass Filter und Platzhalter in der Druckansicht prinzipbedingt nicht funktionieren. Fragen, die mittels PHP-Code eingebunden sind, werden nur eingeschränkt wiedergegeben.

Korrekturfahne **Variablenansicht** **PHP-Code anzeigen**

Seite 01

universität wien

Mein Name ist Lisa Krammer. Dieser Fragebogen ist Teil einer Seminararbeit an der Universität Wien. Das Thema ist der Gebrauch der deutschen Sprache.

Ich bitte Sie, sofern Sie Germanistik an der Universität Wien studieren, daran teilzunehmen! Dies ist keine Wissensprüfung. Daher gibt es auch keine „richtigen“ oder „falschen“ Antworten. Bitte beantworten Sie die Fragen so spontan und ehrlich wie möglich. Ihre Daten werden anonymisiert, nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet und nicht an Dritte weitergegeben!

Vielen Dank, dass Sie sich zehn Minuten Zeit nehmen, um meinen Fragebogen vollständig auszufüllen und so meine Arbeit zu unterstützen!

Seite 02

question('S101')

1. Im Fragebogen werden bestimmte Sprechweisen genannt. Damit es keine Missverständnisse gibt, möchte ich Ihnen erklären, was ich unter den einzelnen Sprechweisen verstehe:

D = Dialekt: Eine Sprechweise, die für einen Ort bzw. eine Region typisch ist und viele sprachliche Eigenheiten hat. Außenstehende können sie nicht ohne weiteres verstehen.

U = Umgangssprache: Eine Sprechweise zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Sie wird großräumiger gesprochen (und verstanden) als der Dialekt.

H = Hochdeutsch: Eine Sprechweise, die im gesamten deutschsprachigen Raum verstanden wird und keine regionalen Auffälligkeiten enthält. Auch NachrichtensprecherInnen im Radio und Fernsehen sprechen Hochdeutsch. Im Fragebogen wird *Hochdeutsch* in der allgemein üblichen (nicht sprachwissenschaftlichen) Bedeutung von *Standarddeutsch* verwendet.

A = Anpassung: Wenn Sie in der jeweiligen Situation Ihre Sprechweise gänzlich der Sprechweise Ihres Gesprächspartners, Ihrer Gesprächspartnerin anpassen, wählen Sie bitte zwischen den einzelnen Optionen von „Anpassung“ aus.

Wie sprechen bzw. schreiben Sie gewöhnlich in folgenden Situationen mit folgenden Personen? Kreuzen Sie bitte an.

Anmerkung: Sollten Sie bestimmte Lehrveranstaltungen noch nicht besucht bzw. bestimmte Situationen noch nicht erlebt haben, dann lassen Sie bitte das Feld einfach aus.

	Dialekt	Umgangssprache	Hochdeutsch	Anpassung zw. D & U	Anpassung zw. U & H	Anpassung zw. D & H
Vorlesung mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Präsentation im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde	○	○	○	○	○	○
Literatur-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO) unter Studierenden	○	○	○	○	○	○
Proseminar, Seminar mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Moodle-Kurse: schriftliche Interaktion mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Linguistik-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO) mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Diskussion im Plenum	○	○	○	○	○	○
E-Mail-Kontakt mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Mündliche Prüfung	○	○	○	○	○	○
Gespräche unter Studierenden in einer Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○

Übung mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Linguistik-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO) unter Studierenden	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Gruppenarbeit unter Studierenden in einer Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Moodle-Kurse: schriftliche Interaktion mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
Gespräch mit Lehrenden während der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Literatur-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO) mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
E-Mail-Kontakt mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
anderes: [S102_01]	○	○	○	○	○	○

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Hochdeutsch verwenden: Warum tun Sie das?

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Umgangssprache verwenden: Warum tun Sie das?

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Dialekt verwenden: Warum tun Sie das?

Seite 03

2. Hat sich Ihr Sprachgebrauch an der Universität Wien im Verlauf Ihres Studiums generell verändert?

- ○ Ja, Tendenz zum Dialekt
- ○ Ja, Tendenz zur Umgangssprache
- ○ Ja, Tendenz zum Hochdeutschen
- ○ Nein
- ○ oder:

3. Wie finden Sie es, wenn Studierende an der Universität Wien in Lehrveranstaltungen nicht Hochdeutsch sprechen?

- ○ gut
- ○ das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:
- ○ schlecht
- ○ egal

question('S401')

4. Wie beschreiben Sie im Durchschnitt (= die Mehrzahl der Lehrenden spricht so) den mündlichen Sprachgebrauch von Lehrenden an der Universität Wien?

Kreuzen Sie bitte an.

	Dialekt	Umgangssprache	Hocheutsch	Anpassung zw. D & U	Anpassung zw. U & H	Anpassung zw. D & H

Literatur-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO) mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
Vorlesung im Plenum	○	○	○	○	○	○
Gespräch mit Studierenden während der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Linguistik-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO): Lehrvortrag	○	○	○	○	○	○
Proseminar, Seminar im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Studierenden in der Sprechstunde	○	○	○	○	○	○
Literatur-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO): Lehrvortrag	○	○	○	○	○	○
Diskussion im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Studierenden nach der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Linguistik-Lehrveranstaltung (SE, PS, UE, VO) mit Studierenden	○	○	○	○	○	○

Lehrende unter 40 Jahre	○	○	○	○	○	○
Lehrende über 40 Jahre	○	○	○	○	○	○
Lehrende aus Österreich	○	○	○	○	○	○
Lehrende nicht aus Österreich	○	○	○	○	○	○
anderes: [S402_01]	○	○	○	○	○	○

Seite 04

5. Ist der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden (LV, Sprechstunde etc.) konstant?

○ Ja

○ Nein, Begründung:

6. Verändert sich Ihr Sprachverhalten, wenn Lehrende Dialekt, Umgangssprache oder Hochdeutsch sprechen?

○ Ja, Begründung:

○ Nein

7. Bitte lesen Sie die folgenden Aussagen sorgfältig durch und geben Sie dann an, wie sehr Sie den einzelnen Aussagen zustimmen.

	stimme gar nicht zu 1	2	3	4	5	stimme voll zu 6
Hochdeutsch ist die Sprache der Universität.	○	○	○	○	○	○
Die Beherrschung des Hochdeutschen ist für meinen weiteren Beruf relevant.	○	○	○	○	○	○

Eine dialektale oder umgangssprachliche Sprechweise schafft an der Universität Vertrauen.	○	○	○	○	○	○
Die Verwendung von Hochdeutsch verleiht einer Aussage mehr Gewicht.	○	○	○	○	○	○
Wissenschaftliche Inhalte können adäquater bzw. konkreter im Hochdeutschen vermittelt werden.	○	○	○	○	○	○
Es ist wichtig, dass Studierende Hochdeutsch an der Universität sprechen.	○	○	○	○	○	○
Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht hochdeutschen Sprechweise.	○	○	○	○	○	○
Solange dialektale und/oder umgangssprachliche Sprechweisen verständlich sind, können sie im universitären Kontext verwendet werden.	○	○	○	○	○	○
Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen.	○	○	○	○	○	○

Seite 05

8.1 Geschlecht:

[Bitte auswählen]

8.2 Jahrgang:

8.3 Studium Deutsche Philologie

[Bitte auswählen]

8.4 Typ des Studiums:

[Bitte auswählen]

8.5 Anzahl der bereits absolvierten Semester:

8.6 Geboren in:

Ort / Land:

8.7 Aufgewachsen in:

Ort / Land:

8.8 Längere Zeit woanders gelebt (In- und/oder Ausland):

Ort / Land:

Dauer (ungefähr in Jahren):

8.9 Derzeitiger Wohnort:

Ort / Land:

seit:

Letzte Seite

Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme!

Ihre Antworten wurden gespeichert. Sie können das Browser-Fenster nun schließen.

Lisa Krammer, Universität Wien – 2015

Vorschau | [standard] [barrierefrei]

soSci
oFb - der onlineFragebogen

Druckansicht vom 15.12.2015, 20:49

Bitte beachten Sie, dass Filter und Platzhalter in der Druckansicht prinzipbedingt nicht funktionieren. Fragen, die mittels PHP-Code eingebunden sind, werden nur eingeschränkt wiedergegeben.

Korrekturfahne **Variablenansicht** **PHP-Code anzeigen**

Seite 01

universität wien

Mein Name ist Lisa Krammer. Dieser Fragebogen ist Teil meiner Diplomarbeit an der Universität Wien. Das Thema ist der Gebrauch der deutschen Sprache.

Ich bitte Sie, sofern Sie Humanmedizin oder Zahnmedizin an der Medizinischen Universität Wien studieren, daran teilzunehmen! Dies ist keine Wissensprüfung. Daher gibt es auch keine „richtigen“ oder „falschen“ Antworten. Bitte beantworten Sie die Fragen so spontan und ehrlich wie möglich. Ihre Daten werden anonymisiert, nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet und nicht an Dritte weitergegeben!

Vielen Dank, dass Sie sich zehn Minuten Zeit nehmen, um meinen Fragebogen vollständig auszufüllen und so meine Arbeit zu unterstützen!

Seite 02

question('S101')

1. Im Fragebogen werden bestimmte Sprechweisen genannt. Damit es keine Missverständnisse gibt, möchte ich Ihnen erklären, was ich unter den einzelnen Sprechweisen verstehe:

D = Dialekt: Eine Sprechweise, die für einen Ort bzw. eine Region typisch ist und viele sprachliche Eigenheiten hat. Außenstehende können sie nicht ohne weiteres verstehen. Beispiel für Dialekt: *Heit Obnd kummt mei Bruada ham.*

U = Umgangssprache: Eine Sprechweise zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Sie wird großräumiger gesprochen (und verstanden) als der Dialekt.
Beispiel für Umgangssprache: *Heut Abnd kommt mein Bruda nach Haus.*

H = Hochdeutsch: Eine Sprechweise, die im gesamten deutschsprachigen Raum verstanden wird und keine regionalen Auffälligkeiten enthält. Auch NachrichtensprecherInnen im Radio und Fernsehen sprechen Hochdeutsch. Im Fragebogen wird *Hochdeutsch* in der allgemein üblichen (nicht sprachwissenschaftlichen) Bedeutung von *Standarddeutsch* verwendet. Beispiel für Hochdeutsch: *Heute Abend kommt mein Bruder nach Hause.*

A = Anpassung: Wenn Sie in der jeweiligen Situation Ihre Sprechweise gänzlich der Sprechweise Ihres Gesprächspartners, Ihrer Gesprächspartnerin anpassen, wählen Sie bitte zwischen den einzelnen Optionen von „Anpassung“ aus.

Wie sprechen bzw. schreiben Sie gewöhnlich in folgenden Situationen mit folgenden

Personen? Kreuzen Sie bitte an.

Anmerkung: Sollten Sie bestimmte Lehrveranstaltungen noch nicht besucht bzw. bestimmte Situationen noch nicht erlebt haben, dann lassen Sie bitte das Feld einfach aus.

	Dialekt	Umgangssprache	Hochdeutsch	Anpassung zw. D & U	Anpassung zw. U & H	Anpassung zw. D & H
Vorlesung mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Präsentation im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde	○	○	○	○	○	○
Seminar mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Moodle-Kurse: schriftliche Interaktion mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Diskussion im Plenum	○	○	○	○	○	○
E-Mail-Kontakt mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Mündliche Prüfung	○	○	○	○	○	○
Gespräche unter Studierenden in einer Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Praktikum mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○

Gruppenarbeit unter Studierenden in einer Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Moodle-Kurse: schriftliche Interaktion mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
Gespräch mit Lehrenden während der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Lines mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
E-Mail-Kontakt mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
anderes: ⇉ S102_01 ⇇	○	○	○	○	○	○

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Hochdeutsch verwenden: Warum tun Sie das?

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Umgangssprache verwenden: Warum tun Sie das?

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Dialekt verwenden: Warum tun Sie das?

Seite 03

2. Hat sich Ihr Sprachgebrauch an der Medizinischen Universität Wien im Verlauf Ihres Studiums

generell verändert?

- ○ Ja, Tendenz zum Dialekt
- ○ Ja, Tendenz zur Umgangssprache
- ○ Ja, Tendenz zum Hochdeutschen
- ○ Nein
- ○ oder:

3. Wie finden Sie es, wenn Studierende an der Medizinischen Universität Wien in Lehrveranstaltungen nicht Hochdeutsch sprechen?

- ○ gut
- ○ das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:
- ○ schlecht
- ○ egal

question('S401')

4. Wie beschreiben Sie im Durchschnitt (= die Mehrzahl der Lehrenden spricht so) den mündlichen Sprachgebrauch von Lehrenden an der Medizinischen Universität Wien?

Kreuzen Sie bitte an.

	Dialekt	Umgangssprache	Hocheutsch	Anpassung zw. D & U	Anpassung zw. U & H	Anpassung zw. D & H
Praktikum im Plenum	○	○	○	○	○	○
Gespräch mit Studierenden während der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Seminar im Plenum	○	○	○	○	○	○
Diskussion im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Studierenden in der Sprechstunde	○	○	○	○	○	○

Vorlesung im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Studierenden nach der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Lines im Plenum	○	○	○	○	○	○
Lehrende unter 40 Jahre	○	○	○	○	○	○
Lehrende über 40 Jahre	○	○	○	○	○	○
Lehrende aus Österreich	○	○	○	○	○	○
Lehrende nicht aus Österreich	○	○	○	○	○	○
anderes: ⇉ S402_01 ⇇	○	○	○	○	○	○

Seite 04

5. Ist der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden (LV, Sprechstunde etc.) konstant?

○ Ja

○ Nein, Begründung:

6. Verändert sich Ihr Sprachverhalten, wenn Lehrende Dialekt, Umgangssprache oder Hochdeutsch sprechen?

○ Ja, Begründung:

○ Nein

7. Bitte lesen Sie die folgenden Aussagen sorgfältig durch und geben Sie dann an, wie sehr Sie den einzelnen Aussagen zustimmen.

	stimme gar nicht zu 1	2	3	4	5	stimme voll zu 6
Hochdeutsch ist die Sprache der Universität.	○	○	○	○	○	○
Die Beherrschung des Hochdeutschen ist für meinen weiteren Beruf relevant.	○	○	○	○	○	○
Eine dialektale oder umgangssprachliche Sprechweise schafft an der Universität Vertrauen.	○	○	○	○	○	○
Die Verwendung von Hochdeutsch verleiht einer Aussage mehr Gewicht.	○	○	○	○	○	○
Wissenschaftliche Inhalte können adäquater bzw. konkreter im Hochdeutschen vermittelt werden.	○	○	○	○	○	○
Es ist wichtig, dass Studierende Hochdeutsch an der Universität sprechen.	○	○	○	○	○	○
Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht hochdeutschen Sprechweise.	○	○	○	○	○	○
Solange dialektale und/oder umgangssprachliche Sprechweisen verständlich sind, können sie im universitären Kontext verwendet werden.	○	○	○	○	○	○
Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen.	○	○	○	○	○	○

Seite 05

8.1 Geschlecht:

[Bitte auswählen]

8.2 Geburtsjahr:

8.3 Studium Human- oder Zahnmedizin

[Bitte auswählen]

8.4 Anzahl der bereits absolvierten Semester:

8.5 Geboren in:

[Bitte auswählen]

8.6 Aufgewachsen in:

[Bitte auswählen]

8.7 Längere Zeit woanders gelebt (In- und/oder Ausland):

Ort / Land:

Dauer (ungefähr in Jahren):

8.8 Derzeitiger Wohnort:

[Bitte auswählen]

Seite 06

1. Falls Sie mir etwas mitteilen möchten, bietet das Kommentarfeld Platz für Anmerkungen:

Letzte Seite

Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme!

Ihre Antworten wurden gespeichert. Sie können das Browser-Fenster nun schließen.

Lisa Krammer, Universität Wien – 2015

Vorschau | [standard] [barrierefrei]

soSci
oFb - der onlineFragebogen

Druckansicht vom 15.12.2015, 20:52

Bitte beachten Sie, dass Filter und Platzhalter in der Druckansicht prinzipbedingt nicht funktionieren. Fragen, die mittels PHP-Code eingebunden sind, werden nur eingeschränkt wiedergegeben.

Korrekturfahne **Variablenansicht** **PHP-Code anzeigen**

Seite 01

universität wien

Mein Name ist Lisa Krammer. Dieser Fragebogen ist Teil meiner Diplomarbeit an der Universität Wien. Das Thema ist der Gebrauch der deutschen Sprache.

Ich bitte Sie, sofern Sie an der Technischen Universität Wien studieren, daran teilzunehmen! Dies ist keine Wissensprüfung. Daher gibt es auch keine „richtigen“ oder „falschen“ Antworten. Bitte beantworten Sie die Fragen so spontan und ehrlich wie möglich. Ihre Daten werden anonymisiert, nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet und nicht an Dritte weitergegeben!

Vielen Dank, dass Sie sich zehn Minuten Zeit nehmen, um meinen Fragebogen vollständig auszufüllen und so meine Arbeit zu unterstützen!

Seite 02

question('S101')

1. Im Fragebogen werden bestimmte Sprechweisen genannt. Damit es keine Missverständnisse gibt, möchte ich Ihnen erklären, was ich unter den einzelnen Sprechweisen verstehe:

D = Dialekt: Eine Sprechweise, die für einen Ort bzw. eine Region typisch ist und viele sprachliche Eigenheiten hat. Außenstehende können sie nicht ohne weiteres verstehen. Beispiel für Dialekt: *Heit Obnd kummt mei Bruada ham.*

U = Umgangssprache: Eine Sprechweise zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Sie wird großräumiger gesprochen (und verstanden) als der Dialekt.
Beispiel für Umgangssprache: *Heut Abnd kommt mein Bruda nach Haus.*

H = Hochdeutsch: Eine Sprechweise, die im gesamten deutschsprachigen Raum verstanden wird und keine regionalen Auffälligkeiten enthält. Auch NachrichtensprecherInnen im Radio und Fernsehen sprechen Hochdeutsch. Im Fragebogen wird *Hochdeutsch* in der allgemein üblichen (nicht sprachwissenschaftlichen) Bedeutung von *Standarddeutsch* verwendet. Beispiel für Hochdeutsch: *Heute Abend kommt mein Bruder nach Hause.*

A = Anpassung: Wenn Sie in der jeweiligen Situation Ihre Sprechweise gänzlich der Sprechweise Ihres Gesprächspartners, Ihrer Gesprächspartnerin anpassen, wählen Sie bitte zwischen den einzelnen Optionen von „Anpassung“ aus.

Wie sprechen bzw. schreiben Sie gewöhnlich in folgenden Situationen mit folgenden

Personen? Kreuzen Sie bitte an.

Anmerkung: Sollten Sie bestimmte Lehrveranstaltungen noch nicht besucht bzw. bestimmte Situationen noch nicht erlebt haben, dann lassen Sie bitte das Feld einfach aus.

	Dialekt	Umgangssprache	Hochdeutsch	Anpassung zw. D & U	Anpassung zw. U & H	Anpassung zw. D & H
Vorlesung mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Präsentation im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Lehrenden in der Sprechstunde	○	○	○	○	○	○
Laborübungen mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Seminar mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Moodle-Kurse (TUWEL): schriftliche Interaktion mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Praktikum mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Diskussion im Plenum	○	○	○	○	○	○
E-Mail-Kontakt mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Mündliche Prüfung	○	○	○	○	○	○
Gespräche unter Studierenden in einer Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Übung mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○

Exkursionen mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Lehrenden nach der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Gruppenarbeit unter Studierenden in einer Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Moodle-Kurse (TUWEL): schriftliche Interaktion mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
Gespräch mit Lehrenden während der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Vorlesung mit Übung mit Lehrenden	○	○	○	○	○	○
E-Mail-Kontakt mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
anderes: ⇉ S102_01 ⇇	○	○	○	○	○	○

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Hochdeutsch verwenden: Warum tun Sie das?

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Umgangssprache verwenden: Warum tun Sie das?

Wenn Sie in einzelnen oben genannten Situationen Dialekt verwenden: Warum tun Sie das?

Seite 03

2. Hat sich Ihr Sprachgebrauch an der Technischen Universität Wien im Verlauf Ihres Studiums generell verändert?

- ○ Ja, Tendenz zum Dialekt
- ○ Ja, Tendenz zur Umgangssprache
- ○ Ja, Tendenz zum Hochdeutschen
- ○ Nein
- ○ oder:

3. Wie finden Sie es, wenn Studierende an der Technischen Universität Wien in Lehrveranstaltungen nicht Hochdeutsch sprechen?

- ○ gut
- ○ das hängt von der Situation ab, nicht adäquat wenn:
- ○ schlecht
- ○ egal

question('S401')

4. Wie beschreiben Sie im Durchschnitt (= die Mehrzahl der Lehrenden spricht so) den mündlichen Sprachgebrauch von Lehrenden an der Technischen Universität Wien?

Kreuzen Sie bitte an.

	Dialekt	Umgangssprache	Hocheutsch	Anpassung zw. D & U	Anpassung zw. U & H	Anpassung zw. D & H
Exkursion mit Studierenden	○	○	○	○	○	○

Vorlesung im Plenum	○	○	○	○	○	○
Gespräch mit Studierenden während der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Praktikum: Lehrvortrag	○	○	○	○	○	○
Seminar im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Studierenden in der Sprechstunde	○	○	○	○	○	○
Exkursion: Lehrvortrag	○	○	○	○	○	○
Diskussion im Plenum	○	○	○	○	○	○
Persönliches Gespräch mit Studierenden nach der Lehrveranstaltung	○	○	○	○	○	○
Laborübung mit Studierenden	○	○	○	○	○	○
Lehrende unter 40 Jahre	○	○	○	○	○	○
Lehrende über 40 Jahre	○	○	○	○	○	○
Lehrende aus Österreich	○	○	○	○	○	○
Lehrende nicht aus Österreich	○	○	○	○	○	○
anderes: ⇉ S402_01 ⇇	○	○	○	○	○	○

Seite 04

5. Ist der Sprachgebrauch der Lehrenden im Kontakt mit Studierenden (LV, Sprechstunde etc.) konstant?

- ○ Ja
- ○ Nein, Begründung:

6. Verändert sich Ihr Sprachverhalten, wenn Lehrende Dialekt, Umgangssprache oder Hochdeutsch sprechen?

- ○ Ja, Begründung:
- ○ Nein

7. Bitte lesen Sie die folgenden Aussagen sorgfältig durch und geben Sie dann an, wie sehr Sie den einzelnen Aussagen zustimmen.

	stimme gar nicht zu 1	2	3	4	5	stimme voll zu 6
Hochdeutsch ist die Sprache der Universität.	○	○	○	○	○	○
Die Beherrschung des Hochdeutschen ist für meinen weiteren Beruf relevant.	○	○	○	○	○	○
Eine dialektale oder umgangssprachliche Sprechweise schafft an der Universität Vertrauen.	○	○	○	○	○	○
Die Verwendung von Hochdeutsch verleiht einer Aussage mehr Gewicht.	○	○	○	○	○	○
Wissenschaftliche Inhalte können adäquater bzw. konkreter im Hochdeutschen vermittelt werden.	○	○	○	○	○	○
Es ist wichtig, dass Studierende Hochdeutsch an der Universität sprechen.	○	○	○	○	○	○
Wenn man Lehrende besser kennt, steigt die Tendenz zur nicht hochdeutschen Sprechweise.	○	○	○	○	○	○
Solange dialektale und/oder umgangssprachliche Sprechweisen verständlich sind, können sie im universitären Kontext verwendet werden.	○	○	○	○	○	○
Ich muss mich bemühen, Hochdeutsch an der Universität zu sprechen.	○	○	○	○	○	○

Seite 05

8.1 Geschlecht:

[Bitte auswählen]

8.2 Geburtsjahr:

8.3 Studium an der Technischen Universität Wien

[Bitte auswählen]

8.4 Typ des Studiums:

[Bitte auswählen]

8.5 Anzahl der bereits absolvierten Semester:

8.6 Geboren in:

[Bitte auswählen]

8.7 Aufgewachsen in:

[Bitte auswählen]

8.8 Längere Zeit woanders gelebt (In- und/oder Ausland):

Ort / Land:	
Dauer (ungefähr in Jahren):	

8.9 Derzeitiger Wohnort:

[Bitte auswählen]

Seite 06

1. Falls Sie mir etwas mitteilen möchten, bietet das Kommentarfeld Platz für Anmerkungen:

Letzte Seite

Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme!

Ihre Antworten wurden gespeichert. Sie können das Browser-Fenster nun schließen.

Lisa Krammer, Universität Wien – 2015